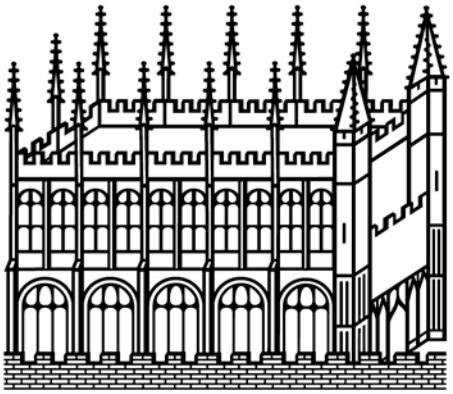


Bodleian Libraries

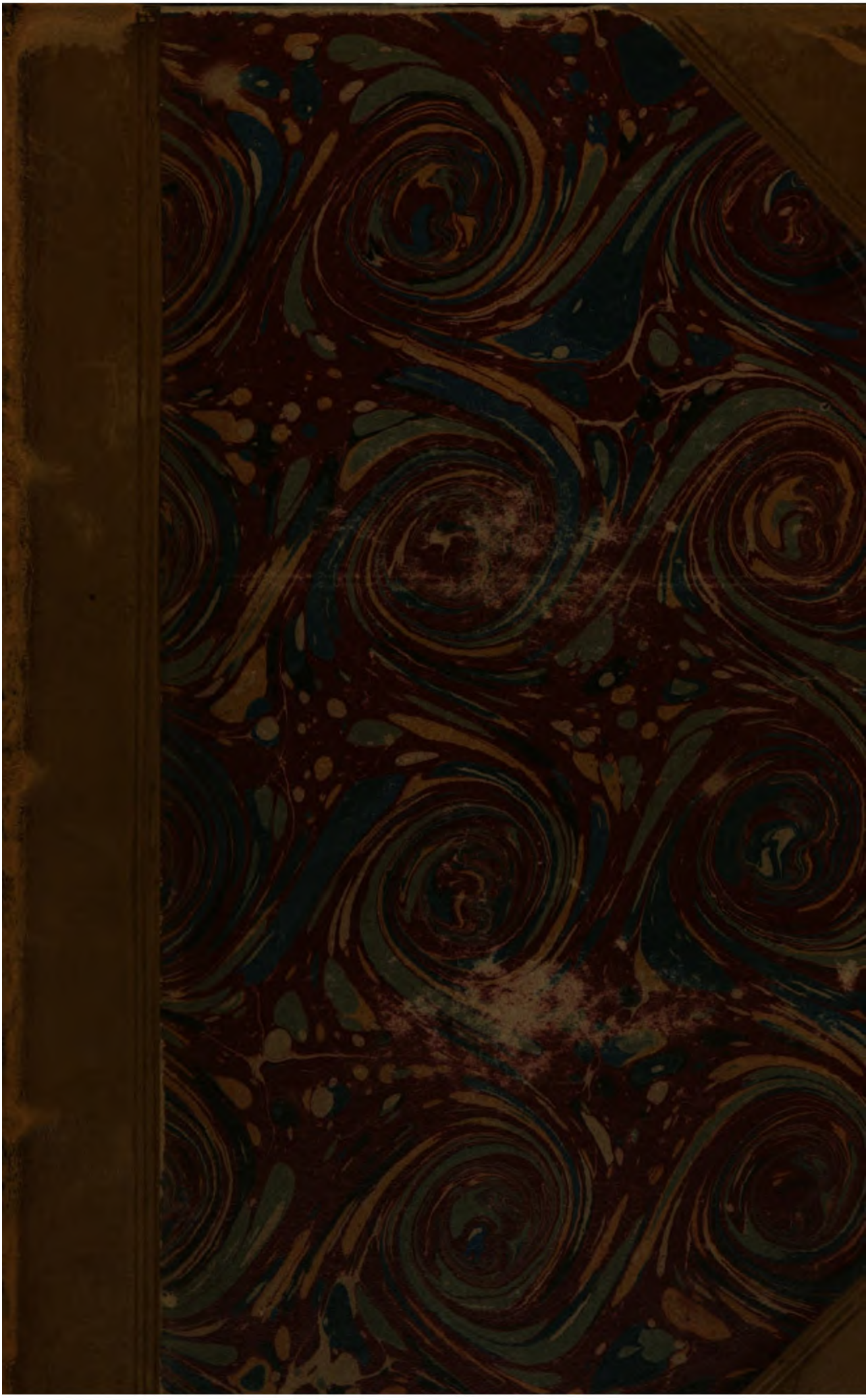
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



162 d. 47

~~37. a. 24~~

# Geſchichten

## aus alter Zeit.

Von

W. H. Riehl.

Zweiter Band.

---

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
1864.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Der Zopf des Herrn Guillemain | 1 |
| Der Hausbau | 67 |
| König Karl und Morolf | 121 |
| Vergelt's Gott! | 177 |
| Die rechte Mutter | 225 |
| Ungeſchriebene Briefe | 263 |
| Demophoon von Vogel | 323 |
| Die Ganerben | 353 |

# Der Zopf des Herrn Guillemain.

Wie hätte ſich der alte Fritz die Augen gerieben, wenn er vor fünfzig Jahren aus dem Grabe erwacht wäre und der Leipziger Völkerſchlacht ein wenig hätte zuſchauen dürfen? oder was würde der alte Bonaparte ſagen, wenn er heute nur auf einen Tag wiederkäme und ſeinen Neffen in kaiſerlicher Politik hantieren ſähe? oder der alte Bach, wenn er eine Beethoven'ſche Symphonie hörte? oder unſere Urgroßmutter, wenn ſie vom Himmel herunter einen Eilzug gewahrte, wie er gleich einer feuerſchnaubenden Schlange durch die Landſchaft ziſcht?

So hat ſchon Mancher gefragt, und große und kleine Kinder plagen ſich überhaupt gerne mit der Räthſelfrage, was ein Verſtorbener wohl ſagen würde, der, plötzlich wiederkommend, die ganze Welt verändert fände. Iſt inzwiſchen gar ſo handumkehrt

Vieles neu und beſſer geworden, worauf Jener bei Lebzeiten vergebens hoffte, dann denken wir, der Mann wird gehörig ſtaunen und ſich freuen und zugleich ſich ärgern, daß er vor drei oder ſechs Jahren hat ſterben müſſen; uns aber rechnen wir es faſt als einen Ruhm an, daß wir ſo geſcheidt waren, noch etliche Jahre länger zu leben und die Sonne nach dem Nebel abzuwarten.

Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß einmal in meines Vaters Hauſe unter Freunden von ſolchen Dingen geredet ward. Mein Vater durchſchnitt das zielloſe Für und Wider mit der Frage, ob denn Niemand den Herrn Guillemain von Mainz kenne, der ſey ja fünf Jahre lang ſo gut wie verſtorben geweſen und plötzlich wiedergekommen in eine neue Welt, die mittlerweile faſt genau ſo geworden, wie er ſich's gewünſcht habe, der könne am beſten erzählen, wie es Einem da zu Muthe ſey.

Ich hörte das nur ſo im Vorbeigehen; denn als zwölfjähriger Bube lief ich nur eben im Zimmer ab und zu; aber die wenigen aufgefangenen Worte arbeiteten und wühlten in meiner Einbildungskraft, zumal ich noch vernahm, daß Herr Guillemain ein

unglücklicher Menſch geworden ſey durch die wunderliche Gnade halbwegs ſterben und dann wiederkommen zu dürfen, um eine neue Welt, welche er geträumt, plötzlich aufgebaut zu ſehen, wie das Kind am Weihnachtsabend den flimmernden Chriſtbaum.

Als ich darum kurz nachher mit dem Vater wieder einmal nach Mainz kam, bat ich ihn, er möge mir heute eine rechte Merkwürdigkeit zeigen, und als er mich fragte, was ich denn ſehen wolle, ob den Eichelſtein oder die Martinsburg oder die Menagerie auf der Meſſe, antwortete ich: „Ich will nichts weiter ſehen als den Herrn Guillemain.“ Mein Vater erwiderte lächelnd: „wenn's möglich iſt.“

Nach manch ermüdendem Straßengange, wobei ich jeden Begegnenden vergebens darauf anſah, ob er nicht etwa Herr Guillemain ſey, kehrten wir ein in den „drei Kronen.“ Es ging dort ſehr lebhaft zu, und wir fanden nur mit Mühe noch einen Platz am Wirthstiſche gegenüber einem muntern alten Herren, der ſich mit ſichtbarem Behagen ſeinen Schoppen ſchmecken ließ. Er ſchien ein Stammgaſt des Hauſes und hatte, redſelig wie ein ächter Rhein-

länder, meinen Vater bald in ein lebhaftes Gespräch über gleichgültige Dinge verflochten, von denen man spricht um zu sprechen. Obgleich der Mann wie ein frischer Fünfziger dreinschaute, erfuhr ich doch nachgehends, daß er bereits tief in den Sechzigen stehe. Er war vornehm doch etwas altmodisch gekleidet und hatte sein reiches schneeweißes Haar hinten in ein ganz kleines, bolzgerade hinaufstehendes Zöpfchen geflochten. Solch ein ächter aus dem achtzehnten Jahrhundert herübergeretteter Miniaturzopf war damals — in der Mitte der dreißiger Jahre — längst die größte Seltenheit, und nur bei einem alten Gerbermeister in Bingen und einem pensionirten weiland nassau-usingischen Leibkutscher in Biebrich hatte ich noch seines Gleichen gekannt.

Als wir uns nach einer Stunde Rast wieder zum Aufbruche anschickten, flüsterte mir mein Vater zu: „Fasse den Mann mit dem Zopfe noch einmal recht genau in's Auge, das ist der Herr Guillemain, den du zu sehen begehrt.“

Ich war aus den Wolken gefallen und bedauerte innigst, daß ich die Menagerie nicht vorgezogen hatte. Denn den Herrn Guillemain, der fünf Jahre lang

ſo gut wie geſtorben und dann wiedergekommen war, um höchſt unglücklich zu werden, hatte ich mir als einen Patriarchen mit langem Barte gedacht, den wir in irgend einer Spelunke hätten aufſuchen müſſen, wo er auf dem Stroh gelagert, ein halb verſchimmeltes Stück Brod und einen großen Waſſerkrug zur Seite, von vergangenen und künftigen Tagen im Style der Klaglieder Jeremiä mit hohen Worten gepredigt hätte.

„Und der Mann ſoll ſo gar unglücklich ſeyn?“ fragte ich auf der Straße recht ärgerlich den Vater. Dieſer aber erwiderte: „Wenn du älter geworden, dann wirſt du erfahren, daß man mit feinem Rock und glattem Geſicht jeden Abend in den drei Kronen ſitzen, ein artiges Geſpräch führen und ein gut Glas Wein mit Verſtand trinken und dennoch ein höchſt unglücklicher Menſch ſeyn kann. Dann wird es auch Zeit ſeyn, daß ich dir die Geſchichte des Herrn Guillemain ausführlich erzähle: jetzt verſtändeſt du ſie doch noch nicht.“

Ich vergaß bald meinen Aerger ſammt dem Herrn Guillemain und erſt nach vielen Jahren, als der alte Herr mit dem Zöpfchen längſt zum zweitenmale,

und nicht bloß beinahe, verſtorben war, erfuhr ich die Geſchichte. Seitdem aber gereute es mich gar nicht mehr, daß ich damals lieber den merkwürdigen Menſchen, wenn auch mit dem Auge eines Kindes, geſehen, als die Menagerie auf der Meſſe.

Und ſo erzähle ich denn auch hier wieder Leſern, die keine Kinder mehr ſind, jene einfache Geſchichte, nachdem ich ihnen bis hierher den Mann ganz ebenſo als ein unverſtandenes Räthſel vorgeführt habe, wie er mir ſelber zuerſt erſchien.

# Erſtes Kapitel.

Joſeph Guillemain war als junger Mann ein rechter Erzdemagog — ſoweit man dies nämlich zwiſchen 1780 und 1790 in Mainz und der Umgegend ſeyn konnte.

Eigentlich aber war er Maler. Sein Sinn ging auf die hohe und ernſte Kunſt, er wollte nur Geſchichte malen, wie er ſpäter Geſchichte machen wollte; Michel Angelo war ſein Vorbild und Liebling, dann Rubens. Die früheſten Skizzen des Kunſtjüngers ſahen darum ſehr „genialiſch“ aus, wie man es damals nannte: — gewaltige Motive, überkühne, oft verworrene Gruppen, eine Uebernatur in Form und Farbe, welche die reiche, im Sturm geſtaltende Phantaſie verrieth, aber des läuternden Schönheitsgefühles entbehrte. Er war ein Mann des großen Styles, und ſeines Vaters großer Geldbeutel geſtattete

ihm, ſo frei wie er nur immer wollte, im großen Style zu malen.

Als erſtes Hauptwerk hatte er einen figurenreichen Carton begonnen, den Tod des Cäſar, welcher von Kennern mit hohem Lobe geprüft wurde, von Nichtkennern mit noch höherem, und es galt für ausgemacht, daß der Künſtler nach Vollendung des Bildes mit dem Titel eines kurfürſtlichen Hofmalers tax- und ſtempelfrei würde begnadet werden. Sein Vater, trotz des franzöſiſchen Namens ein ächter alter Kurmainzer, wartete mit Stolz auf dieſen glücklichen Tag.

Neben all den Bewunderern des Bildes ſtand nur ein einziger wahrer Freund, der ſein Urtheil ganz ehrlich von der Leber weg ſagte, Doktor Kringel, ein junger Arzt. Er meinte, mit ſolchen Mord- und Aufruhrgeſchichten ſolle Guillemain ſich doch nicht plagen, ſondern friedliche und anſprechende Bilder malen, etwa eine badende Nymphe oder den heiligen Nepomuk, das ſeyen ja auch hiſtoriſche Stoffe, wenn man ſie ſechs Fuß hoch anlege.

Guillemain verſtand den Spott; denn er war ſelbſt ein witziger Kopf, und wäre er dies nicht

geweſen, ſo würde er vermuthlich gar kein Demagog geworden ſeyn. Begeiſtert für ſeine beſondere Kunſtrichtung, wußte er mit dem übermüthigen Selbſtgefühle der Jugend jede andere in Grund und Boden zu ſpotten. Hundert Epigramme, die er in flüchtigem Worte hingeworfen oder auch beim Weine in einen luſtigen Reim gefaßt, durchliefen die Stadt. Und da die Kunſt all ſein Leben erfüllte, ſo wollte er auch, daß alles andere Leben in der ganzen Welt nach ſeinem künſtleriſchen Ideale umgewurzelt werde. Ganz Mainz und das übrige Europa war ihm viel zu wenig titaniſch; ein ächter Stürmer und Dränger, ſchlug er Pfaffen und Junker, Pedanten und Spießbürger, die ihm rings in die Quere liefen, mit der Geißel des Witzes. Die lebendigen Menſchen ſollten werden wie die gemalten auf ſeinen Bildern, und ſo ingrimmig freiheitsdurſtig, ſo aufgequollen pathetiſch, dazu ſo hochgeſtylt im ſtolzen Togawurf wie die Figuren ſeines Cäſar-Cartons bewegten ſich die Mainzer von 1785 allerdings eben nicht. Waren ſie aber auch keine Gracchen und Brutuſſe, wie es Guillemain gewünſcht, ſo verſtanden ſie doch einen Spaß beſſer als vermuthlich jene

alten Römer und jubelten dem jungen Maler Beifall zu, der so keck und luſtig Hiebe nach rechts und links austheilte. Denn jeder Einzelne glaubte ſich ſelbſt nicht getroffen, freute ſich aber, daß ſein Nachbar etwas abgekriegt habe. Guillemain war darum bald das Schoßkind der Mainzer Geſellſchaft und wurde einmal ſogar zu Wein und Butterbrod in ein adeliges Haus geladen, was zu ſelbiger Zeit in Mainz viel ſagen wollte.

Unter Freunden ſprach der Maler wie ein Prophet: „Das deutſche Reich wird ſeine Revolution durchkämpfen ſo gut wie Nordamerika; es wird ſeinen Waſhington, ſeinen Franklin und Lafayette ſchon finden, ein neues, freies Leben wird erblühen!“ Fragte dann aber Doktor Kringel, wann das Alles geſchehen werde, ſo antwortete Guillemain, „heute und morgen ſchwerlich, und vielleicht erſt, wann uns Allen längſt kein Zahn mehr wehe thut.“ Und fragte Kringel, wie denn das verbeſſerte Reich ungefähr ausſehen ſolle, ſo erwiderte Jener, das wiſſe er nicht; denn wenn ei's wiſſe, ſo ſey es zu ſpät zum Prophezeien und die glückſelige Zeit ſchon angebrochen.

Berauſcht vom Erfolg, ging Guillemain mit ſeinen Satyren immer toller in's Zeug und machte eines Tages eine rechte Dummheit im deutſcheſten Sinne des Wortes. Als er nämlich einmal mit ſehr jugendlichen und grünen Freunden nicht mehr beim erſten Schoppen ſaß, ſchnitt er ſich zum Zeichen des Bruches mit allen bildlichen Zöpfen ſeinen eigenen natürlichen Zopf ab und legte ihn, begleitet von einer anonymen gereimten Epiſtel, in eine Schachtel, die er auf der Stelle wohlverſiegelt an den Kurfürſten ſchickte.

Als der künftige Hofmaler des andern Morgens beim ſtark verſpäteten Frühſtücke ſaß, trat Doktor Kringel in's Zimmer, zog einen falſchen Zopf aus der Taſche und beſchwor den Freund, ſich doch dieſen anzuheften, daß man ihn nicht ſofort als den Abſender der frevelhaften Schachtel entdecke. Guillemain ſträubte ſich und meinte, da hätte er dem Kurfürſten lieber gleich einen falſchen Zopf überſchicken und den ächten behalten ſollen; der Arzt dagegen ſuchte ihm zu verdeutſchen, daß es freilich nur ein ſchlechter Witz ſey, wenn man einen abgeſchnittenen Zopf an einen Privatmann adreſſire, ſende man

aber einen ſchlechten Witz an einen Kurfürſten, ſo ſey das Majeſtätsbeleidigung.

Entrüſtet ſtutzte Guillemain über dieſes Wort, allein er hatte nicht Zeit, lange zu ſtutzen, denn der Kapaunenſtopfer des Kurfürſten trat herein, brachte die Schachtel ſammt ihrem Inhalte zurück und meldete, der gnädige Herr laſſe danken für das zugedachte Geſchenk und die Verſe von wohlbekannter Hand. Neues habe er nicht aus denſelben gelernt, denn daß Herr Guillemain einen Sparren zu viel im Kopf habe, ſey ihm ſchon längſt bekannt geweſen.

Der Maler ſtand wie ein begoſſener Pudel vor dem Kapaunenſtopfer, der eine Weile wartete, als hoffe er auf ein Trinkgeld. Da raffte ſich Guillemain plötzlich auf, gab ihm einen Louisdor, ſagte: „auf eine fürſtliche Botſchaft gehört fürſtlicher Botenlohn,“ packte ihm beim Kragen und warf ihn die Treppe hinunter.

Er war zunächſt wüthend darüber, daß der Kurfürſt den ſchlechten Witz doch nicht für Majeſtätsbeleidigung genommen hatte; ſechs Monate Feſtung wären ihm lieber geweſen als dieſer verachtende Hohn. Dann hätte er grollen und klagen und über

dem Zorn die Scham vergeſſen können, und jetzt war ihm gar nichts anderes übrig als ſich zu ſchämen! Nicht ſo ſehr aber hatten ihn die Worte des Kurfürſten beſchämt, als der Bote, welchen man geſchickt. Wäre noch der Hofmarſchall oder ein Sekretär, oder auch nur ein Kammerdiener oder Lakai gekommen: aber der Kapaunenſtopfer! ein verſoffener Kerl, eine Karikatur, welcher alle Gaſſenbuben nachliefen! Noch mehr jedoch als der Bote beſchämten ihn dann zuletzt ſeine eigenen Verſe, da er ſie nüchtern las. Es waren wirklich recht betrunkene Verſe. Und dieſe Scham nagte am tiefſten.

Er machte ſich Luft mit dem Ausrufe: „Es muß beſſer werden im deutſchen Reiche, und wenn nicht heute und morgen, ſo doch gewiß in Jahr und Tag!“

„Es muß?“ fragte Kringel erſtaunt, „und gar ſo bald ſchon? Sonſt ſagteſt du immer es wird und rückteſt den Termin in die blaue Zukunft hinaus! Und wie wird es beſſer werden?“

„Das weiß ich nicht! Frage mich, wenn ich Wein getrunken habe: wie kann man nüchtern ein Prophet ſeyn!“

„Biſt du wirklich nüchtern," entgegnete lächelnd der allezeit nüchterne Doktor, „ſo freue dich wie gewöhnliche Menſchen, daß dein trunkener Streich ſo glücklich abgelaufen iſt."

Allein gerade weil dieſer Streich zunächſt ohne ſchlimme Folgen blieb, ward er mittelbar erſt recht folgenreich für Guillemain's ganzen Lebensgang.

Als der junge Maler ohne Zopf wieder unter die Leute kam, bemerkte er gar bald den vollkommenen Umſchlag der allgemeinen Gunſt. Ehrſame Bürger gingen ihm aus dem Wege; vornehme Gönner kannten ihn nicht mehr; Niemand tadelte ihn in's Geſicht, denn dazu war der Spötter zu gefürchtet, aber er konnte es mit Händen greifen, wie man hinter'm Rücken über ihn loszog. Weil er diesmal wirklich taktlos gehandelt, ſo griff man zurück und entdeckte plötzlich in hundert luſtigen Streichen, die man ſeit Jahren bewundert hatte, eine ganze Kette von Taktloſigkeiten. Und was der Menſch geſündigt, das ließ man dann auch den Künſtler büßen: ſeine Bilder waren über Nacht bedeutend ſchwächer geworden.

Guillemain ſagte täglich ein dutzendmal, daß er

ſich den Teufel kümmere um die Ungnade aller der Hofſchranzen mit und ohne Livree. Sein Freund aber flüſterte ihm in's Ohr: „Du würdeſt das nicht ſo oft ſagen, wenn es dich wirklich ſo wenig kümmerte.“

Tiefer ſchnitt bei dem jungen Künſtler allerdings das ſtrenge Urtheil ſeines Vaters. Der alte Guillemain ſtrafte den muthwilligen Sohn in harten Worten; die hatte Joſeph erwartet und ließ ſie ſtille über ſich ergehn; als er aber merkte, daß ſein Vater nicht blos zürne ſondern zugleich von ganzer Seele betrübt ſey, weil er ihn für einen verlorenen Menſchen halte, da hätte er in den Boden ſinken mögen vor Groll und Schmerz. Der Stolz des Vaters zu ſeyn, war bis dahin für Joſeph ſelbſt der größte Stolz geweſen; er konnte es nicht ertragen, daß dies mit einmal anders geworden durch eine reine Kinderei, welche höfiſcher Knechtsſinn zur Frevelthat ſteigerte. Jetzt erſt erhielt die öffentliche Unguſt Bedeutung für ihn; denn ſie hatte ihm das Vertrauen ſeines Vaters geſtohlen.

Um Troſt zu finden, ging er zu dem Freunde, mit welchem er ewig uneins war und den er doch

ſo lieb hatte. Der kam ihm diesmal in der That mit einem herrlichen Troſt, wie er glaubte, entgegen: Der Kurfürſt wußte bis zur Stunde noch gar nichts von der Schachtel; ſein Sekretär hatte ſie eröffnet und, da er Guillemain's Handſchrift erkannte, durch den Kapaunenſtopfer zurückgeſchickt; durch jenen Sekretär war dann allerdings der Vorgang ſtadtkundig geworden. Allein Guillemain konnte noch immer Hofmaler werden. Darum rieth ihm der Freund, er möge ganz ſtille den Cäſar fertig malen, daß er mit ſeinem Pinſel wieder gut mache, was er mit ſeiner Pinſelei bei den Leuten verdorben habe. Trete er dann mit dem großen Werke ſieghaft hervor, ſo ſey die alte Zopfgeſchichte begraben, und der Künſtler ſtehe wieder rein an dem Platz, der ihm gebühre.

Aber zu ſolchem Rathe war es bei Guillemain viel zu ſpät. Alſo hatte er nicht einmal in der Gefahr des Märtyrerthums oder wenigſtens der allerhöchſten Ungnade geſchwebt, und nur ein ſimpeler Sekretär war es, der ihm einen Gegenſtreich geſpielt hatte! Und wegen eines ſolchen Spieles hatte er die Gunſt der ganzen Stadt und das Herz ſeines

Vaters verloren! Da ſah man doch recht die Hohlheit unſerer Geſellſchaft, welche weder Spaß verſteht noch Ernſt und nur nach den kleinlichſten Rückſichten und Vorurtheilen die Menſchen und Dinge zu meſſen weiß!

Nachdem Guillemain dieſe und ähnliche Gedanken ſeinem Freunde ausgeſprochen, erwiderte derſelbe ironiſch: „Du haſt Recht! Das ſicherſte Mittel, den Aerger über ſich ſelbſt zu vergeſſen, beſteht darin, daß man ſich über alle Welt ärgert. In dem großen Weltmeer eines ſtolz aufwogenden Zornes verſchwindet dann ſpurlos das kleine Bächlein der Selbſtbeſchämung.“

Dieſe Worte nagten an dem Künſtler; denn ſie bargen Wahrheit. Der Freund hatte ihn ſogar den Troſt ſeines Aergers genommen! Um die Lücke auszufüllen, ſpannte Guillemain nun doch den Carton ſeines Cäſar wieder auf; ihn hungerte nach Arbeit. Allein er erſchrack über ſich ſelbſt und über ſein Werk: es erſchien ihm klein und unreif und hatte ihm doch früher ſo groß und fertig gedünkt. Er fand mit einemmale zu wenig Ideen in ſeiner Zeichnung, zu wenig Weltgeſchichte; er hätte gern mit

Frakturbuchſtaben auf das Bild ſchreiben mögen, daß hier die alte Römerfreiheit ſiegt, um dennoch unterzugehn und der Uſurpator fällt, um in ſeinem Tode dennoch zu ſiegen. Aber wie ſollte er das mit dem Pinſel ſeinen Figuren in die Geſichter ſchreiben?

Dem Freunde predigte er ſtundenlang von dem hohen Berufe der Kunſt, den Mitlebenden die großen Mahnworte der Geſchichte in die Seele zu donnern und von neuen und kühnen Gedanken, welche ihm in dieſem Sinne für ſein Bild aufgegangen. Allein ſeine Predigt wimmelte von Fragezeigen und war ſeltſam ſprunghaft und zerriſſen, ohne ein abſchließendes Wort. Doktor Kringel hörte die Reden anfangs mit wahrer Freundesgeduld, als ein gutes Wahrzeichen, daß Joſeph wieder mit ganzem Herzen zu ſeinem Werke zurückgekehrt ſey. Dann aber ſtutzte er und fragte ihn trocken, ob er denn auch wirklich male?

„Thörigte Frage!“ erwiderte Jener im Tone des Zornes und der Selbſtironie, „eben darum rede ich ja ſo viel über die Malerei, weil's mit dem Malen nicht flecken will!“

Der Doktor ſagte: „Ich will dir ein Rezept ver-

ſchreiben: Denke eine zeitlang gar nichts mehr und wirf alle Compoſitionen in die Ecke. Suche dir einen ſchönen Mädchenkopf und male ihn, rein wie er dir in's Auge ſchaut, oder einen alten Bettelmann, oder einen hübſchen Buben, oder meinetwegen einen Pudel, wenn dir kein Menſch ſitzen will, daß du wieder Blick und Hand für Form und Farbe gewinneſt. Du mußt dir deine Grübeleien hinwegmalen; denn hinwegdenken kannſt du ſie doch nicht."

„Da haben wir's!" rief Guillemain. „So urtheilt ein gedankenreicher Kopf: wie ſoll nun der gedankenloſe Pöbel urtheilen!" Der gute Rath dünkte ihm die ſchwerſte Beleidigung. So wenig hatte der Freund ihn verſtanden, daß er ihn wieder in die Schule des Modellſaales zurückſchickte! Bisher konnte Guillemain nicht mehr malen, aber er wollte es doch noch, jetzt wollte er es auch nicht mehr; er zeichnete zum Trotz nur noch in Gedanken. Wozu überhaupt noch zeichnen und malen? Die Welt muß erſt einmal neu geworden ſeyn, dann werden begabte Geiſter auch wieder Luſt und Muße finden zu einer neuen Kunſt. Bis dahin ſind es nur die Feigen und Schwachen, die ſich hinter die Kunſt verſtecken und wähnen, die

Zeit ſtehe ſtill, weil ſie ſelber ſtille ſtehn. So ungefähr dachte der Künſtler, und als ihn der Freund wieder einmal zur Staffelei treiben wollte, ſprach er: „Ich habe die Kunſt einem höheren Berufe zum Opfer gebracht, freudig und doch ſchweren Herzens, wie ich vorher die Ausſicht auf Amt und Würde, die Gunſt meiner Mitbürger, ja die Liebe meines Vaters zum Opfer brachte!“

„Und worin beſteht denn dieſer höhere Beruf?“ fragte der unausſtehlich klar denkende Doktor.

„Ich kenne ihn noch nicht genau, aber ich ſuche ihn,“ erwiderte Guillemain geheimnißvoll. Allem Anſcheine nach war es ihm noch nicht ganz deutlich, wie die verſunkene Menſchheit zu erretten ſey, nur wußte er, daß die Fürſten nichts taugten und der Adel gar nichts, die Bürger ſehr wenig und die Bauern nicht viel. Ja ſogar von ſich ſelbſt glaubte er mit unerbittlichem Humor, daß er gerade ſo ſchlecht ſey wie alle die Andern. Allein er hatte den ernſtlichen Willen, ſich und die Welt zu beſſern, und darum taugte er doch vergleichsweiſe noch am meiſten.

Verbittert und friedlos und dennoch gehoben von dem Bewußtſeyn eines reinen Strebens nach neuen

und hohen Idealen zog er oft wochenlang im Lande umher und ließ den Sturm ſeiner Seele in Wind und Wetter ausbrauſen. „Ich ſtudire nach der Natur,“ ſagte er, „der Doktor hat es mir ja ſo dringend gerathen, aber ich ſtudire die Menſchen, wie ſie inwendig ſind, nicht wie ſie in dem Trugbilde von Geſicht und Geſtalt erſcheinen.“ Mit ſolchen Volksſtudien verband er aber zugleich auch die Belehrung des Volkes. Er half den Bürgern die Zeitung leſen und den Bauern brachte er ſie mündlich mit. In Frankreich waren die Notabeln einberufen worden, ſie hatten den Miniſter Calonne in die Flucht geſchlagen; mächtig wuchs die Theilnahme des Volkes für die Oppoſition im Parlamente, auf der Straße ſchon ertönte der Ruf nach Generalſtänden. „Das ſind die Vorboten einer großen Revolution!“ weiſſagte Guillemain. In Holland war der Erbſtatthalter vertrieben worden, die neuen Gedanken von Freiheit und Menſchenrechten durchleuchteten die Köpfe, die Patrioten rangen mit den Anhängern des Statthalters. „Seht da!“ rief Guillemain, „die Freiheit triumphirt wieder im alten Lande der Freiheit!“ In Schweden gährte es unheimlich gegen den König Guſtav, der

für das Mittelalter ſchwärmte und Turniere und Ringelrennen hielt und ſein Volk in die Zwangsjacke einer allgemeinen Nationaltracht ſtecken wollte. „Wen Gott vernichten will, den verblendet er,“ predigte begeiſtert der Maler, „und auf das Turnier der Ritter wird das Turnier der freiheitskämpfenden Völker folgen.“ In Polen ſchlich die Empörung heimlich einher, aber Guillemain ſah ſie ſchon offen ihre Blitze ſchleudern. In Belgien verweigerten die Bürger die Steuern und bewaffneten ſich gegen die Reformen Joſephs zum Kampfe für das Herkommen und in Ungarn erhob ſich der Adel, um für die Leibeigenſchaft zu ſtreiten. „Das iſt eine niederträchtige Sorte von Revolution,“ eiferte Guillemain, „aber die Leute haben doch wenigſtens das Zeug, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ſie wollen ſich nicht wie Schafe regieren laſſen, wenn auch vom beſten Hirten, und das Volk wird von dem Adel lernen, wie man Revolution macht und wird dann ſeinen Lehrmeiſtern auf die Köpfe ſchlagen. — In allen Winden ſteigen Wolken auf, ſie werden ſich zu einem furchtbaren Gewitter über unſern Häuptern ſammeln: wohl dem, der ſein Haus bereitet hat!“

Einige ſpotteten über dieſe Predigt, Andere ärgerten ſich, mehrmals ward der Prophet auch aus den Wirthshäuſern hinausgeworfen und geprügelt. Das kümmerte ihn wenig. Er verglich ſich beſcheiden mit dem Apoſtel Paulus, der auch viele Schläge erlitten, doch ſagte er's nicht laut, weil Bibelcitate nicht im Geſchmack der Zeit waren. Da er aber an ſeine eigenen Reden glaubte und ſie in begeiſterter Ueberzeugung vortrug, ſo bewunderten ihn auch Manche und hingen ihm an.

Guillemain verbat es ſich, daß man ihn noch einen Maler nenne, er ſagte, „ich bin ein Patriot, weiter nichts und an dieſem Berufe habe ich genug.“ Doch merkte er in ruhigeren Stunden, daß dieſer Beruf einer feſten Form des Wirkens ermangele.

Endlich aber glaubte er auch dieſe gefunden zu haben. Doktor Kringel wünſchte die neue Handhabe für den praktiſchen Beruf eines Freiheitsmannes zu ſehen; Guillemain ſprach: „Es iſt nur ein Gedanke, eine Sentenz. Sie lautet: Die Freunde der Freiheit haben überall das gleiche Ziel, ſie fechten für *ein* großes Recht, ſie können einen Bund durch alle Länder ſchließen; die Unterdrücker des Volkes dagegen

wollen hundert verſchiedene Rechte vertheidigen, ſie liegen ewig mit ſich ſelbſt im Hader und bringen es nie zur durchgreifend gemeinſamen That. Eigennützige Herrſchſucht iſt vielgeſtaltig und entzweit; opferfähige Freiheitsliebe iſt einheitlich und verbündet."

„Sehr wahr!" ſprach der Doktor. „So lange es gilt, die gar verſchieden gefeſteten Zwingburgen niederzureißen, ſind alle Freiheitskämpfer einig. Das iſt aber nur der erſte Akt. Im zweiten ſoll darauf ein neuer freiheitlicher Staat an der Stelle des zerſtörten aufgebaut werden, und ich glaube, dann werden die Befreier doch wieder gerade ſo uneins wie es früher die Zwingherren waren. Und ſo zerfließt deine praktiſche Handhabe in einen ganz unbrauchbaren Gemeinplatz. Ihr ſeyd nur darum einig, weil ihr überhaupt noch nichts ſeyd und habt und blos von der Luft des allgemeinen Gedankens zehret."

Es war zum letztenmale, daß Kringel dem ſchwärmeriſchen Freunde ſo kalt und ſchonungslos Widerpart gehalten. Guillemain verfolgte ſeinen Gedanken. Er ſetzte ſich in Briefwechſel und perſönlichen Verkehr mit Revolutionären aus allen Ländern; er wollte einen allgemeinen Bund der Freiheitsfreunde gründen,

der die wahre weltbürgerliche Brücke ſchlüge über jede Schranke der Nationalität und emporwüchſe zu einer unwiderſtehlichen Verſchwörung der denkenden Köpfe und unabhängigen Charaktere; er reiste umher in Deutſchland, Holland und Frankreich, gewann auch einige begeiſterte Jünger und glaubte ſchon den feſten Grund ſeines furchtbaren Geheimbundes gelegt zu haben. Da aber erfüllte ſich die einzige Weiſſagung, welche ihm der ſonſt gar nicht prophetiſche Doktor öfters verkündet hatte: Joſeph Guillemain ward im Jahre 1787 unverſehends ergriffen und eingeſteckt, ich weiß nicht mehr in welchem Reichslande. Man fand ſtark verdächtigende Briefe, durch welche ſich der Faden einer weitgeſponnenen Verſchwörung zu ziehen ſchien. Das ganze Gewebe zu entwirren war eine gar zu reizende Aufgabe für politiſche und criminaliſtiſche Spürnaſen, darum behielt man den jungen Mann in einſamem Gefängniß; denn Einſamkeit macht mittheilſam. Der Angeklagte aber blieb ſtumm und feſt wie jeder ächte Schwärmer und es iſt niemals ermittelt worden, ob er ſchwieg, weil er nichts ſagen wollte oder weil er nichts zu ſagen wußte.

So lag er denn jahrelang in ſtrengſter Unterſuchungshaft, trotz aller Bemühungen des Vaters und der Mainzer Freunde. Es wäre freilich bequemer geweſen, den Volksverführer raſch abzuurtheilen oder kurzweg aus dem Lande zu weiſen. Allein in den aufgegriffenen Briefen fand ſich ein vornehmer, dem Fürſten des Ländchens naheſtehender Mann mehrmals in bedenklicher Weiſe erwähnt; er ſchien ſogar mit Guillemain correſpondirt zu haben. Der dirigirende Miniſter hatte jenen Günſtling vergebens zu ſtürzen getrachtet; jetzt konnte er ihn wenigſtens in ſtäter Angſt halten durch den verhafteten Maler und das gelang auch vortrefflich. So lange alſo nicht entweder der Günſtling gefallen war oder der Miniſter, hatte der Gefangene wenig Ausſicht, ſeiner Haft ledig zu werden, und während er glaubte, er dulde als Opfer ſeines Freiheitsmuthes, duldete er eigentlich nur als Opfer einer Hofintrigue.

Iſt aber Einer erſt einmal todt, dann gilt es ihm wohl ziemlich gleich, ob ihm ſeine Krankheit oder ſein Doctor den Garaus gemacht, und Joſeph Guillemain war todt und begraben für die Welt und die Welt war abgeſtorben für ihn. Er ſah nur den

Schließer des Gefängniſſes und in langen Pauſen den Richter, der ſich die Aufgabe ſtellte, ewig zu unterſuchen und niemals zu richten.

Briefe ſchreiben durfte er nicht und aus den einlaufenden Briefen theilte man ihm nur etwaige perſönliche Nachrichten nach Gutdünken mündlich mit.

Obgleich er aber ſo ſchauerlich einſam leben mußte, war er doch nicht allein: hundert Geſtalten umſchwebten ihn und raſtlos gährte und arbeitete es in ſeinem Geiſte. Er hielt große, gewaltige Volksreden, indem er vor den Ofen trat, der ihm eine Volksverſammlung darſtellte und verkündete den Sturz des alten politiſchen Babels kühner als je in freien Tagen, oder er unterhielt ſich ſtundenlang mit dem Handtuch, welches hinter der Thüre hing uud ihm für ſeinen langen, nüchternen Freund Kringel gelten mußte und machte ſich ſelber alle die ſpitzigen Einwürfe, welche ihm der Freund gemacht haben würde, um ſie ſammt und ſonders zuletzt ſieghaft zu widerlegen. Namentlich aber verſicherte er dem Handtuch ſtets auf's eifrigſte, daß er keinen Augenblick bereue, ja daß er ſtolz ſey, den Weg gemacht zu haben, der ihn in's Gefängniß geführt, daß er nur um ſeines

Vaters willen betrübt ſey, aber einſt mit Ehren aus dem verfluchten Loche zu kommen hoffe, und daß er heilig glaube, er werde die neue Morgenröthe im Aufgang noch mit eigenen Augen ſchauen.

Guillemain ſtand feſt in ſeiner Schwärmerei, denn er war langſam und nothwendig hinein gewachſen. Es gibt keine geſchiedeneren Leute als den Spötter und den Schwärmer. Allein der Spötter hatte ſich geſchämt über einen thörichten Spott und im Aerger über ſich ſelbſt die Beſchämung aus ſeiner Seele hinweg geärgert und dann im Weltärger den eigenen Aerger erſtickt; dem Aerger über alle Welt entſproßte aber die Begeiſterung für die Weltreform, und da kleine Verdrießlichkeiten und Opfer zu einem wirklichen Dulderloſe ſich geſteigert hatten, ſo brach aus der Begeiſterung endlich die Schwärmerei hervor. Ein raſch aufflackerndes Strohfeuer erliſcht auch raſch, aber die langſam genährte Flamme brennt tief und lange.

Hatte der Gefangene ſich ſatt gepredigt gegen den Ofen und ſich ſatt geſtritten mit dem Handtuche, dann malte er —, doch nicht wie gewöhnliche Maler beim hellen Tageslicht, ſondern in den langen, dunkeln Abendſtunden. In Gedanken entwarf er ein rieſiges

Bild: „Das jüngſte Gericht der Völkerfreiheit.“ Cäſar's Tod war ihm jetzt ein viel zu kleiner und dürftiger Stoff geworden, aber ein politiſches Weltgericht, zermalmend groß nach Michel Angelo's Vorbild, das dünkte ihm ein begeiſternder Gegenſtand. Unſer Herrgott ſelbſt, halb Jehovah, halb Jupiter, ſollte richtend oben ſtehen; die blutigen Würgengel der Revolution ſchmetterten in die Poſaunen; ſchwarzes Nachtgewölk, von Blitzen fahl durchleuchtet, ſchattete zur Linken des Richters, wo die ſchlechten Könige in den Abgrund ſtürzten, ſtatt des Kopfes eine hohle Krone auf dem Rumpf, von einem züngelnden Flammenmantel ſtatt des Purpurs umlodert, wo die Diplomaten von Schlangen umringelt wurden, die ewig rückſchreitenden Pfaffen von großen Krebſen zernagt, die Edelleute von ihren Wappenthieren, von ächt heraldiſchen Greifen, Löwen und Adlern zerfleiſcht, oder unten im Abgrunde an vieläſtige Stammbäume als ihre eigenen Schildhalter aufgehängt, wo die blutſaugenden Reichen und Wucherer mit ſchweren Geldſäcken am Halſe in bodenloſen Schlamm tiefer und tiefer verſanken und vergebens den armen Lazarus, den gemeinen Arbeiter, der ſich drüben aus

ſeinen Lumpen erhob, anflehten, daß er ihnen das Centnergewicht ihres Geldſackes abnehmen möge. Zur Rechten des ewigen Richters aber ſtrahlte warmes Sonnenlicht vom blauen Himmel nieder; im Hintergrunde ſah man die gebrochenen Burgen und die rauchenden Schlöſſer der Tyrannen, überwölbt vom Regenbogen des ewigen Weltfriedens, Kinder warfen die Mordwaffen des Krieges hinüber in den Abgrund und zerriſſen die Urkunden hiſtoriſcher Rechte und Unrechte, daß ſie in den Lüften zerflatterten, der Bauer im Kittel, der Handwerker mit dem Schurzfell ſchwebten aufwärts, halbnackte Bettler und Fürſten, die ihre Krone bei Zeiten in die Taſche geſteckt hatten, daß ſie nur noch ein klein wenig hervorſah, umarmten ſich brüderlich, die Herolde der Nationen legten ihre Fahnen vor einander nieder zum Zeichen der Völkerbrüderſchaft und des allgemeinen Weltbürgerthums, und dem aufſteigenden Zuge der Befreiten voran wallten die Märtyrer der Freiheit, Brutus, Huß, Rienzi, die Gracchen, Wullenweber, Savonarola und viele Andere mit dem Bürgerkranze von Eichenlaub gekrönt und die Palmen des Friedens und der Verklärung in den Händen.

Immer klarer in Form und Aufbau, immer glühender in der Farbe trat das ungeheuere Bild vor die Seele des Gefangenen, daß er die Geſtalten im Kerkerdunkel mit Händen greifen konnte, und manchmal lief es ihm kalt den Rücken herab, ſo ſehr erſchrack er vor dem fürchterlichen Geſicht des rächenden und ſühnenden Gottes der Freiheit und er fuhr wohl gar zuſammen, weil er ſchon den erſten Schall der Poſaune zu hören glaubte und es war doch nur das Knarren des Schlüſſels und der Angeln, wenn der Wärter die Thüre ſeines Gefängniſſes öffnete. Und dann blieb Alles wieder ſtille wie im Grab.

Aber draußen, jenſeits des Kerkers war es derweil nicht ſtille geblieben. Das Jahr neunundachtzig war gekommen, ein Stufenjahr der Weltgeſchichte; — im Sturm flogen die Ereigniſſe; — jene blutigen Würgengel der Revolution, welche der Gefangene im Traumgeſichte ſeines Bildes ſah, ſchmetterten in Frankreich wirklich in die Poſaunen und ganz Europa fuhr aus dem Schlummer empor: — nur der arme Maler des jüngſten Gerichtes der Freiheit blieb in Kerkerſchlaf gebannt, er ahnte nicht, daß die Völker jetzt ſchon mit leiblichem Auge ſchauten, was er blos

dem Auge des Geiſtes als eine ferne Weiſſagung vorzudichten gewagt.

Gar oft ſprachen die Freunde in Mainz bei den ungeahnten und erſchütternden Botſchaften, die jeder neue Tag brachte: was würde Guillemain dazu ſagen, wenn er's hörte! wie würde er aufjauchzen! wie würde er uns triumphirend zurufen: habe ich nicht Recht gehabt, kommt nicht Alles wie ich's prophezeite?

Allein für Guillemain ſchlich eine Stunde ſo öde und langſam dahin wie die andere, das Jahr neunundachtzig war ihm ein ganz gemeines Jahr von dreihundertfünfundſechzig Tagen, wenn's nicht zufällig ein Schaltjahr geweſen iſt, und die Zeit däuchte ihm ſo unergründlich ſtill, als ſey das tauſendjährige Reich des allgemeinen Weltfriedens bereits angebrochen mit ſeiner ganzen unergründlichen Langenweile.

## Zweites Kapitel.

Kurz vor Weihnachten 1792 erhielt Guillemain unerwartet ſeine Freiheit; die Unterſuchung wegen der Mitverſchworenen wurde niedergeſchlagen, und für die fünfjährige Haft konnte er ſich als eine gnädige Strafe ſeiner Umtriebe bedanken. Im Grunde aber ließ man ihn aus politiſchen Rückſichten frei wie man ihn aus politiſchen Rückſichten ſo lange feſtgehalten hatte, und befahl ihm auch zum Ueberfluſſe noch, binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen; Guillemain wäre ſchon von ſelbſt gegangen.

Ja er ging nicht, ſondern er lief zum Lande hinaus, obgleich es ihm ſauer ward und ſchwindelte vor der friſchen Luft und der ungewohnten Bewegung. Aber die Stadt, die Häuſer waren ihm zu enge, er wollte wieder einmal ein recht großes

Stück Himmel ſehen und Wald und Feld, Berg und Fluß; nur in Gottes freier Natur konnte er ſich ja wieder ganz als ein freier Mann fühlen. Leider trugen ſeine Beine dieſen Freiheitsrauſch nicht lange, ſie mußten erſt wieder gehen lernen, und der arme Guillemain kam vom Laufen bald in's Schleichen und hinkte recht erbärmlich und doch überſelig die menſchenleere Landſtraße entlang und wußte gar nicht recht, wohin er eigentlich hinke; er hinkte nur ſo im Allgemeinen in die Freiheit hinein.

Am Waldesſaume ſtieß ein fein friſirtes Männlein zu ihm und blickte ihn ſtaunend und lächelnd an; denn Guillemain ſah in der That gar ſeltſam aus. In den fünf Jahren war keine Scheere über ſein Haar, kein Meſſer über ſeinen Bart gekommen und die langen Locken flutheten wild auf Bruſt und Schulter herab, und da ſein Rock zudem etwas verſchabt und ſein Gang ſo jammervoll war, ſo konnte er wohl für einen Strohmer vom ächteſten Schlage gelten.

„Schönes Wetter!“ rief ihm der Andere zu, „und ſchöne Haare tragt Ihr, wunderſchöne Haare,“ und prüfte ſie mit Kennerblick. „Vor einem Jahre

noch hätte ich Euch ſechs Batzen für Euer Haar geboten, aber jetzt ſind ſchlechte Zeiten; die Leute fürchten ſich faſt, Zopf und Perücke zu tragen, und ſeit in Paris die Köpfe ſo wohlfeil geworden, gehen die Menſchenhaare im Preis herunter wie die Aſſignaten."

Der fein friſirte Mann war augenſcheinlich ein Perückenmacher. Guillemain ſah ihn fragend an und ſprach: „Alſo kommen die Zöpfe aus der Mode?"

„Freilich! und auch der Puder. Seit die Ohnehoſen in Mainz hauſen, beginnt die Unnatur des ungepuderten Kopfes ſogar auf dem rechten Rheinufer erſchreckend um ſich greifen."

Guillemain ſtaunte wie ein Kind über alle die unverſtändlichen Worte — Ohnehoſen, — wohlfeile Köpfe, — Aſſignaten. „Die Ohnehoſen?" fragte er, „was ſind das für Leute?"

Jetzt ſah ihn der Perückenmacher an, als verſtehe er ihn nicht. „Nun, die Sanscülotten, wenn Ihr's auf deutſch hören wollt; — die Franzoſen meine ich, die freien Neufranken; denn Alles hat jetzt neue Namen."

„Wie!“ rief Guillemain erſchrocken, „die Franzoſen in Mainz?“

Nun kam aber die Reihe zu erſchrecken auch an den Perückenmacher. „Das wißt Ihr nicht?“ fragte er mit verdächtigem Seitenblicke auf das wilde Geſicht und den ſtarrenden Blick des Fragers. „Man meint, Ihr ſeyet von Geſtern!“ und er begann allgemach ſeinen Schritt zu beſchleunigen.“

Aber Guillemain hielt ihn am Rockzipfel. „Nicht von Geſtern, Freund; ich bin von fünf Jahren her. Aber erzählt mir doch! Alſo führt der König von Frankreich Krieg mit dem Reiche?“

„Der König von Frankreich? Nein! Der iſt ja längſt unter Vormundſchaft geſtellt.“

„Iſt er wahnſinnig geworden?“

„Nein! Aber ſein Volk iſt wahnſinnig geworden; darum läßt es ſich die Haare wachſen ungepudert und ſteckt ſeinen König in's Gefängniß und hält Gericht über ihn, und man ſagt, der König könne bald um einen Kopf kürzer werden, wie ſo viele Andere.“

Guillemain ließ den Rockzipfel des Perückenmachers los und hob die Hände empor wie zum

Gebet. „Alſo iſt das jüngſte Gericht der Völkerfreiheit wirklich angebrochen! Es war kein bloſer Traum, den ich in Gedanken malte. Wie Sterbende fernen Freunden erſcheinen in der Sterbeſtunde, ſo erſchien mir der richtende Gott der Tyrannen in der Stunde, da er wirklich ſeinen Stuhl beſtieg!“

„Pfui Teufel, Ihr ſeyd auch ſo ein Jakobiner!“ platzte der Perückenmacher heraus, erſchrack aber ſogleich über ſein eigenes Wort und fügte begütigend hinzu: „Doch ſage ich immer die Jakobiner ſind großentheils beſſer als man ſie malt; Marat zwar trägt ſeine Haare wild und ſtruppig um den Kopf, aber Danton hat doch wenigſtens noch eine Phantaſie-Locke über jedem Ohre behalten und Robespierre läßt ſich zierlich friſiren und ſchmückt ſich ſogar mit einem kleinen Haarbeutel. Ich ſage immer, Robespierre iſt ein feiner Mann und er meint es ernſt mit dem Volkswohle. Ihr ſolltet Euch doch auch wenigſtens die zwei Locken Danton's über die Ohren ringeln laſſen.“

Dieſe Worte aber verhallten ungehört; denn Guillemain ſtürmte athemlos mit Fragen auf den Perückenmacher. Er ſollte geſchwind erzählen, wie das

Alles gekommen ſey in Frankreich und wie es in Deutſchland ſtehe und ob es noch einen römiſchen Kaiſer gebe und Kurfürſten und Herren und Diener überhaupt, und ob der Papſt noch in Rom ſitze und hundert ähnliche Kleinigkeiten mehr.

Der Perückenmacher erwiderte: „Beantwortet mir doch erſt eine einzige Frage gegen ſo viele: wie kommt es, daß Ihr allein nicht wiſſet, was alle Welt weiß?“

„Das iſt bald geſagt. Ich habe fünf Jahre im Zuchthaus geſeſſen und komme eben geraden Weges aus dem verdammten Loche.“

„Entſchuldiget: ich muß jetzt ſeitab gehen; dadrüben iſt eine Holzverſteigerung,“ rief der Perückenmacher und lief was er laufen konnte quer in den Wald hinein. Er hatte bisher nur geglaubt, dem Manne rappele es ein wenig im Kopfe, jetzt ſah er einen Verbrecher vor ſich, einen Räuber, einen Mörder.

Allein Guillemain ſprang ihm nach, würde ihn jedoch ſchwerlich eingeholt haben, wenn der Flüchtling nicht mit ſeiner Friſur, wie Abſalon, an einem hochwüchſigen Wachholderbuſche hängen geblieben wäre.

„Ich bin kein Räuber," ſprach Guillemain und packte den zitternden Haarkräusler feſt beim Arme, „nehmt meine Uhr, nehmt meine Börſe als Pfand, daß ich Euch nicht ausplündern will. Aber Ihr müßt mit mir gehn und mir erzählen. Ein Anderer würde ſich an edlem Weine erquickt haben nach fünfjähriger Qual und Entbehrung: Eure Worte ſind mir ein erquickender, berauſchender Wein; ich will erzählt haben wie die Welt ſich verjüngt hat, o erzählt, erzählet nur!"

„Der Mann iſt wirklich kein Räuber," dachte der Andere jetzt, „er iſt zu verrückt für eine ſo ſolide Profeſſion." Und alſo folgte er ihm und erzählte was er nur wußte, bunt durcheinander wie Kraut und Rüben, von den Septembermorden und von Freiheit und Gleichheit, vom Staatsbankerott und „Krieg den Palläſten, Friede den Hütten," von Emigranten und Nationalkokarden, vom Veto und den Menſchenrechten, von den Klubbiſten und dem Herzog von Braunſchweig, und warf die Notabeln, das Parlament, die Nationalverſammlung, den Convent und den Municipalrath in grauſamem Wirrſal durcheinander. Und während er ſo berichtete,

warum der König ſitze und warum ſo viele Andere geſeſſen hätten und geköpft worden ſeyen, wollte er zwiſchendurch immer wieder erforſchen, warum denn nun eigentlich ſein Begleiter geſeſſen habe; dieſer aber ſchnitt ihm jede Abſchweifung vom Grundtext ſofort am Munde ab und trieb ihn zur Revolution zurück, und als ſie endlich im nächſten Dorfe ſich trennten, da war dem Perückenmacher der Athem und der Redeſtoff vollſtändig ausgegangen, was ihm außerdem nie in ſeinem Leben begegnet ſeyn ſoll.

Unſerm Freunde Guillemain aber brauste der Wein, den ihm der Perückenmacher eingeſchenkt, dergeſtalt im Kopfe, daß er nothwendig in's Wirthshaus gehen und eine wirkliche Flaſche darauf ſetzen mußte, um Feuer durch Feuer zu bändigen. Es war die wonnigſte Stunde ſeines Lebens, ſeine ganze Seele Jubel und Jauchzen; er hätte den Hausknecht und die Kellnerin umarmen mögen, da gerade kein anderer Menſch im Zimmer war; allein die letzten fünf Jahre hatten ihm Verſchloſſenheit und Zurückhaltung gelehrt.

Es brauchte lange Zeit, bis er ſeine Gedanken von Frankreich, Europa und der Menſchheit wieder

auf ſich ſelbſt zurücklenkte und ſich fragte, wohin denn nun eigentlich ſein Weg gerichtet ſey? Er beſchloß ſofort nach Mainz zu gehen und ſpäter nach Paris, wobei er freilich geradeaus wieder umkehren mußte, denn er war bisher nur ſeiner Naſe nach gelaufen und zufällig in die ganz entgegengeſetzte Richtung gerathen. Allein wer ſo lange geſeſſen hat, dem ſchaden ein paar Stunden Umweg nichts.

Alſo brach er auf nach der befreiten Vaterſtadt.

Wie ein Träumender zog er ſeine Straße, und was er anfangs von den Welthändeln weiter vernahm, das ſteigerte nur den Taumel ſeines Geiſtes. Allein nichts macht auch allmählich gedankenklarer als ein ſtrenger Fußmarſch in ſchneidender Decemberluft. Je mehr Guillemain Mainz ſich näherte, um ſo ſchärfer durchdachte er alle Nachrichten. Da ſtiegen ihm denn manche trübe Zweifel auf. In Paris ging es doch recht polniſch zu, am Rhein entbrannte ein Krieg von ſehr ungewiſſem Ausgang, und im übrigen Reiche war noch Alles beim Alten. Guillemain hatte ſich das Gericht der Völkerfreiheit doch etwas anders gedacht.

Getheilt zwiſchen Begeiſterung und Zweifeln kam

er gegen Mainz. Da hörte er, die Franzoſen ließen wohl Jeden hinein in die Stadt, um aber wieder herauszukommen, bedürfe es beſonderen Ausweiſes, der nicht immer ertheilt werde. Seltſame Freiheit! Sie erinnerte ihn ſtark an ſein Gefängniß, wo er auch ſo leicht hinein und ſo ſchwer wieder herausgekommen war. Er ſtutzte; und während er früher überall ſo ungeſtüm in's Zeug gerannt, wurde er jetzt auf einmal vorſichtig, weil er ſchon meinte, daß die Leute denn doch mit der Revolution etwas zu ungeſtüm in's Zeug gerannt ſeyen.

In Hochheim raſtete er darum vorläufig einen Tag und ſchickte einen Boten zur Stadt an den Doktor Kringel. Der kam alsbald heraus. Welches Wiederſehen! Der ſonſt ſo kritiſche Kringel weinte wie ein Kind; Guillemain ſchien etwas ruhiger, und doch wogte und tobte es in ihm, daß er kaum reden konnte. Seine erſte Frage waren die Worte des altteſtamentlichen Joſeph, da er ſeine Brüder wiederſah: „Lebt mein Vater noch?“

„Er lebt!“ erwiderte der Freund, etwas betroffen, daß man in ſolcher Zeit zuerſt nach einem Vater fragen könne. „Er lebt und iſt wohlauf,

aber er lebt ſo insgeheim; wir Patrioten hingegen leben nur noch öffentlich. Wir ſind frei! O mein Freund, hörſt du das himmliſche Wort? Wie Großes iſt geſchehen, ſeit wir auseinandergingen, — wie ganz erfüllte ſich, was du einſt vorhergeſagt, — wie fehlteſt du uns, — wie oft ſprachen wir: wenn du nur wiederkämeſt, wenn du nur nacherlebteſt, was wir vorerlebt haben!“

„Nacherlebteſt?“ ſagte Guillemain, — „vielleicht habe ich in meinem Kerker mehr vorerlebt, als ihr jemals nacherleben werdet. Es iſt auch gar nicht Alles ſo gekommen, wie ich es gewünſcht und gehofft. Doch das ficht mich nicht an, euch aus vollem Herzen zuzujubeln, und ich freue mich auf den Anblick eueres freien Gemeinweſens wie ein Kind auf Weihnachten.“

Der Doktor fand dieſe Worte etwas kühl. Allein um ſo raſcher mußte man Guillemain in den vollen Strom hinein ſchleudern. Alſo mahnte er zum augenblicklichen Aufbruch nach Mainz.

Unterwegs hätten ſich beide in aller Freundſchaft beinahe die größten Grobheiten geſagt und zwar über einen franzöſiſchen Vorpoſten, dem ſie begeg-

neten. Kringel, der ſich fortwährend einen Patrioten nannte, forderte von dem Freund, er ſolle ſich freuen, daß er jetzt die erſten Franzoſen auf Reichsboden ſehe. Guillemain ſagte: „Im Gegentheil, ich bin ſo frei, mich darüber zu ſchämen.“ Der Doktor ſchwieg. Nach einer Weile deutete er auf die ſtarken Schanzarbeiten, zu welchen die Bauern der Umgegend von den Franzoſen gezwungen wurden und ſprach: „Die Deutſchen drohen zwar, Mainz zurück zu erobern; aber wir Patrioten ſind wohlgerüſtet und fürchten den Feind nicht.“

„Das iſt eine neue Welt!“ rief Guillemain. „Was für ein Patriot biſt du denn eigentlich, wenn du die Deutſchen Feinde nennſt?“

„Ich bin ein Patriot im Lande der Freiheit, und alle Knechte ſind unſere Feinde.“

Guillemain erwiderte: „Da iſt nun die Sache wieder etwas anders gekommen, als ich gehofft hatte. Kann man die Bürger frei machen, indem man die Völker unterjocht? Die Franzoſen werfen uns die Freiheit an den Kopf unter Sengen und Morden, ganz wie die alten Deſpoten die Knechtſchaft. Ich dachte, freie Völker ſollten ſich nur im Frieden

verbünden und nach freier Wahl. Mit dem Erobern hört ja die Freiheit von ſelber auf.“

„Das verſtehſt du nicht,“ unterbrach ihn Kringel. „Zuerſt muß der Schrecken der Freiheit kommen, dann kommt der Weltfriede. Urtheile überhaupt nicht zu vorſchnell. Du ſiehſt eine fertige neue Zeit, wir erlebten die Geſchichte, wie ſie erwuchs, und eben dieſe Geſchichte, die du im Kerker verſchlafen, hat ſelbſt mich, anfangs den nüchternſten Gegner des Völkerſturmes, widerſtandlos mit ſich fortgeriſſen.“

Guillemain dagegen meinte: umgekehrt! er ſey Schritt für Schritt durch alle Stufen des großen und kleinen Märtyrthums zum wahren Jünger der Freiheit durchgedrungen, darum urtheile er jetzt beſonnen, Kringel hingegen vorſchnell, denn dieſer ſey plötzlich kopfüber in ein neues Leben hineingeſtürzt und folglich fanatiſch, wie alle Convertiten.

Hiermit war das erſte Scheltwort gefallen, und bald flogen die beleidigenden Trümpfe herüber und hinüber, wie wenn ſich zwei Knaben mit Schneeballen werfen, aber die Ballen waren im Eiswaſſer gehärtet und mitunter auch Steine darin.

Zum Glück kamen die Freunde gerade an die Rheinbrücke, als der Zwiſt zum offenen Bruche umzuſchlagen drohte. Der Anblick der Vaterſtadt, wie ſie im Abendlicht ſo königlich ſtolz an dem großen Strome ſich erhob, griff dem heimkehrenden Verbannten ſo mächtig an's Herz, daß er kein Ohr mehr für die böſen Worte behielt und dem Freunde ſtatt aller weiteren Gegenrede ſchweigend die Hand drückte. Der Doktor aber verſtand, was in der Seele des Andern vorging, und als ſie über die Brücke ſchritten, waren ſie wieder verſöhnte Leute: das natürliche Heimweh hatte ihren ſpitzigen Widerſtreit über den Patriotismus gelöst, das dunkle Gefühl die klaren Gedanken verſchlungen.

Guillemain wollte ſofort in das Haus ſeines Vaters, doch Kringel hielt ihn zurück. Nur eine Stunde möge er vorher der heiligen Sache der Freiheit widmen. Der Klubb der Freiheitsfreunde war eben jetzt verſammelt. Es mußte höchſt dramatiſch wirken, wenn Guillemain ſo wie er ging und ſtand, mit den langen ungekämmten Haaren, beſtaubten, abgetragenen Kleidern, todtmüde und doch auf's heftigſte erregt, in die Verſammlung geführt wurde,

ein Opfer politiſcher Verfolgung, wie es eben ganz friſch aus dem Kerker kam.

Der Wiedererſtandene wollte ſich vorher wenigſtens kämmen und bürſten. Kringel widerſprach. „Meinetwegen," ſagte Guillemann, „ich bin noch immer Künſtler genug, um zu wiſſen, daß Schmutz und Unordnung meiſt maleriſcher ſitzt, als eine ſaubere Toilette."

„Lieber Freund!" rief Kringel heftig, „auf's Maleriſche kommt es gar nicht an, wozu überhaupt jetzt noch die Malerei? Aber republikaniſcher ſiehſt du aus ungekämmt und ungebürſtet, dazu auch etwas märtyrerhafter. Nur eines Schmuckes bedarfſt du noch, der jeden andern aufwiegt, — der blauweißrothen Kokarde, des Wahrzeichens der Freiheit."

Kringel trug ein ungeheuer großes Exemplar dieſes Wahrzeichens an ſeinem Hute.

„Ich bin ein Freiheitskämpfer," erwiderte Guillemain, „alſo will ich auch mit Stolz die Kokarde tragen, nur bitte ich um ein kleineres Format als das deinige."

„Das darfſt du nicht!" fuhr Kringel dazwiſchen.

„Die heimlichen Royaliſten tragen kleine Kokarden: du würdeſt verdächtig erſcheinen.“

„Verdächtig?“ wiederholte Guillemain mit tief ironiſchem Nachdruck. „Das Wort iſt ja vorrevolutionär, und ich glaubte die entflohenen Despoten hätten es unter ihrem andern Plunder mitgenommen. Aber ich bin kein heimlicher Royaliſt, alſo hinweg mit der kleinen Kokarde: ich will eine recht große, doppelt ſo groß wie die deinige.“

„Das ſähe aus wie Spott und Hohn,“ rief Kringel, „und die Franzoſen im Klubb würden dir's beſonders übel vermerken, ſie ſind verteufelt empfindlich für das Lächerliche.“

„Aber was gehen mich die Franzoſen an!“ entgegnete Jener. „Ich will die Freiheit haben, frei zu wählen. Quälſt du mich doch mit deiner republikaniſchen Etikette, als ob wir zu Hofe gehen wollten! Doch das ſind Spielereien, mir iſt die Sache heilig und jede Kokarde recht. Nenne mir lieber jetzt noch die Haupthelden eueres Klubbs, bevor wir hingehen.“

Der Doktor nannte Georg Forſter — „er war doch nur erſt als ein Dilettant von einem Welt-

umſegler bekannt," bemerkte Guillemain, „zur Zeit, da ich ſchon als ein fachgemäßer Weltverbeſſerer geſtritten und gelitten hatte" — Hofmann und Böhmer — „zwei unbedeutende Schulmeiſter, die ſind alſo jetzt Meiſter des Volkes geworden!" — Dorſch — „der Pfaffe?" fragte Guillemain. „Er war ein Prieſter," entgegnete Kringel, „allein er hat den Aberglauben abgeſchworen und ein Weib genommen." „Das war etwas vorſchnell," fiel Guillemain ein. „Auch Luther wäre klüger geweſen, wenn er ſeine Käthe nicht gar zu geſchwind geheirathet hätte. Ehrlich geſtanden, mir gefällt es nicht, daß ich fort und fort nur neue Namen höre, die über Nacht wie Pilze aufſchießen, in Mainz wie in Paris. Es iſt unerträglich, ſich überall von Helden umringt zu ſehen, die ſeit ein paar Monaten erſt aus dem Ei geſchlüpft ſind."

Es ſchien in der That faſt, als hätten die beiden Freunde in den fünf Jahren ihre Seelen ausgewechſelt, und Kringel ſey Guillemain geworden und Guillemain Kringel. Und doch waren ſie die Gleichen geblieben, nur daß Kringel die Revolution ſchrittweiſe miterlebt hatte und Guillemain dieſelbe mit einemmale fix und

fertig aus dem Boden gewachſen fand. Der ſchwärmeriſche Maler prüfte und verneinte, weil alle Welt ihm mit einer unerhörten Schwärmerei unheimlich fremdartig gegenübertrat; der nüchterne Arzt dagegen ſchwärmte, weil die Schwärmerei ja ganz unvermerkt Mode geworden war.

Nach den letzten Ausrufen ſeines wiedergefundenen Freundes aber bereute er beinahe, daß er ihn ſo unvorbereitet hatte in den Klubb führen wollen. Doch da war jetzt nichts mehr zu ändern; ſie gingen hin; Guillemain befangen in zweifelnder Erwartung, Kringel nicht minder befangen in heimlicher Furcht.

Allein dieſe Furcht ſchien grundlos geweſen zu ſeyn. Der weiland verfolgte, jetzt wie vom Tode erſtandene Maler wurde von den verſammelten Freiheitsfreunden mit wahrhaft brüderlichem Willkomm begrüßt, und obgleich es ihn anfangs ſichtlich beläſtigte, daneben wie ein Wunderthier angeſtaunt zu werden, ſo ſchien er doch bald heimiſch in dem Kreiſe. Uebrigens befremdete es ihn, hier überhaupt nur wenig alte Bekannte, dagegen viele neue Leute zu finden, ein buntes Gemiſch von Deutſchen und Franzoſen.

Kringel athmete wieder auf; denn Guillemain benahm ſich ja ganz gut. Und doch war es dem Doktor immer, als müſſe es heute Abend noch einen rechten Scandal geben; darum hütete er den Freund wie ein kleines Kind und wachte über jedem ſeiner Worte. Doch Guillemain ſchien nur zu beobachten; ſein glühendes Auge folgte geſpannt den Rednern, aber kein Zeichen von Beifall oder Mißfallen ſpielte um ſeine Lippen; ſein Benehmen im Geſpräch zeigte durchaus den beſcheidenen Gaſt, der achtſam zuhört und theilnehmend eingeht auf fremden Meinungstauſch, ohne die eigene Anſicht irgend vordringlich geltend zu machen.

Da kamen Guillemain's Nachbarn in vertraulichem Geplauder auf einen Gegenſtand, welcher ihn ſichtbar zu packen ſchien; man ſah, er zitterte, er ſpannte darauf einzuſpringen mit ſchlagendem Worte ſo recht von innen heraus. Kringel erſchrack; — „ſollen wir jetzt nicht nach Hauſe gehen zu deinem Vater?“ flüſterte er ihm in's Ohr.

„Jetzt nicht! Widmen wir der Freiheit noch eine Stunde!“

Die Leute redeten von der Conſtituirung des

linken Rheinlandes als einer neuen Provinz der Freiheit und vom freiwilligen Anſchluß derſelben an das große Mutterland Frankreich. Guillemain aber merkte bald, daß hierüber unter den Freiheitsfreunden ſelber eine heftige Parteiung beſtand und daß zudem die meiſten Mainzer Bürger nicht recht anbeißen wollten, ihre eigene Stadt dem Reichsfeind auf dem Präſentirteller anzubieten.

„Man muß ſie in ihr Glück hinein ängſtigen,“ ſagte halblaut ein Klubbiſt, „man muß ſie mit verbundenen Augen aus dem Feuer führen,“ fuhr ein Anderer fort.

„Wie die Ochſen, wenn der Stall brennt,“ vollendete Guillemain trocken und mit erhobener Stimme. „Gerade ſo ſprachen vordem auch die alten Fürſten.“

Alle horchten auf und ſtaunten. Das war eine fremde Tonart.

Kringel aber flüſterte dem Freunde zu, um das Geſpräch wieder etwas enger und perſönlicher zu machen: „Haſt du nicht ſelbſt gar oft geſagt, wie es beſſer werde in der miſerabeln Welt, das ſey dir ganz gleich, wenn es nur beſſer werde?“

„Habe ich das geſagt,“ rief Guillemain, der

ſchon nicht mehr zu halten war, „ſo habe ich eine Dummheit geſagt, wofür ich jetzt täglich neue aufklärende Ohrfeigen bekomme.“

Und alsbald war er mitten im heißeſten Wortgefechte mit den Andern und verwies ihnen ihr gewaltſames, undeutſches Vorgehen. Man widerlegte und überſchrie ihn, verſpottete ihn, warnte und drohte. — Alles vergebens. — Die Schleußen waren durchbrochen und Guillemain ergoß jetzt im vollen Strome alle den Tadel über die Sünden und Schwächen der Revolution, der ſich ſeit dem Gang mit dem Perückenmacher in ſeinem Geiſte angeſammelt hatte.

Umſonſt rief Kringel entſchuldigend dazwiſchen: „Der Mann hat ſo lange im Dunkel geſeſſen, daß ihm jetzt die Augen thränen beim Sonnenglanze der Freiheit!“ und dann wieder: „er kennt die Verkettung der Thatſachen nicht, er hat ja fünf Jahre verſchlafen, die ein Jahrhundert aufwiegen!“ Guillemain ließ ſich nicht irren, und die Andern fielen immer wüthender aus gegen den ſeltſamen Märtyrer, der aus lauter Freiheitsidealismus zum beſten Anwalte der Reaktion wurde.

Als aber immer wuchtigere Drohworte hereinplatzten, und andererſeits Einige den überkühnen Sprecher freundſchaftlichſt an die Gefahr mahnten, der er ſich preisgebe, da war Guillemain's Zorn gar nicht mehr zu bändigen. Wie ein Donner im Sturm dröhnte ſeine Stimme in den Tumult hinein: „Ich fürchte keine Gefahr und die neuen Gewaltsherren ſchrecken mich ſo wenig als die alten! Darum erkläre ich: hier, wie in Paris, herrſcht eine kleine Minderzahl kraft des Schreckens, mit welchem ſie die Bürger bannt, nicht kraft des Volkswillens, hier, wie in Paris — —. —“

Die weitern Worte wurden verſchlungen von dem Sturme des Unwillens, der jetzt den Donner der einzelnen Stimme völlig überbrauste. Allein Widerſpruch ſteigert den Widerſpruch, und der toſende Lärm wirkte auf den zornglühenden Redner wie Trommelſchlag auf einen Soldaten, er entflammte das ächte Schlachtenfieber. Als darum der Lärm endlich ſo weit nachließ, daß man ſchreiend ſein eigenes Wort wieder verſtehen konnte, ſprach Guillemain:

„Man hat mir erzählt, es liegen in dieſer Stadt

zwei Bücher auf, ein rothes und ein ſchwarzes“ — der Redner machte eine Pauſe, und die ganze Verſammlung ward ſtill und lauſchte —; „in das rothe Buch ſchreiben ſich die Anhänger der neuen Ordnung, in das ſchwarze ſollen ſich die Gegner derſelben einzeichnen. Viele Namen ſtehen bereits, ſo ſagt man, in dem rothen Buche, kein einziger in dem ſchwarzen. Aber Viele müßten ſich nach ihres Herzens Meinung wohl in das ſchwarze Buch ſchreiben, ſo ſagt man, doch Keiner wagt es. Nun höret! Ich habe vor Jahren als der Erſte in Mainz gewagt, für die Freiheit der Bürger die Freiheit meiner Perſon einzuſetzen. So wage ich denn auch heute das Gleiche, ja ich wage ſogar meinen Kopf für dieſe Freiheit: ich ſchreibe meinen Namen als der Erſte in das ſchwarze Buch! Und wenn ihr mir entgegnet: durch das ſchwarze Buch ſprichſt du zugleich den Wunſch nach Rückführung der alten Zuſtände aus, ſo antworte ich als freier Mann: die alten Zuſtände waren herzlich ſchlecht, aber die neuen ſind noch viel ſchlechter.“

Guillemain ſchwieg; aber auch die Andern ſchwiegen. Durch ſtarres Schweigen ſpricht der höchſte

Unwille wie der höchſte Beifall; nur hier und da vernahm man ein halblautes „Pfui!“ Aber Doktor Kringel, der treue wenn auch allezeit gegneriſche Freund, erkannte, daß Guillemain jetzt wirklich in perſönlicher Gefahr ſchwebe; denn mit Cüſtine und ſeinen Franzoſen war nicht zu ſpaſſen. Darum ergriff er den Freund, der nur vom Platze aus geſprochen, am Kragen und riß ihn auf die Rednerbühne.

„Sehet hier,“ rief er auf franzöſiſch, „das Opfer der Tyrannei! Fünf Jahre einſamen Kerkers haben den ſonſt ſo klaren Geiſt verwirrt, daß er wie im Wahnſinn redet, ja er iſt ein Wahnſinniger! Der von Folterqualen gebrochene Körper eines ſolchen Opfers würde ſchon euer Mitleid erregen und euern tiefſten Grimm gegen ſeine Peiniger: wie viel tieferes Mitleid weckt uns aber dieſer von Folterqualen gebrochene und verwirrte Geiſt! Bürger! Sprecht euer Mitleid aus für meinen unglücklichen Freund in einem Fluch auf ſeine Kerkermeiſter und Folterknechte!“

Die theatraliſche Scene wirkte. Guillemain mit dem wild flatternden Haare, dem todtenbleichen Geſicht, den rollenden Augen, den gekrampften Händen

ſah in der That einem Wahnſinnigen ähnlich genug und ſein vergeblicher Proteſt, daß nicht er verrückt ſey, ſondern höchſtens ſein mitleidiger Freund, der ihn für verrückt erkläre, ſteigerte noch die naturwahre Täuſchung des Eindruckes. Die anweſenden Franzoſen zumal glaubten, der Mann ſey wirklich wahnſinnig; denn der deutſchen Sprache nur halb mächtig hatten ſie die genügend klaren Reden Guillemain's ohnedies nicht recht begriffen; deſto überzeugenderen Eindruck machte ihnen die Gruppe auf der Rednerbühne und die franzöſiſchen Worte des Arztes. Die Deutſchen dagegen waren froh, daß man den Unruheſtifter mit ſo guter Manier für ihn und Andere unſchädlich gemacht, ſie umringten ihn und halfen dem Arzte, ſeinen zur Unzeit wieder erſtandenen Freund endlich mit heiler Haut aus dem Saale zu bringen.

Draußen überhäuften ſich die Beiden noch eine Weile mit Vorwürfen: Kringel den Guillemain, weil er ihn ſo ſchändlich bloßgeſtellt, Guillemain den Kringel, weil er ihn öffentlich für verrückt erklärt habe.

Die Stille der kalten klaren Nacht mit ihrem

wie zum ewigen Frieden leuchtenden Sternenhimmel brachte Guillemain wieder zu ruhigeren Sinnen. Er ſchwieg und ſammelte ſich auf's Wiederſehen ſeines Vaters; der Arzt aber ließ ihn nicht eher los als bis ſich die Thüre des elterlichen Hauſes geöffnet hatte und ſtand noch eine Weile Schildwacht auf der Gaſſe; denn er fürchtete immer, ſein Freund möge wieder in den Saal zurücklaufen und ſich als nicht wahnſinnig ausweiſen.

Der alte Guillemain erſchrack, indem er den verwilderten Mann mit der großen Kokarde in's Zimmer treten ſah; denn als ein ſchweigender Gegner der Revolution fürchtete er ſchon lange mißhandelt oder aufgehoben zu werden. Als er aber in der verdächtigen Geſtalt den Sohn erkannte, vergaß er alles Herzeleid, das er ſeinetwegen ausgeſtanden, und allen Widerwillen gegen die dreifarbige Kokarde und fiel ihm um den Hals und weinte und hatte nur noch ein Herz für den wiedergefundenen Sohn.

Wie innig wohl that es Joſeph, daß er nach ſo vielen Jahren zum erſtenmale wieder rein menſchlich von einer mitfühlenden Menſchenſeele, vom Vater, den er ſo tief betrübt, ſich angeſprochen fühlte.

Er hatte dieſes Wiederſehen oft gar rührend ſich ausgemalt und vorgeträumt; aber auch hier war die Erfüllung ganz anders als das Phantaſiebild der Hoffnung: der ſelige Augenblick war unendlich rührender und ſchöner als er ihn je hatte vorempfinden können. Und der altmodiſch geſinnte Vater fragte ihn gar nicht, wie er denn ſchon ſo geſchwind zu der großen Kokarde gekommen und ob er auch gleich wieder ein Revolutionär neuen Styles geworden ſey? er ſprach bis tief in die Nacht hinein als der Vater mit ſeinem Kinde und ließ es ſich nicht einmal merken, wie ſchweren Kummer ihm dieſes Kind gemacht.

Am andern Morgen griff Joſeph Guillemain vor allen Dingen zum Raſiermeſſer und ließ ſich das Haar ſchneiden und einen Zopf flechten. Er ſagte: „Man hat mir verwehrt, meinen Namen in das ſchwarze Buch zu ſchreiben, ſo will ich denn in anderer Form öffentlich Zeugniß geben von meinem ungebrochenen Freiheitsmuthe. Als alle Welt Zöpfe trug, ſchnitt ich den meinigen ab; jetzt, wo die Zöpfe verpönt und mißachtet ſind, kehre ich wieder zum Zopfe zurück. Der rechte Freiheitsmann handelt

und duldet immer mit der Minderheit; denn bei der großen triumphirenden Maſſe iſt und war die Freiheit niemals.“

Da man nun aber Herrn Guillemain über Nacht wohlfriſirt und mit einem Zopfe erſcheinen ſah, ſo gewann der Glaube, daß er verrückt geworden, auch unter den Deutſchen in Mainz bedeutend an Feſtigkeit. In der That jedoch bekundete der Mann mit dem Zopfe ſeinen klaren Verſtand vor Andern darin, daß er ſeine eigene Ohnmacht angeſichts des Weltſturmes bald genug begriff, ſich grollend in ſich ſelbſt zurückzog und Mainz zur rechten Stunde verließ, um erſt wiederzukommen, als die Deutſchen die Stadt zurückerobert hatten.

Trotz aller Wechſel der Mode und der Politik trug er fortan ſeinen Zopf, nicht als den Zopf des Rückſchrittes, ſondern als den Zopf des Eigenſinns. Unzufrieden mit jedem beſtehenden Zuſtande, hegte und veredelte er zwar getreulich ſein Ideal einer beſſeren Zeit, allein niemals gelang es ihm, dasſelbe der gegebenen Weltlage anzupaſſen; es fehlten ihm eben fünf Jahre erlebter Geſchichte, in welchen der Schlüſſel für die ganze nächſte Zukunft lag.

Er kehrte zurück zum Epigramm, womit er begonnen; er blieb ein politiſcher Kopf und obendrein ein Republikaner, aber er hatte kein Herz mehr für die thatſächliche Politik.

So blieb er auch in Gedanken ein Maler, aber er malte nicht mehr. Er redete oft von ſeinem neueſten Carton, dem Völkergerichte der Freiheit, doch nie entſchloß er ſich, auch nur das Papier zum erſten Entwurf über den Holzrahmen ziehen zu laſſen.

Wie aber die erſte Periode ſeines Lebens durch den unvollendeten Tod des Cäſar bezeichnet war, und die zweite durch das niemals begonnene jüngſte Gericht, ſo hatte auch die dritte ihr neues ſymboliſches Kunſtwerk gefunden. Er ſprach nämlich viel von einem philoſophiſch-politiſchen Roman, mit welchem er ſich trage. Eine Schaar der wüthendſten Jakobiner, die beim Sturze der Schreckensherrſchaft der Guillotine entrann, war nach Cayenne verbannt worden. Dorthin kommt nachgehends auch eine Anzahl ſpäter geächteter Royaliſten. Zwei der entſchiedenſten Charaktere aus dieſen beiden Lagern begegnen ſich in der mörderiſchen Fieber-Einöde, wo ſie gemeinſam leben und arbeiten müſſen. Der

Jakobiner erfährt von dem Todfeinde, wie trotz des Sturzes ſeiner Gegner, den er gehofft und geweiſſagt, dennoch die rothe Republik nicht geſiegt hat; die Geſchichte iſt ihren eigenen Weg gegangen, weitab von der Linie, welche er ihr im Geiſte gezeichnet. Der Royaliſt hofft noch und entwirft kühne Bilder vom Wiedererſtehen des Königthums und lebt in giftigem Zwiſte mit dem bereits ſtumpf entſagenden Jakobiner. Als aber nun auch die Botſchaft zu dem fernen Lande hinüberdringt, daß Napoleon den Stuhl ſeiner Kaiſer-Deſpotie auf die Trümmer der Republik geſtellt habe, da erkennt auch er, wie alle Traumbilder von künftiger Geſtaltung der Völker und Staaten eitel und unwahr ſind, und er reicht dem Jakobiner die Hand als dem einzigen Weſen, welches ſich mit ihm wenigſtens bis auf's Blut zu zanken und alſo auch menſchlich mit ihm zu empfinden vermag, und Beide, die über der Politik vergeſſen hatten, daß ſie Menſchen waren, finden zuletzt Verſöhnung und Sühne in menſchlich brüderlichem Gemeinleben, ja ſie einigen ſich auch politiſch wenigſtens darin, daß ſie die ganze europäiſche Politik möglichſt weit hinweg wünſchen von dem Lande,

wo der Pfeffer wächst; denn in dieſem Lande lebten ſie ja ſelbander.

Es war der tragiſche Roman ſeines eigenen Lebens, den Guillemain ſolchergeſtalt in fremder Scenerie ſich auszudichten unternahm.

Berühmter aber als durch dieſes ungeſchriebene Buch und die ungemalten Bilder war und blieb er durch ſeinen wirklich ausgeführten Zopf. Der wurde zum Sprüchwort in der ganzen Umgegend. Und wenn die Leute ſo manchmal wahrnahmen, daß ein Altliberaler, von dem man gehofft, er werde ſich an die Spitze einer neuen Bewegung ſtellen, verſtimmt in ſich ſelbſt zurückkroch, weil Alles anders gekommen, als er's erwartet hatte, dann achſelzuckend und verneinend gegen die neuen Volksführer auftrat und zuletzt gerade im Vollbewußtſein ſeines Freiſinnes das Banner der alten Zeit ergriff — ſo ſagten ſie: das iſt der Zopf des Herrn Guillemain!

# Der Hausbau.

# Erſtes Kapitel.

„Das Bauen iſt ein' große Luſt,
Daß's ſo viel koſt', hab' ich nit g'wußt:
Behüt' uns Herr in alle Zeit
Vor Maurer, Schmied und Zimmerleut."

Dieſer Spruch ſtand vor hundert Jahren an dem Hauſe des Raths Humbert auf dem Walle. Für ein Bürgerhaus war der Reim im Grunde etwas zu bauernmäßig; allein da man bei den meiſten Einwohnern der Stadt überhaupt nicht recht wußte, wo der Bürger aufhöre und der Bauer anfange, ſo paßte er doch ganz gut. Zudem hatte der reiche Rath das Haus auf dem Walle, welches er mit ſeiner Frau erheirathet, immer nur als eine Art Gartenhaus angeſehen und niemals auf längere Zeit bewohnt. Seine eigentliche Wohnung ſtand mitten in der Stadt am Markte. In dem volksarmen Orte war es

damals unmöglich, einen Käufer für das abgelegene Wallhaus zu finden, daſſelbe aber an geringere Leute zu vermiethen, hätte der Rath unter ſeiner Würde geachtet, und ſo diente es der Familie nur zum gelegentlichen Aufenthalt, wenn ſie den prächtigen Obſtgarten beſuchte, der das verwahrloste Haus umgab.

Mit des Raths Tode aber ward es anders. Sein einziger Sohn Chriſtian hatte keine Schneide zum Studieren gehabt, er war Oekonom geworden und bewirthſchaftete ein großes Hofgut, eine Stunde vor der Stadt. Das väterliche Haus am Markte hatte er verkauft: das Haus auf dem Wall dagegen behielt er, weil er es doch zu einem Spottpreis hätte verſchleudern müſſen. Er wollte es ſich zu einem Abſteigequartier herrichten und auch wohl im Winter etliche Monate darin wohnen.

Da galt es aber einen gründlichen Umbau; denn ein Theil der Räume war ganz zerfallen, und was noch gut erhalten ſtand, das paßte nicht für Geſchmack und Bedürfniß des neuen Beſitzers. Allzu große Zimmer ſollten verkleinert, zu kleine vergrößert, hier ein Fenſter, dort eine Thüre verſetzt werden, die Decken neu getäfelt, die Wände getüncht, die

Fußböden ausgeſpähnt, die Oefen umgebaut. Kurzum, das halbe Bauernhaus ſollte ſich in ein ganzes, behagliches Bürgerhaus verwandeln. Und gleichſam zum Wahrzeichen, daß ein neues, fortgeſchrittenes Geſchlecht Beſitz ergriffen habe von dem alten Bau, ließ der junge Humbert vor Allem die Tafel mit dem Bauernreim über der Thüre ausbrechen.

Das bemerkte ſein Nachbar, der Förſter Habermann, mit großem Verdruß; denn er hatte den Reim ſo oft und gerne geleſen. Aber ſein Verdruß wuchs noch bedeutend, als er hörte, daß der verlaſſene Bau ſtadtmäßig hergerichtet und im Winter von Humberts Chriſtian bewohnt werden ſolle. Der Förſter hatte nämlich vor zwanzig Jahren einen nachbarſchaftlichen Prozeß mit dem Rath Humbert gehabt und hielt dieſen Mann ſeitdem für ſeinen Feind, dem er überall aus dem Wege ging. Die Gärten und Höfe beider Häuſer gränzten auf der Mittagsſeite aneinander, durch einen Bretterzaun getrennt, welchen ſeit alter Zeit bald der Eine, bald der Andere hatte ausflicken laſſen, ſo daß man nicht mehr wußte, wem eigentlich der Zaun gehöre. Vertrauend auf dieſes Zeugniß des Herkommens hatte der Förſter die Gränzlinie

als eine gemeinſame angeſehen und in ſeinem Hof eine Waſchküche hart an dem Zaun zu bauen begonnen. Da erklärte der Rath, er beſitze das „Hammerrecht“ längs dieſes Zaunes, das heißt, der Nachbar müſſe ſeinen Bau auf Hammerwurfsbreite — drei Fuß — vom Zaune abrücken. Der Förſter beſtritt das Recht und baute weiter; es kam zum Prozeß, welchen der Förſter verlor, ſo daß er ſeinen bereits halb vollendeten Bau auf drei Fuß breit wieder abbrechen mußte. Im Zorn über die Geſchichte ließ er die Ruine der nach hinten offenen, dachloſen Waſchküche ſtehen, wie ſie ſtand, zumal er dadurch einer Ruine anderer Art in des Raths Garten eine Art Trutzburg entgegenzuſetzen glaubte. Es war nämlich der Reſt eines alten, epheuumrankten Stadtthurmes, welcher jenem Garten einen beſonders maleriſchen Schmuck verlieh; und auf den Zinnen des Thurmes hatte der Rath ein Belvedere, wie er's nannte, anlegen laſſen, welches ihm freie Ausſicht zu Fluß und Stadt hinüber, wie auch in den Garten des Förſters öffnete. Dem Förſter war es natürlich unangenehm, daß ihm der Nachbar den ganzen Garten ausſpähen konnte; darum übte er jetzt Vergeltung,

umpflanzte die Ruine ſeiner Waſchküche mit Epheu und legte gleichfalls ein Belvedere auf den drei vom Richterſpruch verſchonten Mauerwänden an.

Dies war aber auch das einzige Zeichen des tiefen Grolles, den er gegen den glücklicheren und mächtigeren Nachbarn im Herzen trug. Mit einem fürſtlichen Rathe war in jener Zeit nicht viel zu ſpaßen, und überdies gehörte der Förſter zu den verſchloſſenen Naturen, die ſchweigend am nachhaltigſten zürnen. Solch ſchweigende Fehde ließ ſich nun ganz leicht durchfechten bei einem Nachbarn, der faſt niemals im Hauſe zu ſehen war und ſich mit den Jahren immer weniger um daſſelbe kümmerte. Daher ahnte der Rath denn auch gar nicht des Förſters Fauſt im Sacke, und als vollends ſein Sohn das Beſitzthum antrat, dachte dieſer nicht im Traume mehr an den alten Zankapfel des Hammerrechtes und ging ganz arglos in's Förſterhaus zum erſten nachbarlichen Begrüßungsbeſuch.

Der Förſter war im Walde; ſeine Tochter empfing den unerwarteten Gaſt höchſt verlegen. Denn ſie hatte die Humbert's immer als böſe Nachbarn ſchildern hören und kannte den jungen Chriſtian

zumeiſt nur aus den verſtohlenen Blicken, welche ſie vor Jahren durch die Aſtlöcher des Bretterzaunes geworfen, wenn er drüben im Garten unreifes Obſt von den Bäumen brach und naſchte. Der Rath Humbert hatte darin das erſte Anzeichen der landwirthſchaftlichen Neigungen ſeines Sohnes geſehen, der ſtrenge Förſter aber hielt ſolche Frevel des wilden Jungen ſeinen Kindern als abſchreckendes Exempel vor. Nun ſtand der Frevler, inzwiſchen zum gemachten Manne ausgewachſen, vor der erſchrockenen Marie und erzählte ihr höchſt artig, daß er nächſten Winter als Nachbar einziehe, vorher aber das Haus gründlich zu verbeſſern und zu verſchönern gedenke. Er könne freilich jede Woche nur einmal in die Stadt kommen und nach dem Baue ſehen, darum habe er die Aufſicht über ſo vielerlei kleine Arbeiten, die doch alle rechtzeitig ineinander greifen müßten, dem Maurermeiſter übertragen. Er hoffe, der Mann werde ſein eifriger Stellvertreter ſeyn; übrigens wolle er auch den Herrn Förſter bitten, daß er als guter Nachbar mitunter den Maurern, Tünchern, Zimmerleuten und Schloſſern ein wenig zuſchaue, um ihm in acht Tagen zu erzählen, wie ſie's getrieben hätten.

Wie er ſelbſt aber den Maurermeiſter zur eifrigſten Aufſicht geſpornt, das müſſe die Jungfer Habermannin nun doch auch noch erfahren. „Mein ſeliger Vater,“ ſo ſprach er, „hatte eine bewährte Reiſeregel. Wenn er in ein Wirthshaus kam, ſo gab er gleich beim Eintritt dem Kellner das Trinkgeld und nicht bei der Abreiſe. Denn wer erſt gibt, wenn er den Fuß wieder in den Steigbügel ſetzt, der ſchenkt blos dem Kellner und ehrenhalber; wer aber gibt, wenn er eben den Fuß aus dem Bügel gethan, der ſchenkt zugleich ſich ſelbſt; er verbindet mit der Ehre den Nutzen. Geſetze und Trinkgelder haben keine rückwirkende Kraft. Getreu der väterlichen Regel brachte ich darum dem Maurermeiſter heute ſchon beim Beginn der Arbeit ein Fäßchen Wein eigenen Wachsthumes; er wird mich jetzt wohl eben ſo gut bedienen, wie mein ſeliger Vater wegen ſeiner vorgeſchenkten Sechsbätzner allezeit in den Wirthshäuſern bedient worden iſt.“

Als der Förſter des Abends nach Hauſe kam, hörte er mit Staunen von dem ſeltſamen Beſuch. Seine Verwunderung wuchs, da ihm Marie erzählte, daß er ſelber gar acht geben ſolle auf die Fortſchritte des Baues. Er fand das Anſinnen höchſt

unbefangen, wenn nicht unverſchämt, und nahm ſich anfangs vor, keinen Blick auf das Nachbarhaus zu werfen, möchten die Handwerksleute ſich auf die Köpfe ſtellen und das Haus auf's Dach, ſo ſey's ihm gleich. Als er aber zuletzt die neue Lehre von dem vorgeſchenkten Trinkgeld hörte, gelüſtete es ihn doch, gelegentlich hinüber zu ſchauen. Denn wenn Einer geſcheidter ſeyn will als alle andern Leute, dann gönnen wir's ihm, daß er erſt recht nichts zu Stande bringt. Und der Förſter hoffte dieſes ſtille Vergnügen bei dem Hausbau des Nachbars zu erleben.

Da es ihm aber zuwider war, über die verhaßte Schwelle zu ſchreiten, ſo ſagte er ſeinem kleinen Georg, dem zehnjährigen Bruder der Marie, er dürfe drüben bei den Bauleuten ſpielen und ſolle dann auch fleißig aufpaſſen, was und wie ſie arbeiteten, das ſey luſtig und lehrreich obendrein.

Allein obgleich der Bube mit großem Jubel ſich herumtummelte in den bis dahin verſchloſſenen Räumen, zu welchen er ſo oft vergebens neidiſch hinübergeblickt, brachte er doch nur dürftige Kunde von dem Treiben der Handwerker. Um ſo ſchärfer beobachtete dagegen Marie. Zehnmal täglich beſtieg ſie das

Belvedere auf den Ruinen der Waſchküche und wußte am Schluß der Woche genaueſten Beſcheid über Alles, was beim Nachbarn geſchehen und nicht geſchehen war.

Am erſten Tage griffen ſie da drüben mit einem Eifer zu, als ſolle der ganze Bau bis zum Feierabend ſchon fertig ſtehen. Auch der Maurermeiſter war pflichtlich auf ſeinem Poſten, ordnete und vertheilte die einzelnen Arbeiten und fluchte dabei ſo kräftig, daß man's über drei Häuſer hören konnte. Alſo war Alles im ſchönſten Gange.

Am zweiten Tage hörte Marie den kommandirenden Maurermeiſter nur einmal fluchen und am dritten gar nicht mehr. Das ſchien ihr bedenklich. Zugleich beobachtete ſie an eben dem dritten Tage einen eigenthümlichen Handwerksbrauch der Maurer und Tüncher, den ſie auch bei andern Bauten ſchon wahrgenommen. Die Leute kamen nämlich Punkt fünf Uhr morgens mit großem Gepolter und ſtellten ihre Kübel quer vor die Hausthür, warfen auch ihre Hämmer und Kellen dröhnend auf die Schwelle, daß man's unfehlbar hören und ſehen mußte, rührten mit gewaltigem Lärm ein wenig Kalk an und

verzogen ſich dann ganz leiſe wieder, um erſt nach Tiſch zurückzukehren. Sie nannten das eine ſtille Frühmeſſe und meinten, man müſſe das Werkzeug auch einmal für ſich allein arbeiten laſſen. Während der Zeit war nur ein einziger alter Zimmermann auf dem Hofe thätig. Mit ſehenswerther Bedächtigkeit hob und ſenkte er ſein Beil im langſchleppenden Zeitmaße eines Trauermarſches, um etliche Spähne von einem Balken zu hauen. Deſto lebhafter ſah ihn dagegen Marie bald nachher mit Hobel und Schnitzmeſſer hanthieren; als ſie aber den Gegenſtand ſeiner Bauthätigkeit etwas näher in's Auge faßte, fand ſie, daß er für ihren Bruder Georg, der plaudernd neben ihm ſtand, ein Gewehr und einen Säbel aus zwei alten Latten ſchnitzte.

„Wo bleibt denn heute der Maurermeiſter?“ rief ſie dem Alten über den Zaun hinüber. „Er iſt geſtern in Kahlbach vom Gerüſt gefallen und hat ein Bein gebrochen,“ antwortete der Zimmermann mit großer Seelenruhe. „Iſt es ein ſchlimmer Bruch?“ fragte der Förſter, welcher gleichfalls im Garten ſtand. „Ja. Es iſt das ſchlimmſte Bein, das man brechen kann, nämlich das Naſenbein.“ — „Und

wie kam denn das Unglück?“ — „Darum kam's, weil der Meiſter ſchon am hellen Tage zu viel von dem Wein getrunken hatte, welchen ihm der Herr Humbert geſchenkt.“ Der Förſter ſagte zu ſeiner Tochter: „Die goldene Regel vom vorgeſchenkten Trinkgeld hat alſo doch auch ihre blecherne Ausnahme,“ und ſchlich in das Haus zurück.

Am vierten Tage hörte man wieder einmal ein tüchtiges Hämmern und Sägen und Hobeln; die Arbeit ſchien nun doch endlich im vollen Zuge. Allein die Herrlichkeit dauerte nur bis zum Nachmittag. Glock drei Uhr rief der Lehrjunge ſein „Schab' ab!“ und die Leute liefen aus allen Winkeln in den Hof und machten ſchleunigſt Schicht. Nach wenigen Minuten zogen ſie ſingend zum Thore hinaus. Nur der alte Zimmermann hieb noch eine halbe Stunde länger Spähne von ſeinem Balken. In Folge deſſelben Geſetzes der Trägheit, welches ihn ſo wunderbar langſam das Beil heben und ſenken ließ, ſchien er auch langſamer wieder zur Ruhe zu kommen als die Andern.

Das Beil auf der Schulter, ging er träumend, im läſſigſten Bequemſchritt am Förſterhauſe vorbei.

Marie rief ihm aus dem Fenſter zu, warum er denn heute ſo frühe ſchon Schicht mache? Der Zimmermann ſchob ſich noch drei gemeſſene Schritte weiter, dann blieb er ſtehen, kehrte ſich um und ſchwieg eine Weile. Hierauf ſprach er: „Morgen iſt ein halber katholiſcher Feiertag, und da Einer von uns Zwölfen katholiſch iſt, ſo feiern wir Andern mit, wegen der Parität, wie man's nennt, das heißt, damit Keiner wegen ſeiner Religion vor dem Andern etwas voraus hat. Es iſt aber ein löblicher Brauch, daß man vor einem Feiertage drei Stunden früher Feierabend macht als gewöhnlich.“

So war es. Und am ſechsten Tage ſchlichen die Handwerksleute erſt nach Tiſch auf den Bauplatz; denn nach einem halben Feiertage folgt billig auch ein halber Blauer-Montag.

Als der junge Humbert am Schluß der Woche zur Stadt kam, um ſeinen Bau zu beſichtigen, war der Förſter durch ein höchſt dringendes Geſchäft wiederum in das fernſte Waldrevier gerufen. Er hatte ſich's freilich genau ſo eingerichtet, daß das dringende Geſchäft gerade auf dieſen Tag erledigt werden mußte, und Marien hatte er mitgenommen,

daß ſie unterwegs in Hammelsried bei der Pfarrerin zu Beſuche blieb. Marie meinte zwar, dazu ſey es auch in einem Monat noch Zeit; aber der Alte fand, daß es gerade heute Zeit ſey, und ſie mußte mit.

Als ehrlicher Nachbar aber hatte er die Magd mit dem kleinen Georg daheim gelaſſen, damit ſie dem Bauherrn genau erzählten, daß der Maurermeiſter in Folge des vorgeſchenkten Trinkgeldes die Naſe gebrochen und alſo nicht viel Aufſicht habe üben können, und daß die Handwerksleute gearbeitet hätten, wie eine Stube voll Schulbuben, wenn der Schulmeiſter hinausgegangen iſt.

Dem jungen Humbert ſtiegen die Haare zu Berg, da er dann mit eigenen Augen die Leiſtungen dieſer erſten Woche prüfte. Aber das war noch nicht das Schlimmſte. Weil nämlich das ganze Haus leer ſtand, ſo hatte er ohne Bedenken den Maurern die Schlüſſel gegeben, daß ſie früh morgens ſich ſelber öffneten und abends ſchlöſſen. Die Maurer aber fanden es bequemer, abends nicht zu ſchließen, weil ſie dann morgens nicht zu öffnen brauchten. Und nun fand ſich's, daß ein Haus, welches dem Eigenthümer ganz leer ſcheint, für das durchgebildetere Auge

eines Diebes doch noch voll ſtecken kann von ſtehlenswerthen Dingen. Die Diebe hatten die ſchöne Meſſingröhre vom Brunnen geſchraubt, den Kupferbeſchlag vom Küchenherde gelöst, die eiſernen Thürchen aus ſämmtlichen Oefen gehoben, ja ſie hatten ſogar den Hausſchlüſſel ſelbſt mitgenommen, den die Maurer ſtecken gelaſſen. Sie waren ſichtbar viel fleißiger geweſen in ihrer Nachtarbeit als die andern Arbeiter bei Tage.

Der unglückliche Hausherr hängte bis auf Weiteres ein großes Vorlegeſchloß vor die Thüre und übergab den Schlüſſel dem kleinen Georg. Er laſſe, ſo fügte er hinzu, den Vater grüßen und freundnachbarlich bitten, daß er den Schlüſſel jedesmal nachts in ſeinem Hauſe aufbewahren möge, damit die Handwerksleute genöthigt ſeyen, ihn morgens abzuholen und abends zurückzubringen.

Der Förſter war bei der ſpäten Heimkehr nicht wenig überraſcht, als er den Hausſchlüſſel des Feindeshauſes nun gar in ſeine Hände gelegt ſah, und ſagte dem Buben, er hätte den Schlüſſel gar nicht annehmen ſollen. Allein Marie meinte, das ſey doch zu hart und ſetzte dem Vater recht beweglich aus-

einander, daß er mit dieſem Hausſchlüſſel vielmehr feurige Kohlen auf das Haupt ihres Hausfeindes ſammeln müſſe. Der Förſter brummte noch eine Weile fort: da könne der Herr Humbert an ſich ſelber fühlen, wie nützlich gute Nachbarſchaft für zwei ſo abgelegene Häuſer ſey; geſtern habe man prozeſſirt, heute bitte man um Gefälligkeiten und ſo weiter. Plötzlich aber ſtand er auf und ſprach, faſt feierlich, zu der Tochter:

„Nun haben wir aber den Hausſchlüſſel einmal angenommen, alſo müſſen wir ihn auch ſo treu bewahren, als ſchlöſſe er unſer eigenes Haus. Ein Hausſchlüſſel iſt kein gemeines Stück Eiſen, er hat ſymboliſche Kraft wie eine Petſchaft oder ein Trauring. Man ſoll dergleichen Dinge nicht leichtſinnig übernehmen oder führen; denn ſie verpflichten weit hinaus. Mit dem Schlüſſel iſt uns auch die Wacht über das ganze herrenloſe Haus und die noch herrenloſeren Arbeitsleute in's Gewiſſen geſchoben. Uebrigens wäre mir's eine rechte Luſt, den faulen Geſellen einmal das Dreſſirhalsband umzulegen mit den Stachelkorallen. Im Grunde haben ſie mich in meinem eignen Hauſe ſchon eben ſo oft und

ſchwer mit ihren Hämmern geärgert als der verſtorbene Rath mit ſeinem Hammerrecht. Gleich ſteht hier wieder Gleich, und die Gelehrten haben noch nicht ausgemacht, was ein Haus gründlicher ſchädigt, gewiſſenloſe Bauleute oder ein Prozeß.“

## Zweites Kapitel.

Einen Tag besann sich der Förster noch; denn sein Zorn stand mit sich selbst in Widerstreit: über den Humbert ärgerte er sich, weil derselbe baute, und über die Handwerker, weil sie nicht bauten. Hätte er seinen Groll an Humbert auslassen wollen, so mußte er die faulen Arbeiter unterstützen; drückte er Diesen aber als pflichteifriger Mann den Daumen auf's Auge, so half er seinem Feinde bei dem verhaßten Hausbau. Am zweiten Tage aber war er entschlossen; er ging hinüber, seine schöne Rede über den Hausschlüssel wahr zu machen.

Die Bauleute zeigten ihm sehr freundlich, was sie gethan hatten und was alles noch zu thun sey und begleiteten ihn vom Keller bis auf den Speicher. Als sie aber ganz oben zu Ende gekommen waren, stellten sie sich wie in einen Halbkreis hinter den

Förſter, und zwei Maurergeſellen traten vor und ſprachen:

„Lieber Herr, mit Gunſt!
Sie haben getreten auf unſere Kunſt,
Da Sie nun unſer Werk betrachten,
So werden Sie auch ein kleines Trinkgeld nicht achten.“

Statt eines kleinen Trinkgeldes warf ihnen der Förſter tauſend Donnerwetter an die Köpfe: „Meinet ihr, ich ſey aus Neugierde gekommen, um euere Stümperei zu ſehen, die ihr eine Kunſt nennt? Ich ſtehe hier als der Stellvertreter des Bauherrn und will ſchon acht geben, daß ihr nicht fernerhin unſerm Herrgott die Tage abſtehlt, wie ihr's vergangene Woche gethan!“ Und damit er ſogleich ein praktiſches Exempel gebe und ſich als Kenner ausweiſe, rief er einen Maurer vor und zeigte ihm einen dunkeln Winkel zwiſchen den Ziegeln und dem Gebälk des Daches, ſagte, da droben ſey ein Loch und fragte, warum das Loch nicht vor allen Dingen vermörtelt worden ſey? Denn es hatte über Sonntag gewaltig herein geregnet und das Waſſer

war durch den Speicherboden zum Getäfel der Decke des erſten Stockes gedrungen, das Getäfel aber hatte wiederum ein Loch, und ſo war der Regen dort weiter an der friſch getünchten Wand herabgeſickert und hatte die Wand verderbt, an welcher der Tüncher die ganze vorige Woche gemalt hatte.

Der Maurer ſteckte kaltblütig die Hände in die Hoſentaſchen und ſagte, das Loch gehe ihn nichts an, es ſey im Gebälk und nicht im Verputz und alſo möge es der Zimmermann ſtopfen. Der Zimmermann that einen langen Zug aus ſeiner Stummelpfeife, ſpuckte aus und ſprach, das Loch kümmere ihn nicht, es ſey im Blechverſchlag der Dachkante und gehöre dem Spengler. Der Spengler bat den Tüncher um eine Priſe, ſchnupfte, nieste und bemerkte ſodann, wenn ja Einer das Loch ſtopfen müſſe, ſo ſey es der Dachdecker; denn es fehle an den Ziegeln. Der Dachdecker kletterte nach langem Beſinnen an den Balken hinauf, taſtete und klopfte an der ſchadhaften Stelle, wo es ſehr dunkel war, bedächtig hin und her und rief dann aus ſeiner Finſterniß herab: „Das Loch ſchiert mich den Teufel, die Ziegel ſind vollzählig und geſund, und wenn

das Loch ja irgendwo iſt, ſo iſt's zwiſchen den Ziegeln und dem Blech und den Balken in der Giebelwand, und der Maurer ſoll's nur ausſtreichen." Nun ſchwur aber der Maurer wieder, das Loch ſey dennoch im Gebälk, der Zimmermann, es ſey dennoch im Blech, der Spengler, es ſey dennoch in den Ziegeln, der Dachdecker, es ſey dennoch in der Mauer und ſo fort, die Reihe herum.

Der Förſter wußte zuletzt nicht mehr wo ihm der Kopf ſaß, geſchweige daß er gewußt hätte, wo nun jenes Loch ſitze. Weil er ſich aber in dieſem beſonderen Falle nicht mehr zu helfen wußte, ſo machte er's wie kluge Staatsmänner: er ließ den Fall fallen und lenkte die Frage auf's Allgemeine. Er begehrte zu wiſſen, welcher Handwerker denn jetzt ſtatt des Maurermeiſters den Gang der Arbeiten anordne. Der Zimmermann antwortete mit Bedacht: „Es hat der Maurermeiſter ſeinen Altgeſellen geſchickt, und Herr Humbert hat ihm auch ein Trinkgeld vorgeſchenkt, daß er uns Allen die Arbeit zuweiſe. Allein das gilt nicht! Den Maurermeiſter ließen wir uns gefallen; denn er iſt ohnedies ein halber Baumeiſter. Wir Zimmerleute, Schreiner,

Schloſſer, Tüncher, Dachdecker und Spengler können es aber doch nicht dulden, daß uns der Geſelle einer fremden Zunft als Oberhaupt geſetzt werde; darum warfen wir ihn geſtern zum Thore hinaus, worüber es zu einem kleinen Streit kam, der den ganzen Nachmittag dauerte, und während dieſer Zeit hätte viel Nützliches gearbeitet werden können."

„Ihr Schwernöther!" rief der Förſter, „bei euch geht's ja zu wie im deutſchen Reiche!" und wies ihnen nach, wie ſie einig und im Einverſtändniß arbeiten müßten, ſonſt werde der Bau niemals fertig. Weil er aber im Augenblicke ſelbſt nicht wußte, wie dieſes Einverſtändniß herzuſtellen ſey, ſo wandte er ſich vom Allgemeinen wieder zurück zum Beſondern und ſprach: „Laſſen wir's denn in Gottesnamen noch eine Weile auf den Speicher regnen, bis ermittelt iſt, wer das Loch da droben zu ſtopfen hat. Aber das andere Loch in der Täfelung der Zimmerdecke ſoll der Schreiner auf der Stelle flicken, damit der Regen wenigſtens auf dem Speicher bleibt."

Der Schreiner ſchüttelte den Kopf: „Das Getäfel iſt vor alter Zeit vom Zimmermann gemacht worden;

man ſieht's an der groben Arbeit. Alſo ſoll's der Zimmermann auch repariren."

Der Zimmermann ſprach: „Herr Förſter, hören Sie ein Wort!" und nahm die Pfeife aus dem Mund, als wolle er was recht bedeutendes ſagen. Es war aber nur, um ſie auszuklopfen und friſch zu ſtopfen. Nachdem dies geſchehen, fuhr er fort: „Der Kitt des Tünchers iſt kein Gift. Der Tüncher muß ohnedies das Getäfel neu mit Oelfarbe ſtreichen, alſo kann er auch das Loch auskitten. Ich ſage, ſein Oelkitt iſt kein Gift und er hält das Waſſer am allerbeſten ab."

Der Tüncher dagegen meinte, wenn er alle Löcher im Hauſe verkitten ſolle, dann brauche er den Kitt zentnerweiſe, und wälzte die Sache auf den Schreiner zurück.

So führten die Handwerksleute den Förſter abermals im Kreiſe herum und da er, von dem zweiten beſonderen Falle abſpringend, auch ſeinerſeits wieder auf die allgemeine Frage zurückkam, wer denn hier eigentlich Koch und Kellner ſey, ſo drehte er ſich gar in zwei concentriſchen Ringen.

Zum Glück war Marie während der letzten Ver-

handlungen im Hintergrund erſchienen und bat jetzt den Vater, er möge ihr die Aufgabe überlaſſen, in drei Stunden ſolle kein Tropfen mehr durch Dach und Decke regnen.

Nachdem dann der Alte ſich ſcheltend entfernt, nahm ſie zuerſt den Zimmermann bei Seite. Er war, wie ſie wohl wußte, in jüngeren Jahren Schiffszimmermann in Dienſten der Republik Venedig geweſen, hatte lange Zeit das Mittelmeer befahren, auch in Aſien und Afrika gearbeitet, um zuletzt gerade ſo arm und viel lüderlicher wieder zurückzukommen, als er ausgezogen war. Zu ſeinem angeſtammten deutſchen Phlegma hatte er überdies noch eine reiche Zugabe orientaliſcher Faulheit mitgebracht. Natürlich erzählte er nun ſehr gerne von ſeinen Abenteuern unter Türken und Heiden, wenn Jemand Geduld hatte, den furchtbar langſamen Vortrag anzuhören.

Marie brachte den alten Venediger, wie man ihn nannte, auf ſeine Seefahrten, und er mußte ihr von Stürmen und Schiffbrüchen erzählen, und wie eine Kugel der Korſaren in die Flanken des Schiffes geſchlagen und auch ſonſt ein Leck entſtanden

ſey, und wie da die Zimmerleute ſich hätten tummeln müſſen, das Loch zu ſtopfen. Als ſie ihn aber ſo weit hatte', nahm ſie den Alten lächelnd bei der Hand und führte ihn vor das Loch im Getäfel und bat gar freundlich, jetzt möge er ihr auch einmal zeigen, wie er's damals gemacht und möge gleich den Leck verſchlagen, als ſtehe beim Verluſt einer Minute Mann und Maus auf dem Spiel. Der Venediger lachte über die liſtige Hexe, fluchte über alle Weiber, griff zum Werkzeug und hatte in einer Viertelſtunde ſchon den Schaden geheilt.

Dann ging das Mädchen zum Maurergeſellen. Seine Lebensabenteuer waren einfacher geweſen, rein vaterländiſcher Art, und das bemerkenswertheſte Ergebniß derſelben waren zwei uneheliche Buben, die hungrig und zerlumpt in der Stadt herumliefen. Marie begehrte hier keine Erzählung, ſondern knüpfte gleich an die vollendete Thatſache und ſagte dem Maurer, ſie habe ein abgelegtes Kamiſol und ein Paar Strümpfe ihres Bruders, auch allerlei alte Lappen, womit er ſeinen Buben in der Feierſtunde die Hoſen flicken könne, aber vorerſt müſſe er hier geſchwind das Dach flicken, ſonſt werde nichts

gereicht. Der Maurer ſeufzte tief, kratzte ſich hinter den Ohren, dankte mit einem „Vergelt's Gott!“ im Voraus und ſtieg dann in ſtiller Entſagung auf's Dach.

Nachdem ſo der beſondere Fall erledigt war, ging nun Marie zum Allgemeinen über. Sie entwarf mit Beihülfe des alten Venedigers einen Plan, in welcher Reihenfolge fortan die vielen ſelbſtändigen Handwerker bei den hundert kleinen Verbeſſerungen ineinander greifen ſollten und ſtudirte förmlich die Natur und Quelle der Nachläſſigkeit und Faulheit jedes Einzelnen, daß ſie einen Jeglichen an ſeiner ſchwachen Seite packen und mit milder Gewalt zu ſeiner verfluchten Schuldigkeit führen könne. Das letzte Geſchäft war nicht leicht, und die Werkmeiſterin hätte es für ſich allein unmöglich zu Rande gebracht; aber ſie ſetzte bald ihren Bruder, bald die Hausmagd, bald den Forſtgehülfen oder gar den Vater ſelbſt in Bewegung, daß ſie ihr nachſehen halfen und zwiſchen den Werkſtätten der ſäumigen Handwerksmeiſter und dem Bauplatze einen Mahnbotendienſt übten.

Der Förſter wußte nicht, wie er ſich vorkam.

Die Faullenzerei der Arbeiter und die Betriebſamkeit der Tochter jagte ihn in's Feuer für ſeines Feindes Haus; für einen eigenen Hausbau wäre er gewiß nicht halb ſo heftig hineingegangen. Allein er wollte ja nur den Handwerkern zeigen, daß er ſie zwingen könne; das war nun Ehrenſache. Gar oft ſchon hat ein gemeinſamer dritter Gegner zwei alte Feinde unvermerkt verbrüdert. Daran dachte jedoch der Förſter gar nicht: ſobald er den anvertrauten Hausſchlüſſel einmal zurückgegeben, ſollte auch wieder der tiefſte Graben ohne Brücke die beiden Nachbarhäuſer trennen. Den Beſuchen des jungen Humbert konnte er nicht jedesmal ausweichen; deſto ſicherer aber wich er dann jedem Geſpräche aus, das nicht auf den Hausbau zielte. Der Nachbar war für ihn nur als umbauender Hausbeſitzer auf der Welt, und er ſorgte als ein ungehobelter Jägersmann dafür, dies allezeit recht deutlich zu zeigen.

Inzwiſchen kam die Erntezeit, und man hätte denken ſollen, der junge Gutsbeſitzer ſtecke jetzt ſo tief in der Feldarbeit, daß er wohl auf Wochen nicht nach dem Hausbau ſehen könne. Allein ſeine Beſuche wurden vielmehr immer häufiger; es ſchien

faſt, das alte Haus ſey das bedeutendſte Grundſtück, welches er zu bewirthſchaften habe. Kam er aber ſo oft zur Bauſtätte, dann konnte er ja wohl auch die Handwerksleute ſelber beaufſichtigen und Marie ward ihres Dienſtes quitt. Oder er fand bei ſo häufiger Einkehr in der Stadt wenigſtens einen andern Bauführer von Profeſſion ſtatt des Maurermeiſters und des Altgeſellen. Allein Humbert ſchien eben die Förſterstochter für die beſte Bauführerin von der Welt zu halten und ließ ihr völlig freie Hand. Der Bau gedieh ja prächtig, und während anfangs alle Arbeiten zweimal verkehrt gemacht wurden und erſt beim drittenmale geriethen, wurden ſie jetzt immer nur zum erſtenmale verdorben und geriethen, wenn ſie Marie dann wieder herunterſchlagen ließ, ſchon beim zweitenmale ganz gut.

Nun war es aber ſeltſam, daß die Anweſenheit des Bauherrn der ſchönen Werkführerin jetzt ebenſo große Verlegenheit bereitete, wie anfangs die Abweſenheit deſſelben. Sie war in das Bauweſen hineingekommen und wußte ſelbſt nicht wie; zuerſt aus reiner Neugierde, dann getrieben vom luſtigen Aerger über die faulen Handwerker, dann aus Freude, daß

ſie's dem Vater ſo ergötzlich abgewann, die Trägen zur Arbeit zu führen, und dann freute ſie ſich wieder, daß ſich der Bauherr freute über ihre ſtille waltende Förderung des Werkes. Trotzdem ward ſie allemal roth, wenn Dieſer ſie beim Bau überraſchte, und hatte doch ein ſo gutes Gewiſſen. Um ſich das Erröthen zu erſparen, ſtellte ſie darum den kleinen Georg als Schildwacht auf den Thurm im Garten; er konnte von dort den Weg überſehen, welchen Humbert zur Stadt herüber reiten mußte, und kam dieſer dann in's Haus, ſo war Marie längſt verſchwunden, und es ſchien, als ob die Hand eines wohlgeſinnten Heinzelmännchens wie im Mährchen inzwiſchen den Bau geleitet habe. Der junge Humbert begriff lange nicht, warum er Marien niemals im Hauſe traf, indeß er doch ſo oft wahrnahm, daß ſie eben erſt dageweſen, bis er eines Tages zu Fuße von hintenher durch den Garten kam, da konnte ſie ihm nicht mehr entwiſchen. Seitdem wählte er ſtets dieſen verſteckten Fußweg, und ſo ſahen ſich die Beiden wohl alle paar Tage. Marie erzählte dann vom Bau, Humbert prüfte nach ihrem Bericht die Arbeiten und half kräftig nach und

erzählte ſeinerſeits, was er alles noch aus dem alten Hauſe zu machen beabſichtige. So kamen ſie oft recht tief in's Erzählen. Humbert erzählte aus ſeinen Jugendjahren, oder von den ſeltſamen Lebensſchickſalen ſeines Vaters, oder von Familiengeſchichten, die ſich an das alte Haus knüpften; ähnlich erzählte Marie Erlebtes und Ueberliefertes dagegen. Sie hatten ſich auch ſo viel zu erzählen; denn ſie waren ja trotz der Nachbarſchaft immer meilenweit fern von einander gehalten worden. Allezeit aber blieb ihr Geſpräch bei dieſem rein hiſtoriſchen Ton. Es ging in ihrem Verkehre zu wie in einer ächten Novelle: es ward immer nur ſchlechtweg erzählt, ſie wühlten nicht in Gefühlen, grübelten und predigten nicht. Wenn aber ein Jedes nachgehends wieder für ſich allein war, ſo dünkte es ihm, ſie hätten doch allerlei wunderſame Empfindungen miteinander ausgetauſcht, obgleich ſie ſich eben nur Geſchehenes treu und einfach erzählt hatten. Und gerade ſo wie bei dieſer wirklichen Geſchichte ſteht es um die Gefühlspoeſie der erdichteten Geſchichte: die Poeſie des Herzens wirkt am reizendſten da, wo ſie in der Thatſache ausgeſprochen, im Worte aber verſchwiegen iſt.

Kam dann Abends der Vater nach Hauſe, ſo erzählte ihm die Tochter wieder, was ſie und der junge Humbert ſich gegenſeitig erzählt hatten. Nur verfuhr ſie dabei etwas einſeitig. Sie berichtete nämlich getreu, was man irgend über das Haus und den Bau geſprochen und erzählte auch alle die alten Geſchichten, die ſich auf das Haus bezogen. Was man aber von ſonſtigen Erlebniſſen und Schickſalen erzählt hatte, das behielt ſie im Sinn. Sie wußte ja, daß Humbert nur als umbauender Hausherr für ihren Vater auf der Welt war.

Ihr ſelbſt aber gefiel Humbert in dieſer Eigenſchaft ſo gut und ſie gefiel ſich ſo ganz als Werkführerin, daß ſie wünſchte, es möge in Ewigkeit fort umgebaut werden an dem alten Hauſe. Und im Grunde dachte ſie auch kaum daran, daß der Bau jemals ein Ende nehmen und was dann weiter kommen werde.

## Drittes Kapitel.

So war der Sommer vergangen und die Innenräume des Hauſes waren leidlich in ihre verbeſſerte Geſtalt gebracht. Man begann eben Hofthor und Hausthüre zu erneuen und den Hof neu zu nivelliren und zu pflaſtern, auch rammte der Tüncher ſchon ſeine Gerüſtbalken in den Boden zum Abputz der Außenwände.

Da blieben eines Morgens alle Handwerker aus; nur ein Tagelöhner kam herbeigeſchlichen und räumte bedächtig etwas Schutt vom Hofe. Marie eilte ſogleich herüber, um ihn nach den andern Arbeitern zu fragen. „Sie werden zunächſt nicht wiederkommen," erwiderte dieſer ganz gelaſſen. „Und warum nicht?" — „Weil ſie die Arbeit hier nicht mehr freut." — „Und warum freut ſie die Arbeit nicht mehr?" Auf dieſe öfters wiederholte Frage kam dann

immer wieder die Antwort: „Ja, weil ſie's eben nicht freut.“

Mit einem großen Aufwande von Geduld brachte Marie endlich heraus, daß den Handwerkern hier nachgerade der Arbeit zu viel geworden ſey, des Bieres aber zu wenig und des Branntweins viel zu wenig, und daß ſie darum einmüthig beſchloſſen hätten, dieſes undankbare Werk eine Weile liegen zu laſſen; vielleicht werde es durch's Liegen beſſer, wie die Winterbirnen.

Es mußte faſt nothwendig ſo kommen. Gleichwie der Eſel, wenn man ihn durch einen Sturm von Prügeln und Schmeicheleien überraſcht, plötzlich, ſich ſelbſt vergeſſend, im Galopp einherſpringt wie das friſcheſte Pferd, dann aber nicht minder plötzlich erkennt, daß er ja ſeiner Natur untreu geworden iſt und nun ſtehen bleibt wie ein Klotz, und trotz Sporn und Zügel und Prügel ſeinen Platz behauptet und wieder ein ganzer Eſel wird, ſo waren auch die Arbeiter durch das unvermuthete Zuſammenwirken des Förſters, des Mädchens und des Hausherrn wie im Rauſche aus ſich ſelbſt herausgetrieben worden. Auf dem Höhepunkte des Rauſches aber

kam der Umſchlag; ſie wurden nüchtern, erkannten, daß ſie von ihrer wahren Natur abgefallen waren und kehrten nun mit deſto größerem Trotze zu ſich ſelbſt zurück.

Da war guter Rath theuer. Vergebens ging der Förſter in die Werkſtätten der Meiſter und bat und ſchalt, damit ſie ihren Geſellen die Köpfe zurecht ſetzten. Die Meiſter zuckten die Achſeln, baten um ein paar Tage Nachſicht oder hielten wohl gar den Geſellen geradezu die Stange. Sie waren durch ſo manches ſcharfe Wort, das man ihnen vom Bauplatze heimgebracht, ſelber mit beleidigt, und es geſchah bei dem entarteten Handwerk der verkommenen kleinen Städte damals überhaupt nicht ſelten, daß der Meiſter dem Geſellen alle Zuchtloſigkeit nachſah, um ihn hinterdrein deſto gründlicher für ſeinen Eigennutz auspreſſen zu können.

Der Förſter und ſeine Tochter beſchloſſen, den nächſten Tag abzuwarten, wo Humbert vermuthlich wieder zur Stadt kam. Allein auch er blieb aus. Statt ſeiner erſchienen gegen Abend ganz andere Gäſte. Soldaten von der Reichsarmee rückten in die Stadt und nahmen auf mehrere Tage Quartier,

während franzöſiſches Kriegsvolk, das mit dem Reichsheere vereinigt gegen den Preußenkönig zog, auf den umliegenden Dörfern ſich einlagerte.

Im Hauſe des Förſters war man eben vollauf beſchäftigt, für ſechs Mann zu kochen, und Strohſäcke auf die Nacht herzurichten, als ſich ein Höllenlärm vor dem Nachbarhauſe vernehmen ließ. Der Förſter öffnete das Fenſter und ſah da drüben zwölf Mann, welche Einlaß begehrten, und da das Thor verſchloſſen war und Niemand öffnete, ſo ſchlugen ſie mit den Kolben dawider unter entſetzlichem Brüllen und Fluchen. Es war keine Zeit zu verlieren; in einer halben Stunde würde die erzürnte Rotte das Haus mit all ſeiner neuen Herrlichkeit ohne Zweifel gründlich verwüſtet haben. Eingedenk der Pflicht, die ihm der Hausſchlüſſel auflegte, eilte darum der Förſter hinüber und verſicherte den Anſtürmenden, das Haus ſey unbewohnt, noch gar nicht ausgebaut und von allem Hausrath entblöst. Die Soldaten aber zeigten ihre Quartierzettel, ſagten, ſie wüßten ſchon in's Haus zu kommen und wenn ſie erſt einmal darin ſeyen, dann werde ſich auch ſchon Jemand finden, der für ſie ſorge, oder ſie ſchlügen Alles kurz und klein.

Während der Förſter aber noch vergebliche Verhandlungen mit dem tobenden Volke pflog, hatte Marie bereits einen Boten auf Humbert's Hof geſchickt, daß der Hausherr raſch Betten und Lebensmittel hereinfahren laſſe und ſelber mitkomme. Dann war ſie durch eine Lücke des Gartenzaunes in's Nachbarhaus geſchlüpft und öffnete eben das Thor von innen, als ihr Vater außen ſeine letzten Gründe erſchöpfte, lief aber ſo raſch wieder zurück, daß Keiner der Eindringenden ahnte, welch ſchöne Pförtnerin den Schlüſſel gedreht.

Indeß die Soldaten aber alle Winkel des Hauſes durchſuchten nach dem Hausherrn, der doch eben erſt geöffnet hatte und nun wieder nirgends zu finden war, kam Marie auch ſchon von außen an's Thor zu dem Vater und beſchwor ihn, die Mannſchaft ſolange leihweiſe zu verpflegen, bis Herr Humbert das Nöthige ſenden und heimzahlen werde.

Sie predigte tauben Ohren. Der Alte glaubte ſeinem Hausmeiſteramte vollauf genügt zu haben, indem er die Soldaten vor dem Thore zurückgehalten und dafür hinreichende Grobheiten eingeſteckt hatte. Marie ward dringender: „die Soldaten werden das

Haus verwüſten, ſie werden es in Brand ſtecken und dann wird die Flamme auch unſer Haus ergreifen!“ — „Es hat keine Gefahr,“ erwiderte der Alte gelaſſen. „Uns trennt der breite Hofraum und dann auch noch das Hammerrecht. Sieh, dafür iſt das Hammerrecht gut. Auf eigenem Grund und Boden mußten wir dem Nachbarn mit unſerm Bau noch drei Schritt vom Leibe bleiben: die Flamme reicht nicht zu uns herüber!“

„So iſt denn all unſere Liſt und Mühe während des ganzen Sommers umſonſt geweſen,“ rief Marie verzweifelnd. „Was wir bauen halfen, das werden die Soldaten zuſammenſchlagen, und ſind dieſe abmarſchirt, dann kommen die Handwerksleute wieder und fangen wieder von vorne an und triumphiren über uns, daß ſie nun doch nicht zur vorgeſteckten Zeit fertig geworden ſind.“ Und während ſie noch ſo ſprach, hörte man ſchon oben ein paar Fenſterſcheiben klirren, und unten hoben zwei Mann eine Thüre aus und ſchlugen ſie in Stücke, denn das trockene Tannenholz, von Oelfarbe friſch getränkt, ſey vortrefflich, um ein Feuer in der kalten Küche anzumachen.

Der Förſter ſtutzte. Sollte er wirklich Geld oder

Geldeswerth, wenn auch nur leihweiſe, hergeben, um ſeines Hausfeindes Haus erhalten zu helfen? Zwar hatte er jetzt ſchon monatelang Zeit und Arbeitskraft in reichem Maße geſpendet und nicht bloß leihweiſe. Aber ſolche Dinge, die nicht mit Händen gegriffen werden können, achtet man für nichts; dagegen Eſſen und Trinken für zwölf Mann, die ohne Zweifel eſſen können wie die Dreſcher und ſaufen wie die Koſacken, das ſind reelle Gegenſtände, worüber man ſich beſinnt. Hatte Marie in ähnlicher Erwägung doch auch dem Vater ſtrenge verheimlicht, daß ſie dem Maurer zum Sporn ſeines Fleißes die alten Strümpfe und Lumpen geſchenkt habe. Der Alte würde bitterböſe darüber geworden ſeyn. Denn Zeit und Kraft herſchenken, das iſt nichts; aber zerriſſene Strümpfe und eine Handvoll Flicklappen ſind doch immer ein wirkliches Geſchenk.

Er beſann ſich lange. Der Gedanke jedoch, daß die Handwerksleute umſonſt gearbeitet und umſonſt gefaullenzt hätten und wieder von vorne anfangen müßten und nun erſt recht gegen ihn das Feld behaupteten, ſiegte zuletzt. Er verſprach, den Soldaten Brod und Branntwein zu liefern, bis der Haus-

herr herbeigerufen ſey, und half ihnen ſelbſt, Bretter zu Pritſchen herzurichten und mit Stroh zu bedecken als vorläufige Lagerſtatt. Der Feldwebel verſicherte dagegen, daß die Mannſchaft das Haus nicht weiter ſchädigen werde.

Der von Marien ausgeſandte Bote kam aber mit ſchlimmer Kunde zurück. Auf Humbert's Gute lagen Franzoſen und hausten gar übel. Der Gutsherr war ſchon Tags vorher nach der Stadt geritten und unterwegs einem Trupp franzöſiſcher Reiter in die Hände gefallen, die ihn gewaltſam mitnahmen, daß er ihnen als Wegweiſer diente. Auf dem Gute waren daher die Dienſtleute nicht minder rathlos als der Nachbar in der Stadt.

Marien fuhr ein Todesſchreck durch die Glieder. Solche erpreßte Wegweiſerdienſte endeten oft mit Beraubung und Mißhandlung, ja mit dem Morde des Führers. Schon Mancher war nicht wiedergekommen. Erfüllt von traurigen Bildern ſetzte ſich das Mädchen an dem Gartenzaun auf derſelben Stelle nieder, wo ihr der Bote die Nachricht gebracht; ſie konnte nicht mehr ſtehen und auch nicht weitergehen, ſo zitterten ihre Kniee.

Sie blickte auf das alte Nachbarhaus, und es ſtand wie ein leibhaftes Mährchen vor ihren Sinnen. Seit den Kindertagen hatte ſie dieſe ſelben Mauern und Fenſter ja täglich vor Augen gehabt, und doch däuchten ſie ihr jetzt ganz anders, ſo traumhaft ſchön, von dichteriſchem Schimmer verklärt. Von Innen freilich war das Haus inzwiſchen umgebaut worden, von Außen merkte man's wenig: hatte bei ihr ſelbſt nicht auch inzwiſchen ſo ein innerer Umbau ſtattgefunden, den man von Außen nicht merkte?

Sie hatte bisher gar nicht daran gedacht, daß das Bauen einmal ein Ende nehme und die Beſuche des Bauherrn dazu. Jetzt ſchwiegen die Hämmer und Hobel der Werkleute, und der Bauherr war verſchwunden. Geſtern und Heute lagen wie durch Jahre von einander getrennt, und das Haus lag ihr ſo verſchwimmend fern. Sie hatte ſich im Getümmel der Arbeit niemals Zeit genommen, den Bau auch einmal von diesſeit des Zaunes zu überſehen; ſie meinte zuletzt faſt, das Haus gehöre ihr; jetzt ſtand ſie wieder im elterlichen Garten und entſann ſich, daß das Haus ja in eines fremden Mannes Händen ſey.

Wie im Spiel hatte ſie an dem Hausbau theilgenommen, ſie war dann Werkführerin geworden, und die Sache ward ernſthafter: ſie kam mit dem Herzen an die Arbeit. O hätte ſie jetzt zum Spiele zurückkehren können! Sie glaubte aber ganz beſtimmt zu wiſſen, daß Humbert bei dem Hausbau gleichfalls vom Spiel zum Ernſte fortgeſchritten und mit dem Herzen an die Arbeit gekommen ſey. Er hatte das nicht geſagt, aber ſie hatte es geſehen und empfunden. Und das dunkele Gefühl ſpricht manchmal klarer als das klare Wort.

Zwiſchen alle dieſe Gedanken drängte ſich dann aber immer wieder die quälende Frage, was wohl aus Humbert geworden ſey. „Fahren fremde Leute nach Amerika, ſo denken wir, ſie werden ſchon glücklich über's Meer kommen; geht aber Jemand, den wir lieb haben, nur zwei Meilen über Feld, ſo fürchten wir gleich, es möge ihm Schlimmes begegnen, als ob es das Unglück immer nur auf die Leute packen müſſe, die wir lieb haben!“ Mit dieſen ſtumm in ſich hinein gedachten Worten redete ſich Marie die Furcht aus, geſtand ſich's aber auch zugleich zum erſtenmale, daß ſie den jungen Humbert lieb habe.

Ein Männerſchritt weckte ſie aus ihren Gedanken. Es war der Feldwebel von den Reichsſoldaten, die im Nachbarhauſe lagen. Als ſie erſchrocken aufblickte, fragte er, warum ſie weine? und jetzt erſt merkte ſie ſelbſt, daß ihr die Thränen auf den Wangen ſtanden.

Marie erwiderte, ſie ſey ſo betrübt wegen des Hauſes da drüben. Sie habe es bauen helfen und jetzt ſtocke der Bau, die Werkleute hätten ein Complott gemacht und ſeyen davongelaufen, der Krieg werde im Herbſt verwüſten, was im Sommer mühesam aufgeſtellt, und der Bauherr ſey verloren gegangen.

Da der Soldat nun näher wiſſen wollte, wie ſie, ein ſo feines Frauenzimmer, denn habe bauen helfen, ſo erzählte ſie ihm die Geſchichte von den faulen Arbeitern und wie ſie Werkführerin geworden ſey und den Bau nach Kräften gefördert habe, bis auf einmal die Handwerker ſich verſchworen und die Arbeit eingeſtellt hätten.

Den Feldwebel ergötzte die Geſchichte. Er war aber eigentlich ein verkommener und durchgegangener Schauſpieler, der ſich hatte anwerben laſſen und

nebſt einem halben Musketier das geſammte Contingent bildete, welches ein reichsunmittelbares Nonnenkloſter im ſchwäbiſchen Kreiſe zur Reichsarmee geſtellt. Als Künſtler und als Soldat eines Nonnenkloſters hielt ſich der Feldwebel nun zwiefach verpflichtet zu ritterlichem Frauendienſte, darum tröſtete er Marien, bat ſie um die Namen der Werkleute und ſagte, ſie möge nur ein paar Stunden warten, er wolle die deſertirten Kerls ſchon wieder auf ihren Poſten führen. Hierauf ging er zu ſeiner Mannſchaft und erzählte, ſie hätten darum ſo ſchlechtes Quartier in dieſem Hauſe, weil die Arbeiter, welche es einzurichten gehabt, im Complott davongelaufen ſeyen. Die müßten jetzt zur Strafarbeit herbeigeſchafft werden. Und dazu gebe es einen Hauptſpaß: die ſchöne Förſterstochter da drüben ſey die Werkführerin, gegen welche die Handwerker ſich empört hätten. Als Reichsexecution wollten ſie die Rebellen jetzt wieder zum Gehorſam bringen und ſich dann königlich daran ergötzen, wie die faulen Mannsleute unter des fleißigen Mädchens Commando mit ingrimmigem Fleiße wieder zum Werkzeug griffen.

Unter jubelndem Beifall zog dann der Feldwebel mit ſeinen Leuten in die Stadt und kehrte bald mit den Geſellen und Tagelöhnern zurück, den alten Venediger an der Spitze, der größere Schritte machte, als man's je in ſeinem Leben geſehen. Hierauf ging der Feldwebel zu Marien und verſicherte ihr heilig, es werde ihr kein Leids geſchehen, ſie möge nur gleich wieder auf den Bauplatz kommen und die Arbeiter anweiſen. Marie traute des Soldaten gutem Geſichte und folgte. Und nun ging ein Arbeitsgetümmel im Hauſe los, wie es nie gehört worden war; denn hinter jedem Arbeiter ſtand ein Soldat und drohte mit furchtbaren Scheltworten und mit Stock oder Degen, ſowie der Fleiß einen Augenblick nachließ. Weil aber der Fleiß ebenſogut anſteckt wie die Faulheit, und weil es ſo gar anmuthig ſchien, unter der Führung eines ſo ſchönen Mädchens recht fleißig zu ſeyn, ſo griff nach einer Weile der Feldwebel ſelber zum Grabſcheit und half beim Nivelliren des Hofes, und die Andern thaten's ihm nach, je nachdem ſie von dieſem oder jenem Handwerk etwas verſtanden, und zuletzt arbeiteten alle Soldaten mit den Werkleuten um die Wette.

Marie hatte anfangs ſchweren Herzens das Nachbarhaus betreten und bleich und zitternd ihre Weiſungen ertheilt. Als aber die Arbeit ſo luſtig im Gange war, da ward es ihr auch wieder wohler zu Muthe. Es war ihr, als müſſe nun auch der Hausherr wiederkommen und das Bauen gehe nun wieder in Ewigkeit ſo fort und die breite Kluft ſey wieder überbrückt, die vorhin noch die beiden Nachbarhäuſer für immer zu trennen ſchien. Und als nun gar die Reichsarmee unter Lachen und Scherzen mitzuarbeiten begann, da ward das Mädchen wieder ſo ſtill vergnügt, daß ſie leiſe vor ſich hin ſang, wie ſie auch ſonſt bei dem Hausbau gepflegt, und da der Feldwebel die leiſe ſüße Stimme hörte, ſtimmte er in der Terz mit ein, und die andern Soldaten machten's ihm nach und zuletzt ſang die ganze Geſellſchaft und ſogar der alte Venediger brummte hinten nach wie der Pedalbaß einer verſtimmten Orgel, und die Hämmer, Aexte und Schaufeln bewegten ſich im Takte doppelt ſo geſchwind. Der Förſter kam nun auch herbei, und nachdem er mit innigem Vergnügen den Sinn des ſeltſamen Schauſpieles ſich enträthſelt — denn die Leute hatten gar

nicht Zeit, ihm ordentlich Red' und Antwort zu ſtehen — ließ er reichliche Erfriſchungen herüber bringen für die bewaffnete ſowohl wie für die unbewaffnete Mannſchaft, und dachte gar nicht mehr daran, daß er nun doch wieder Geldeswerth hergebe für ſeines Hausfeindes Haus. Man hätte ihn malen mögen, wie er leuchtend daſtand und ſich die Hände rieb, daß er nun doch noch ſolchen Triumph feiere über die widerborſtigen Handwerksleute.

Es fehlte nur noch Einer auf dem Bauplatze, und auch der kam gerade im rechten Augenblick, als Mariens Stimme eben wieder leiſer und ſchwermüthiger zu klingen begann.

Der junge Humbert hatte ſich kaum wieder losgemacht von den Franzoſen, ſo erzählte ihm ein Bauer, ſein Haus in der Stadt ſey durch die Reichsſoldaten von Grund aus zerſtört worden. Er eilte darum ſchleunigſt hierher und wußte nicht, ob er träume oder wache, wie er die Soldaten nicht als Verwüſter, ſondern als Bauleute im Hauſe erblickte. Er wäre der ſchönen Werkführerin gerne gleich an den Hals geflogen; denn er ahnte den Zuſammenhang; aber die Gegenwart des Förſters hielt ihn

zurück. So trat er denn wieder bloß als umbauender Hausherr in den Kreis und mußte mit kalten Mienen bei klopfendem Herzen ſich berichten laſſen, was alles geſchehen war. Er hätte gern den Alten und Marien bei Seite genommen zu einem andern Wort. Allein es war ein ſolches Arbeitswüthen unter alle Leute gekommen, daß ſich gar kein Augenblick zu einem geſammelten Worte fand, und wenn er nicht als der einzige Faullenzer unter ſo viel Fleißigen ſtehen wollte, ſo mußte er, jetzt faſt ebenſo gezwungen und ingrimmig wie der alte Venediger, ſchlechtweg beim Hausbau zugreifen.

Nach zwei Tagen war das Werk vollendet, Haus und Hof ſtanden fertig bis auf die innere Einrichtung, und zwar vierzehn Tage früher als man's im günſtigſten Falle hätte hoffen können. Auch die Reichstruppen marſchirten ab, und ſo war es wieder ganz ſtille geworden.

Da bat Humbert den Förſter, er möge nun mit ſeiner Tochter noch einmal herüberkommen und ſich das ganze Haus anſchauen, zu deſſen Umbau ſie ſo fleißig mitgeholfen. Sie kamen, und der Hausherr führte ſie zu beiderſeitigem Behagen durch alle die

Räume, welche bis dahin ſo wüſt ausgeſehen und jetzt ſo reinlich, bequem und einladend vor ihnen lagen. Als ſie nun das Ganze gründlich geprüft hatten und in den Hof zurückgelangt waren, zeigte Humbert dem Förſter die ausgebrochene Steintafel mit dem Bauernreim, welche neu abgeglättet in der Ecke ſtand und ſagte, die Tafel ſolle wieder an ihren alten Ort kommen, er habe die Wahrheit des Reimes inzwiſchen zu tief erprobt. Der Alte billigte dies. „Allein," fuhr Humbert fort, „die Tafel genügt doch nicht mehr ganz, es muß noch eine zweite zur Ergänzung beigefügt werden." Als nun der Förſter wiſſen wollte, was denn auf dieſe andere Tafel geſchrieben werde, ſtotterte Humbert einige unverſtändliche Worte und ſchwieg verlegen, nahm ſich jedoch wieder zuſammen und ſprach lächelnd: „Jetzt bringe ich's nicht recht heraus; ich muß einen Umweg nehmen, aber ich hoffe, er führt uns ſchon auf die Tafel zurück."

Dann ſagte er, der Herr Nachbar habe ihm bei dem Bau ſchon zu ſo Vielem verholfen, aber es fehle ihm zu dem fertigen Hauſe noch Eines, nämlich eine Frau, und dazu könne ihm nun eben

gar kein anderer Menſch verhelfen als wiederum der Herr Nachbar.

Der Förſter zog mit feierlicher Miene den Hausſchlüſſel, welchen er immer noch bei ſich verwahrte, aus der Taſche und ſprach: „Den Schlüſſel habe ich ſeiner Zeit übernommen und alle Pflichten eines Hausmeiſters, wie ſie der Hausſchlüſſel auferlegt, getreu erfüllt. Ich kann Ihnen dieſen Schlüſſel, wie mir ſcheint, mit Ehren jetzt wieder zurückgeben. Dem Hausherrn eine Frau zu freien, das gehört nicht mehr zur Hausmeiſterei. Und merken Sie ſich überhaupt, junger Herr, die alte Regel: Vieh kaufen, Mägde dingen und eine Frau freien ſoll man niemals für einen Andern. Es bringt doch beiden Theilen nur Verdruß und Reue.“

Vergebens verwahrte ſich Humbert dagegen, daß ihm der Förſter eine Frau freien ſolle; der Alte wiederholte und erläuterte ſeinen Spruch und ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. Da warf der verzweifelnde Humbert endlich den Ruf hinein: „Auch möchte ich wegen des Hammerrechtes noch mit Ihnen reden!“

Das „Hammerrecht“ wirkte; der Förſter ſchwieg

und horchte auf. Der Andere ſprach: „Das Hammerrecht iſt ablösbar, wenn beide Theile es wünſchen.“ — „Ich wünſche es ſchon ſeit zwanzig Jahren!“ rief der Förſter dazwiſchen. — „Und ich wünſche es nunmehr auch,“ fuhr Humbert fort. „Allein es wird ſchwer ſeyn, unſere gegenſeitige Rechnung einſchließlich des Hammerrechtes auszugleichen, da ich in einer ſo ganz unberechenbaren Weiſe Ihnen verſchuldet bin —“

„Das Hammerrecht berechnet ſich ſehr leicht,“ unterbrach ihn der Förſter. „Man nimmt die Länge der Hammerrechtslinie, denkt ſie als auf anderthalb Fuß Breite mit normalmäßigen Ziegelſteinen belegt und berechnet dann den Werth dieſer Ziegelſteine, ſo findet man laut der Bauordnung den Ablöſungswerth des Hammerrechtes.“

„Ich will nichts wiſſen von Ihrem Rechenexempel,“ rief Humbert, „ich wollte ja nur ſagen, daß ich Ihnen ſo verſchuldet bin, daß von Gegenrechnungen mit oder ohne Ziegelſteinen gar nicht die Rede ſeyn kann. Ich vermag meine Schulden an Sie überhaupt nur abzutragen, indem ich eine neue unendlich größere Schuld bei Ihnen aufnehme. Ver-

ſtehen Sie mich denn gar nicht? — Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter!“

Der Förſter machte große Augen. Das ging über den umbauenden Hausherrn und die Pflichten des Hausſchlüſſels hinaus. Doch ſagte er nicht ſtracks Nein, ſondern erbat ſich Bedenkzeit.

Sey es nun, daß er während dieſer Friſt erkannte, wenn man den Aerger über einen verlorenen Hammerrechtsprozeß zwanzig Jahre lang nachgetragen, ſo ſey das gerade lange genug, oder daß ihm Marie ebenſo unwiderſtehlich zuſetzte, wie vorher den Werkleuten, oder daß ihn die gemeinſame Fehde gegen den dritten Feind im Stillen doch ſchon tiefer umgeſtimmt hatte, als er es ſelber geahnt, genug er ſprach ſein Ja und Amen.

Wie aber die Liebe als Werkführerin den Umbau des alten Hauſes geleitet, ſo wirkte ſie auch fort in dem neuen Hauſe, welches ſich in dem alten jetzt auf feſteren Grundmauern als von Stein aufbaute.

Die Tafel an der innern Hausthüre gegen den Hof aber, welche ein ſtädtiſches Gegenſtück zu dem wiederhergeſtellten Bauernreim an der Außenthüre

bilden ſollte, zeigte in halb erhabener Arbeit den Amor als Baumeiſter, umgürtet mit dem Schurzfell, Loth und Winkelmaß in der Hand, den Köcher auf dem Rücken. Humbert beſtellte die Platte alsbald nach der Verlobung, und da er durch den Hausbau in den Ruf eines peinlich ſtrengen Arbeitgebers gekommen war, ſo eilte ſich der Steinmetz ungemein und vollendete das Kunſtwerk nur zwölf Monate ſpäter, als er's urſprünglich verſprochen hatte.

# König Karl und Morolf.

# Erſtes Kapitel.

Edmund, der Angelſachſe, fand im Palaſte König Karl's zu Aachen einen Goldring. Als er ihn näher betrachtete und die Runenſchrift auf dem Golde ſah, welche Niemand zu leſen verſtand, ſchrak er zuſammen: es war der Ring der Königin Faſtrada, der Gemahlin Karl's, die ihn hier verloren hatte. Edmund ſpähte, ob Niemand lauſche und barg dann den Ring zitternd in ſeinem Gewand.

„Gefundenes Gut behalten, nennt man Funddiebſtahl," ſprach er zu ſich ſelbſt. „Aber gefundenes Gut eine Weile aufheben, um es ſpäter zurückzugeben, iſt kein Funddiebſtahl. Wäre es ein Vergehen, ſo iſt es ſo klein, daß weder das Recht noch die Moral einen eigenen Namen dafür zu prägen nöthig fand. Ich will den Ring nur ein paar Tage

aufheben und ihn dann wieder in die Hand der Königin legen.“

Der Ring beſaß geheime Zauberkraft: ſo lange ihn Faſtrada am Finger trug, war ſie der glühendſten Liebe Karl's gewiß; hätte aber ein Anderer den Ring gewonnen, ſo würde des Königs Liebe auch dem neuen Träger des Ringes nachgezogen ſeyn. Faſtrada glaubte allein das Wunder des Ringes zu kennen und ſicherlich ahnte ihr Gemahl nichts davon; aber der Angelſachſe wußte um die Zauberkraft, deren Wirkung Jedermann ſah, deren Urſache aber allen Andern verborgen war. Wie er allein zu dieſer Kenntniß gekommen, wird jetzt wohl ſchwer mehr zu ermitteln ſeyn. Genug, daß er den Ring vorerſt behielt, nicht aus Eigennutz, ſondern aus Neugierde, oder, wie er's bei ſich ſelber nannte, aus Wißbegier.

Er wollte die Kraft des Goldreifes nur ein klein wenig erproben. Wie? das ſtellte er als kluger Mann dem Spiele des Zufalls anheim. Zwar lockte ihn einen Augenblick der Gedanke, den Ring verborgen bei ſich zu tragen, wenn er ſich dem Könige nahe. Er würde dann ſofort ohne Zweifel des großen Fürſten erklärteſter Günſtling geworden ſeyn. Allein er ſprach

zu ſich: „Ein Günſtling lebt glänzende Tage, hat aber ſchlafloſe Nächte. Ich will meine Nachtruhe behalten.“

Und alſo verſteckte er den Ring in dem Stamm einer hohlen Eiche; zur gelegenen Zeit wollte er ihn ſchon wieder hervorziehen.

Dieſer Edmund war ein Schüler Alkuins und lehrte und disputirte gewaltig in der Hofſchule Karl's, in welcher der Frankenkönig, damals noch nicht als Kaiſer gekrönt, manchmal ſammt ſeinen Söhnen und Töchtern auf der Schulbank ſaß. Die Gelehrten rühmten Edmund's gehobeltes Latein und fürchteten ſeinen ungehobelten Witz, den er erbarmungslos wider die ſittlichen Blößen von Freund und Feind ſchleuderte. Niemand war ihm darum von Herzen gut, obgleich ihn ſelbſt Haſſer und Neider achteten. Denn Alle geſtanden zu, daß der unausſtehliche Mann ganz exemplariſch lebe, lerne und lehre. Auch würde man die Geißel des herben Spötters wohl wenig gefürchtet haben, hätte er ſelber nicht durch einen bis auf's letzte Stäubchen muſterhaften Wandel vorangeleuchtet.

Am eifrigſten donnerte Edmund wider die Schlem-

merei und Völlerei und ganz beſonders hatte er es auf die Weintrinker gepackt. Deren gab es nun freilich genug an Karl's Hofe; denn ſo mäßig der große König im Trunke war, ſo wenig wußten ſeine Franken und vorab ſein Hofgeſinde Maß zu halten. Sah Edmund einen Betrunkenen nur von ferne, ſo zitterte er vor innerem Abſcheu. Von den drei großen W: „Wein, Weiber und Würfelſpiel", erklärte er den Wein für das erſte und größeſte; denn er ziehe das Weh der Weiber und des Würfelns unfehlbar nach ſich, während Einer, der bei den Weibern anfange, doch nicht gerade dem Spiel und Trunk ſich zu ergeben brauche. Reichte ein Genoſſen dem weinſcheuen Angelſachſen den vollen Becher dar, ſo ſprach er nicht etwa „Vergelt's Gott!" ſondern „Verzeih' mir's Gott!" und nippte wie ein verſchämtes Mädchen. Kreiste der duftigſte Rüdesheimer an der Hoftafel, ſo machte Edmund ein Geſicht, als gehe ein Kelch mit Eſſig in die Runde, und König Karl fürchtete im Stillen, der vortreffliche und hochgelehrte Mann möchte mit ſeinem ſauern Blick den edeln Wein einmal unverſehens in wirklichen Eſſig verwandeln.

Denn da Karl ſelber Weinreben ſo eifrig anpflanzen und Aepfelwein dazu auf ſeinen Frohnhöfen keltern ließ, ſo ging ihm der Weinhaß des Angelſachſen doch etwas zu weit. Es war ihm unheimlich in der Nähe eines Mannes, der beim Becher nicht fröhlich ſeyn konnte, und er berief ihn darum auch nicht in jene engere Runde gelehrter Freunde, wo er, der Herrſcherſorgen ledig, den heiter-ernſten Worten ſeiner Denker und Künſtler ſo gerne lauſchte. Trotzdem galt Edmund als ein einflußreicher Mann bei Hofe; denn wenn ſein herbes, ſchneidiges Weſen auch Karl, den Menſchen, abſtieß, ſo zog es doch den Fürſten an. Man wollte in den ſtrengen Geſetzen des Frankenkönigs wider allerlei Sittenloſigkeit die mitarbeitende Hand Edmund's erkennen und ſchrieb ihm ganz beſonderen Antheil an dem Capitular von 789 zu, welches den Trinkern und Trinkbruderſchaften ſo ſcharf zu Leibe ging.

In der That machte ſich Karl manchmal insgeheim den Vorwurf, daß er den tugendeifrigen Edmund wohl gnädig, nicht aber freundlich genug behandle. Sein ſchlimmſtes Theil war ja nur, daß er des Guten zu viel that, und wenn es höchſt liebens-

würdige Menſchen gibt, denen die ſchönſte Muſik mißtönig klingt und der Tonfall der reizendſten Verſe wie widriges Mühlengeklapper, warum ſollte nicht auch einmal ein vortrefflicher Philoſoph geboren werden, dem der Ingelheimer Rothe wie Galle ſchmeckt und der Rüdesheimer wie Eſſig?

Bewegt von ſolchen Gedanken, entſchloß ſich der König, die dunkle Abneigung gegen den Weinhaſſer zu erſticken und fortan in Edmund nur den gelehrten, tadellos wandelnden Sittenprediger zu ſehen und zu ſich heranzuziehen. Und damit dem Entſchluß ſogleich die That folge, wollte er den Angelſachſen noch deſſelben Tages als Genoſſen jener gelehrten Tafelrunde einladen, in welcher Alkuin als Horaz, Angilbert als Homer, Einhard als Bezaleel, Theodulf als Pindar, Wala als Jeremias ſich um ihn als König David ſchaarten. Edmund ſolle Cato der Cenſor heißen und dürfe, wenn's ihm beliebe, jede Zuſammenkunft mit dem Mahnwort ſchließen, daß das Weintrinken müſſe ausgerottet werden.

Um aber das Maß ſeiner Huld voll zu machen, ging König Karl im Abenddunkel ſelber zu der Wohnung des ehrwürdigen Edmund. Er wollte ihn mitten

in ſeinen Studien überraſchen mit der Botſchaft, daß Cato der Cenſor von nun an zu dem gelehrten Freundeskreiſe des Palatiums zähle. Karl liebte ſolche ungemeldete Beſuche bei ſeinen Hofleuten, und er wußte ſelber nicht, ob er in derlei Vertraulichkeit ſeiner Neugierde oder ſeinem Wohlwollen ein größeres Genügen that, wie auch die alſo Begnadigten ſich in der Regel erſt von dem Schrecken des Beſuches erholen mußten, um hinterdrein die Ehre des Beſuches zu empfinden.

Edmund bewohnte in Aachen ein einſam abgelegenes Nebenhäuschen innerhalb des Ringes der Königspfalz. Als ſich Karl im Dunkel näherte und das niedere Fenſter von der Lampe erhellt ſah, dachte er bei ſich: da ſitzt nun der fleißige Mann, tief verſenkt in ſeine Nachtſtudien!

Ungemeldet öffnete er die Thür. Die Lampe leuchtete auf einen Stoß ehrwürdiger Pergamente, welche zur Arbeit auf den Tiſch gebreitet lagen, aber Edmund fehlte; es war überhaupt todtenſtill im ganzen Häuschen. Ein großer Krug mit Waſſer auf dem Tiſch bezeugte dem Könige, daß er wenigſtens nicht irre gegangen ſey. Während er aber gerührt

den großen Waſſerkrug betrachtete, glaubte er von fernher Edmunds Stimme zu vernehmen. Dem Schalle folgend, trat er an's Fenſter. Seitab an der Mauer ſtand ein Bau, der von niederen Dienern bewohnt, zeitweilig auch fremden Gauklern zur Herberge diente, welche auf ihrer Wanderfahrt das Hofgeſinde mit allerlei Kunſtſtücken ergötzten. Dort ſchimmerte Licht, verworrenes Getöſe von Stimmen klang von da herüber und dazwiſchen unverkennbar die Stimme Edmund's, laut, gebieteriſch, die andern übertönend.

Der König dachte: „Gewiß hat ſich das Volk da drüben wieder wüſter Schlemmerei ergeben und doch iſt heute Faſttag. Ihr Gebrüll hat meinen Edmund in ſeinen Studien geſtört und er eilte hinüber, um ihnen den Text zu leſen!“

Da nun Edmund ohne Zweifel ein noch größerer Meiſter des reinen Wandels als des Wiſſens war, ſo däuchte es dem Könige auch noch bedeutſamer, wenn er ihn in der Uebung ſeines Sittenrichteramtes als bei den gelehrten Studien mit der ehrenvollen Einladung überraſche. Alſo ſchritt er, getheilt zwiſchen dem Zorn gegen die Ruheſtörer und doppelter Huld gegen Edmund zu jenem Hauſe, warf jedoch

noch einen lauſchenden Blick durch's Fenſter, bevor er eintrat.

Dort ſah er allerdings eine wüſte Zechgenoſſenſchaft, wie er ſie erwartet hatte. Gemeines Volk, Knechte und fremde Gaukler, ſchmausten, tranken und ſangen, ſtritten und ſchrieen durcheinander und trotz des Faſttages dampfte ein mächtiger Wildbraten auf dem Tiſch. Allein den Angelſachſen erſpähte der König nirgends; dennoch hörte er unverkennbar deſſen Stimme. Ein fremder Mann, dort hinten in der Ecke, war es, der genau wie Edmund ſprach, nicht blos mit dem gleichen Klang, dem gleichen Tonfall, ſondern auch mit Edmund's Geberden und Handbewegungen. Seltſames Trugbild! Der Angelſachſe hatte blondes Haar, jener Fremde pechſchwarzes, Edmund eine kurze, gerade Naſe, der Fremde eine lange und ſpitze, und einen ſolchen Narrenrock, wie der Fremde, welcher ihm Stimme und Geberde geſtohlen, trug doch der ſchlichte Gelehrte niemals. Dazu ſaß Jener auch keineswegs als ein Bußprediger unter den Sündern, ſondern vielmehr als der Vorredner und Vortrinker der ſauberen Bruderſchaft. Denn die gebieteriſche, Alles übertönende Rede, welche

Karl ſchon von fernher vernommen, war die Stimme des Führers, der zu den Waffen der Krüge und Becher rief, nicht des zürnenden Richters, welcher den Schlemmern den Kelch von der Lippe geſprochen hätte.

Karl ſchwankte zwiſchen einer zwiefachen Löſung des Räthſels. Jener Mann konnte ein fremder Gaukler ſeyn, der mit wunderbarer Kunſt Stimme und Geberde des dem Hofgeſinde verhaßten Sittenpredigers nachäffte und die tolle Luſt dadurch zum Gipfel trieb, daß er den Weinhaſſer in einen Weinſchwelg verkehrt am Gelage theilnehmen ließ. Dafür ſprach, daß die Genoſſen des Vortrinkers Rede auch dann mit ſchallendem Gelächter begleiteten, wenn ſie gar nichts Belachenswerthes enthielt. Oder es war Edmund ſelber, der nicht nur die innere Maske der Heuchelei, ſondern auch die äußere des verſtellten Geſichtes mit gleich wunderbarer Kunſt anzulegen wußte. Je länger aber Karl der Stimme und den Geberden lauſchte, um ſo feſter glaubte er, den Angelſachſen in Perſon vor ſich zu ſehen. Und welche Züge that er aus dem Becher! So tief, als gälte es einen Strom auszutrinken!

Schon legte der König Hand an die Thüre, um plötzlich mitten unter der trunkenen Rotte zu ſtehen und den Heuchler mit der ganzen Wucht ſeines Grimmes niederzuſchmettern. Allein er beſann ſich und zog die Hand wieder zurück. Er wollte tiefer in die Irrgänge des menſchlichen Herzens ſchauen, als er's in dieſem Augenblick vermocht hätte; in nüchterner, ruhiger Stunde wollte er dem Angelſachſen das Geſtändniß ſeiner Schuld abringen und ihn durch ſolche Marter ſchwerer und gerechter ſtrafen, als jetzt durch allen Schreck der Ueberraſchung.

So ſchlich ſich Karl denn ſachte wieder in ſeine Gemächer. Als er aber mit eigenen Sinnen nicht mehr ſah und hörte, ſchien ihm Alles wie ein Traumbild und er glaubte bald wieder, jene Geſtalt könne nimmermehr Edmund geweſen ſeyn, ſondern ein Landſtreicher, der den würdigen Mann täuſchend nachgeäfft und verſpottet habe.

## Zweites Kapitel.

Des andern Morgens ward Edmund vor den König Karl entboten. Freundlich empfing ihn der Fürſt; die vollkommenſte Ruhe lag auf den ehernen Zügen des Gelehrten. Karl war ein feiner Menſchenkenner, der mit ſeinem leuchtenden Auge die Leute durch und durch ſchaute; allein Edmund hielt auf's feſteſte ſeinem Blicke Stand. Schon war der König faſt gewiß, daß er ihm Unrecht gethan. Als er aber im leicht hingeworfenen Geſpräch die Stimme vernahm und die Mienen und Handbewegungen wieder ſah, die er ſich geſtern Abend ſo feſt eingeprägt, da ſchwankte er wiederum und es ward ihm klarer und immer klarer, kein Anderer als Edmund ſelber könne der Vortrinker der trunkenen Zechbrüder geweſen ſeyn, ja der Klang der Stimme rüttelte plötzlich alle den verhaltenen Zorn dergeſtalt in ſeiner

Seele wieder auf, daß er ſeines Vorſatzes, den Heuchler ſchrittweiſe zu fangen und zu überführen, völlig vergaß und plötzlich mit der Frage herausbrach: „Sag' an! Was triebſt du geſtern Abend?“

Gelaſſen erwiderte Edmund: „Ich ſtudierte.“

„Und was ſtudierteſt du?“

„Den Menſchen!“

„Frecher Heuchler! Du zechteſt mit gemeinem Volk, ja du ſelber verführteſt die Trinkbrüder zu immer wilderem Saufen und ſchwelgteſt am Faſttag in verbotener Speiſe!“ Bei dieſen Worten ſtand der „ſchreckliche Karl,“ wie ihn die Zeitgenoſſen nannten, in der ganzen Majeſtät ſeines Zornes vor dem Gelehrten und ſeine Blicke fuhren wie Wetterſtrahlen zu ihm hinüber.

„Gnädiger Herr und König, der du Alles durchſchaueſt,“ entgegnete Edmund ruhig, obgleich er auf das Knie ſank vor dem Schrecklichen, „gönne mir kurzes Gehör. Ich ſtudiere den Menſchen, weil ich meine und meiner Brüder ſittliche Gebrechen heilen möchte. Wer das Laſter bekämpfen will, der muß zuerſt das Laſter gründlich kennen lernen. Wer es aber gründlich will kennen lernen, der muß mitleben

mit den Laſterhaften, ja er muß in gewiſſem Sinne das Laſter mitleben. Die ſchwere Kunſt iſt nur, daß er, ſündigend, in ſeinem Geiſte dennoch erhaben bleibt über der Sünde. Dieſe höchſte Kunſt des wahren Philoſophen begreift freilich die profane Menge nicht, ſie kann die freie Opferthat des Laſters nicht unterſcheiden von dem Laſterleben gemeiner Naturen um des rohen Genuſſes willen. Darum entſtelle ich mir Haar und Geſicht; ja ich gaukle in Stimme und Geberden Andern das Spottbild meines Weſens vor, wenn ich mit den Trinkern und Schlemmern ſchwelge, damit ich nachgehends das Laſter der Unmäßigkeit um ſo ſieghafter befehden kann. Der Waſſerkrug in meiner Zelle iſt nicht minder ehrlich gemeint, auch wenn ich aus dem Weinkrug der trunkenen Zecher die tiefſten Züge gethan; denn gerade zu Ehren jenes Waſſerkrugs überwand ich mich, der vor jedem Betrunkenen erzittert, mit Betrunkenen betrunken zu werden."

Karl ſchrak im Innerſten zuſammen vor dieſer Sittenlehre. „Alſo," rief er, „muß man der vollkommenſte Diener des Laſters werden, um der vollkommenſte Kämpe der Tugend zu ſeyn! Und es

wäre nur Jener der tüchtigſte Arzt, welcher alle Krankheiten am eigenen Leibe durchgemacht."

„Ganz gewiß," entgegnete Edmund, „vorausgeſetzt, daß er eben ſo ſicher die Folgen aller Krankheiten von ſeinem Körper wieder abſchütteln kann, wie ich den Taumel des geſtrigen Gelages von meiner Seele."

„Und alſo," fuhr König Karl mit leiſem aber ſchwertſcharfem Tone fort, „hätte Chriſtus der Herr der ärgſte Böſewicht werden müſſen, um die Menſchen von allen Sünden zu erlöſen!"

Edmund erwiderte: „Du irreſt, erhabener Fürſt! Wenn Gott Menſch wurde, ſo that er es nicht, um unſere Sünden kennen zu lernen; er kannte ſie ſchon. Er ward ſündloſer Menſch, daß wir vielmehr das Göttliche im Urbilde des Menſchen erkennen ſollten und die Erlöſung fänden in der Liebe ſeines Opfers. Ein Anderes iſt der allwiſſende göttliche Erlöſer, ein Anderes der blinde menſchliche Prediger wider die Sünde."

Der König ſtaunte, wie ſich ſo beſtrickend Thorheit und Weisheit in Edmunds Rede zuſammenwob. War er ein Schwärmer, der ſich ſelbſt oder ein

Heuchler, der die Welt betrog? Ueber dieſer Frage ſinnend, ſchritt Karl im Zimmer auf und ab und erwog zugleich, ob ſich nicht eine Strafe finden laſſe, die den Heuchler züchtige, den Schwärmer aber bekehre, eine Strafe, die für Edmund keine Marter ſey, wenn er ehrlich ſich ſelbſt betrüge, die ihn dagegen tief demüthigen müſſe, wenn er mit logiſchem Truggefecht blos ſeine geheime Lüderlichkeit habe decken wollen. Endlich glaubte er eine ſolche Strafe, ſtumpf für den überzeugten Schwärmer, ſcharf für den Heuchler, in Edmund's eigener Sophiſtik gefunden zu haben.

Er ſprach: „Du ſtrebſt nach doppeltem Ziel, nach dem Ruhm eines weiſen und zugleich eines tugendhaften Mannes. Wenn du nun glaubſt, daß man zu Zeiten laſterhaft ſeyn müſſe, um ſeine Brüder auf den Weg der Tugend zu führen, ſo muß man ohne Zweifel auch zu Zeiten ein Narr ſeyn, um die Weisheit zu predigen. Ich gedachte geſtern, dich unter dem Namen Cato's des Cenſors an den Tiſch meiner gelehrten Freunde zu laden. Allein die Maske, welche du dir ſelbſt gewählt, iſt eine andere als des ſtrengen Römers. Wohlan! Du ſollſt

bei jener Tafelrunde erſcheinen, aber nicht als der Weiſe, ſondern als der Narr, ganz deinem eigenen Grundſatze gemäß. Wir hörten neulich die alte Geſchichte von Salomon und deſſen luſtigem Diener Morolf, der jeden weiſen Spruch des Königs mit närriſchem Trugſchluß ſofort zu närriſchem Widerſinn verkehrt und dennoch nicht blos die Narrheit in der Weisheit, ſondern eben ſo oft auch die Weisheit in der Narrheit enthüllte. Vorhin ſchon gemahnte mich an Morolf's Schlüſſe deine ſpitzige Sophiſtik. Darum ſollſt du nicht der Cato, ſondern der Morolf unſers Kreiſes ſeyn. Edmund der Angelſachſe ſey verbannt von meinem Hofe und er hüte ſich, daß er wiederkomme bevor ich ihn rufe; nur Morolf den Narren will ich ſehen. Aber wehe ihm, wenn er die Maske ablegt, es ſey denn, daß ich's ihm mit Wort oder Wink ausdrücklich erlaubt habe!"

Edmund hörte dieſen Bannſpruch mit ſo ſtarrem, feierlichem Ernſte an, als habe ihm der König aufgetragen, als ſein bevollmächtigter Sendbote durch das Reich zu ziehen und ſprach mit tiefer Verbeugung: „Dein Befehl, o weiſer Herrſcher, ſoll erfüllt

werden.“ Doch ſpielte ein leiſes Lächeln kaum merkbar um ſeinen Mund, da er dieſe Worte ſprach.

Dem Adlerauge Karls entging dieſes Lächeln nicht und er fragte raſch, was es bedeute?

„Fragſt du Edmund oder Morolf?“ entgegnete der Angelſachſe.

„Da Morolf zu lächeln ſchien, als Edmund ſich ſo ernſt verbeugte, ſo möge auch Morolf Rede ſtehen.“

„Wohlan, mein gnädiger König, wenn Morolf reden darf, ſo erinnert er ſeinen Herrn vor Allem daran, daß es das ſchönſte Vorrecht eines Narren iſt, ungeſtraft die Wahrheit ſagen zu dürfen. Du glaubteſt mich mit ſcharfem Spott zu decken, da du mich verdammteſt, die Rolle des Schwelgers, die ich geſtern unter den Zechern ſpielte, nun als die Rolle des Narren unter deinen gelehrten Freunden fortzuführen. In der That aber ludeſt du dadurch noch ſchärferen Spott auf dieſen Freundeskreis als auf mich. Denn nur zum Studium betrank ich mich mit jenen Leuten, die im Ernſte betrunken waren; ſo iſt denn die klare Folge, daß ich auch zum Studium ein Narr werden ſoll unter Leuten, die es im Ernſte ſind.“

Karl erwiderte ohne Groll: „Morolf hat ſein erſtes Probeſtück gelungen abgelegt!“ und beurlaubte ihn. Lange aber ſchaute er dem räthſelhaften Manne ſinnend nach und es reuete ihn faſt, daß er Edmund im Stillen einen Schwärmer genannt, der doch nur ein frecher Heuchler zu ſeyn ſchien. Dann aber erinnerte er ſich wieder, daß es auch eiskalte Schwärmer gibt, Schwärmer des Verſtandes, deren Blick ganz ähnlich durch den Froſtnebel ihrer eigenen Sophiſtik getrübt wird, wie das Auge Anderer durch den Gluthdampf ihrer Gefühle.

Da nun aber der König ſchon in den nächſten Tagen nach Ingelheim zog, ſo dünkte ihm folgendes ein Probezeichen. Er beſchloß, keinen weiteren Zwang auf Edmund zu üben: folge derſelbe freiwillig in die Ingelheimer Pfalz, um dort die auferlegte demüthigende Rolle durchzuführen, dann glaube er auch wohl im Ernſt an ſeine Trugſchlüſſe; entfliehe er aber, wozu die Stunde ſo günſtig, dann ſey er eben blos der entlarvte Heuchler, welcher ſich mit frechem Witz über die beſchämende Entdeckung hinwegzuhelfen gewußt.

Seltſamer Weiſe aber ward es dem König diesmal

ſauerer nach Ingelheim zu ziehen als dem Angelſachſen. Denn als ſich Karl zum Wegreiten anſchickte, wurde ihm das Herz ſo ſchwer, als gälte es einen ewigen Abſchied von der Liebe und vom Leben. Der Zauber des Ringes feſſelte ihn an Aachen, in deſſen Banne er verſteckt lag.

Aber auch Faſtrada wollte Aachen nicht verlaſſen. Weinend bat ſie ihren Gemahl, daß er nur noch etliche Tage bleiben möge, und als Karl um den Grund der verzweiflungsvoll ungeſtümen Bitte frug, wußte ſie keinen anzugeben, ſo daß er nicht minder über Faſtrada ſtaunte wie über ſich ſelbſt. Die Königin war untröſtlich über den Verluſt des Ringes, mußte aber ihre Angſt verbergen und vermochte es doch nicht; ſie ſuchte nach dem Ringe, wagte aber nicht, ihre Frauen zum Mitſuchen aufzufordern; denn ihre Beſorgniß, die Unrechte möge den Ring finden und ſeine Zauberkraft ſogleich an ſich erfahren, war nicht minder groß als die Furcht, der Ring möge für immer verloren ſeyn. So lange ſie noch in Aachen blieb, konnte ſie auch noch den Ring zu finden hoffen; vor Ingelheim aber grauste es ihr, als ſtehe dort das Grab ihrer Liebe.

So feſſelte der wirkende Zauber des Ringes den König an Aachen, der verlorene Zauber des Ringes die Königin. Der Mann aber, welcher jenen Zauber jetzt in Händen hielt und ihn für ſich am beſten hätte brauchen können, Edmund, ſpottete über den König und die Königin wie über den Ring. Mit natürlichen Waffen, mit der Macht ſeines Verſtandes wollte er den großen Karl beſiegen und nicht mit Feengold, welches jeder Eſel eben ſo gut als er im Hausgange des Palatiums hätte finden und halb oder ganz ſtehlen können. Er allein rüſtete ſich frohen Muthes zur Reiſe nach Ingelheim. Doch wollte er den Ring mitnehmen und in Ingelheim für alle Fälle auf's Neue verſtecken.

Karl ermannte ſich; zur vorgeſetzten Stunde brach er von Aachen auf. Schweigend und beklommen, gleich der troſtloſen Königin, ritt er mit dem ſtattlichen Gefolge rheinaufwärts. Edmund folgte ihm erſt nach mehreren Tagen als ein einſamer Wanderer, wie es verabredet war.

## Drittes Kapitel.

Die gelehrten Genoſſen Edmunds wähnten, daß er in Aachen zurückgeblieben ſey, und die Maske, in welcher er plötzlich am Hofe zu Ingelheim auftauchte, war ſo gelungen, daß Niemand hinter dieſem Gaukler Morolf den bußpredigenden Angelſachſen vermuthet hätte. Selbſt König Karl war auf's Neue überraſcht von der völlig verwandelten Erſcheinung und meinte, Edmund verſtehe der Moral kaum minder kunſtreich eine wächſerne Naſe zu drehen als ſeinem eigenen Geſichte.

Zugleich aber grauste es dem Könige vor ſich ſelbſt. Ein heimliches Wohlbehagen war ihm wiedergekehrt, der Zug der Sehnſucht gebrochen ſeit er Edmund wiederſah. Das wirkte Faſtradens Ring, welchen der Angelſachſe jetzt in ſeiner Herberge verſteckt hatte. Der König aber, der von dem Ring

nichts wußte, ſprach zu ſich: „Entweder iſt dieſer Edmund ein Heiliger, von Gott geſandt, daß er mir die geheimſten Fallſtricke des Teufels zeige, und in der Nähe eines Heiligen muß es Einem ja wohl himmliſch leicht zu Muthe werden; oder er iſt ein Teufel von einem Menſchen, ſchön wie die alte Schlange, und was mich in ſeiner Nähe wieder warm und heiter aufleben läßt, das iſt der wollüſtige Zauber der Sünde.“

Am Tage nach ſeiner Ankunft ſollte Edmund zum erſtenmale als Morolf in Karls gelehrtem Freundeskreiſe erſcheinen, damit er, ſeinem Grundſatze gemäß, nun auch ein Narr werde, um der Weisheit willen.

Schon eine Stunde vor der beſtimmten Friſt ging er in der Vorhalle des Palaſtes auf und nieder, als ſtudiere er ſeine Rolle. Plötzlich trat ihm ein fremdes Mädchen in den Weg, und da ſie ihn wegen ſeines buntſcheckigen Narrenrockes für einen beſonders hohen Hofbeamten hielt, ſo fragte ſie ſchüchtern, ob er ihr nicht verhelfen könne, den König Karl zu ſprechen? Edmund fragte dagegen, wer ſie ſey und was ſie begehre?

Hierauf erzählte das Mädchen, ſie komme von

Nochern im Einrich, gut eine Tagereiſe von hier. Ihr Vater ſey ein freier Mann, Ruoding mit Namen, ſie ſelbſt heiße Giſela und werde in der Ernte zwanzig Jahre alt. In dem Weiler Bornich unweit ihres Heimathortes wohne Meginher, welcher bei dem Vater um ſie geworben habe, ihr Vater aber wolle ſie dem Meginher nicht geben und ſie begehre den Mann noch weniger. Der habe nun ihrem Vater aufgelauert und halte ihn gefangen, damit er ihm die Hand der Tochter abzwinge. Ihre Freundſchaft in Nochern ſey dann ausgezogen, um den Alten zu befreien; die Männer von Bornich aber ſtritten für ihren Gemeindegenoſſen, den Meginher, und ſo lägen beide Orte in unentſchiedener Fehde. Damit nun der Streit geſtillt werde und ihr Vater wieder frei, ſey ſie hierher gekommen zum König Karl, der müſſe, wenn er ſie nur einmal angehört, mit ſeinem ſtarken Arme dreinfahren und Recht und Friede ſchaffen in Nochern und in Bornich.

Edmund beſann ſich eine Weile und ſein Auge ruhte auf dem Mädchen, als ob er mehr ihre Schönheit prüfe als ihre Sache. Dann ſprach er: „Der nächſte Weg zum Herzen Karls führt durch das

Gemach der Faſtrada. Ich kann dich, ein verlaſſenes Mädchen, doch nicht ſo geradezu vor den Thron des Königs bringen, und gingeſt du zur Königin, ſo würde ſie dein Anliegen vielleicht nur hören, um es in einer Stunde wieder zu vergeſſen. Ich will dir aber den beſten Geleitsbrief geben, daß dich die Königin ihr Leben lang im Sinne behalten und dir jede mögliche Gnade erweiſen ſoll."

Hierauf hieß er das Mädchen mitgehen, holte in ſeiner Herberge Faſtradens Ring und gab ihr denſelben. Dazu prägte er ihr auf's ſchärfſte folgende Weiſung ein: „Halte dich mit dieſem Ringe fern vom Palaſte bis eine Stunde vor Sonnenuntergang. Dann begib dich in den Garten der Königsburg und erwarte Faſtraden, die zu jener Zeit dort luſtwandeln wird und die du an ihrem Gefolge von Frauen und Dienern leicht erkennen magſt. Komme nicht zu früh und nicht zu ſpät; der ganze Erfolg hängt an der rechten Stunde. Trittſt du aber vor die Königin, ſo überreiche ihr ſofort den Ring. Sie hat ihn verloren und iſt tief betrübt darüber; denn ihr Herz hängt an dem ſchlichten Goldreif, als ſey er ihr köſtlichſtes Kleinod. Sage, du habeſt ihn gefunden.

Kein Lohn wird ihr zu hoch seyn für den Finder des Ringes. Und darnach erzähle ihr die Geschichte von deinem Vater."

Gisela in ihrer Herzensangst versprach genau zu folgen, allein sie hatte doch so vielen Mutterwitz aus Nochern im Einrich mitgebracht, daß sie zögernd die Frage einwarf: „Wenn den Finder so hohe Gnade erwartet, warum überbringet Ihr denn den Ring nicht selber?"

Edmund erwiderte: „Das wollte ich eben thun, als du mir begegnetest. Dein Unglück bewegte mich tief, und ich erkannte, daß dir der Ring doch ein unendlich wichtigerer Fund gewesen wäre als mir und trete dir also diesen Fund mit Freuden ab. Und am Ende ist ja der Dank eines so guten und schönen Mädchens kein schlechterer Finderlohn als der Dank einer Königin."

Gisela zog sich zurück, hocherfreut darüber, daß die vornehmen Hofleute so edele Menschen seyen. Edmund aber ging in den Palast, wo sich jetzt die gelehrte Tafelrunde unter dem Vorsitze des großen Frankenkönigs versammelte.

Erkannt nur von Einem, durchschaut von Nie-

manden, ſetzte er ſich als Morolf ſeitab in einen Winkel des Gemaches. Heimlich ſtrafende oder verachtende Blicke der ernſten Männer fielen wohl auf die bunte Geckengeſtalt; doch wagte Keiner eine Frage über den ſeltſamen Gaſt. Dieſer aber heftete ſein Auge auf die Verſammlung mit der philoſophiſchen Würde eines Pudels, welcher ſpielenden Kindern zuſieht.

Man beſprach jenes Buch lateiniſcher Muſterpredigten, die König Karl durch Paul Warnefried für die Geiſtlichen ſeines Reiches hatte entwerfen laſſen. Einhard rühmte die reine Sprache, Angilbert den dichteriſchen Schwung, Alkuin den ächten Glaubensgehalt, und manche bedeutende Stelle ward mit lautem Beifall vorgeleſen. Zu allerletzt forderte der König auch Morolf auf, daß er ſeine Meinung ſage.

Dieſer ſprach: „Das Beſte an jenen Predigten iſt ohne Zweifel das Latein. Ein Hofmann erzählte mir: Wenn die fränkiſchen Geiſtlichen den König mit lateiniſchen Bettelbriefen beſtürmen, ſo iſt ihr Küchenlatein, in welchem ſie jammern, meiſt noch weit armſeliger als ihre Küche, über welche ſie jammern. Betteln ſie aber den König mündlich auf deutſch an,

ſo gewahrt man, daß ſie auch nicht einmal ordentlich deutſch reden, geſchweige ſchreiben können. Nun werden ſie freilich Paul Warnefrieds klaſſiſche Sprache nicht übel verketzern, indem ſie dieſelbe von den Kanzeln ableſen. Da aber das andächtige Volk gar kein Latein verſteht, ſo hört es auch die Leſeſchnitzer ſeiner Pfarrer nicht, die nur ganz wenig davon verſtehen. Läſen Jene eine deutſche Predigt ab, ſo würde das Volk über ihre ſtotternde Unwiſſenheit ſpotten. Jetzt aber iſt beiden Theilen geholfen: dem Pfarrer iſt die Beſchämung erſpart und dem Laien das Aergerniß. Darum iſt das Latein an jenen Predigten das Beſte."

Die Andern ſtaunten über die vermeſſene Sprache und blickten fragend auf den König, ob er den Geſellen, der ſo keck über ſeine Narrenrolle hinauswuchs, nicht zur Ruhe verweiſe.

Karl aber ſagte lächelnd: „Dieſer Narr iſt zur Stunde der mächtigſte meiner Vaſallen; denn kraft ſeiner Kappe hat er das Recht, mich ungeſtraft mit dem herbſten Spotte zu ſchlagen." Im ſtillen Sinne war es dem König jedoch gar nicht um's Lächeln; Morolfs Worte nagten an ihm. Fühlte er doch den

Stachel nur zu tief, der nicht blos jene unwiſſenden Pfaffen traf, ſondern auch ſeinen eigenen Erziehungsplan des fränkiſchen Volkes.

Die Geſellſchaft ging zu einem heiteren Spiele über. In Epigrammen und Räthſeln entſpann ſich ein Wettkampf des Scharfſinnes und der Formgewandtheit. Morolf verharrte bei den Scherzen und Neckereien der Anderen theilnahmlos, in feierlichem Ernſte. Von Karl befragt, weßhalb er denn jetzt nicht mitthue, wo ſeinem Witz das rechte Feld geöffnet ſey, erwiderte er: „Gewöhnliche Menſchen mag der Weiſe in der Narrenkappe mit dem Witze des Wortes zum Lachen kitzeln, vor einem großen Fürſten aber ſuche ich den Witz der Thatſachen, der uns die Stirne runzelt, indem wir lächeln wollen.“

„Unſere Räthſel ſind dem Narren zu luſtig,“ ſagte der König. „Wohlan, ſo wollen wir ihm ein ernſtes Räthſel aufgeben. Was iſt das verdrießlichſte Ding für einen Heuchler?“

Morolf antwortete raſch: „Daß es auf deutſch nur die Wörter Ja und Nein gibt und kein drittes, welches genau mitten inne ſteht zwiſchen Beiden.“

„Und wäreſt du nicht der Mann, dem Mangel abzuhelfen und die Sprache mit dem dritten Worte zu bereichern?“

„Vielleicht! wenn du mir, o erhabener Herrſcher, noch zwei Gehülfen zu der häkligen Arbeit gäbeſt. Drei machen ein Collegium. Berufe zu dem Gaukler noch einen Staatsmann und einen Geiſtlichen. Dieſe drei bedürfen am häufigſten eines Wortes, welches nicht Ja und nicht Nein iſt, und ich hoffe, ſie ſollen es zuſammen finden.“

„Du verſtehſt dich auf ſpitze Reden,“ ſprach der König; „ſo wirſt du uns auch ein Epigramm nicht ſchuldig bleiben. Sag' an, Geſelle, Mann der Widerſprüche, kannſt du uns keinen Vers machen auf einen Sittenprediger, der ſelber ſündigt, damit er Andern deſto ſicherer die Sünde austreibe?“

Die Genoſſen des Königs verſtanden nicht, was dieſes dunkele Wort beſagen ſolle, aber räthſelhafter noch als das Wort erſchien ihnen der Fremde, an welchen es gerichtet war.

Morolf beſann ſich eine Weile, dann erwiderte er: „Einen Vers kann ich nicht machen; denn Kinder und Narren dichten nicht, weil ſie die Wahrheit

reden. Aber eine Geſchichte will ich erzählen zu jenem Text, die faſt wie ein Epigramm klingt, und vielleicht ſetzt ſie Angilbert nachgehends in Verſe und verwebt ſie in ſein Heldengedicht vom großen König Karl. In einen Gau, wo viele gefangene Sachſen ſiedeln, die nach dem letzten Kriegszuge in's Frankenland hereinverbannt wurden, kamen unlängſt zwei königliche Sendboten und mahnten in ihres Herren Auftrag zu chriſtlichem Glauben, chriſtlicher Milde, Liebe und Tugend. Da erhob ſich ein trutziger alter Sachſe und ſprach: Wie prediget Ihr Tugenden, die Ihr ſelbſt verachtet! Mit Gewalt habt Ihr uns von der Seite unſerer Brüder geriſſen und in dies traurige Land verpflanzt und tauſend wehrloſe Gefangene an einem Tage abgeſchlachtet: iſt das chriſtliche Liebe? Meinen Sohn habt Ihr hingerichtet, weil er während des vierzigtägigen Faſtens Fleiſch aß, meinen Neffen, weil er ſeines Vaters Leiche nach altem Sachſenbrauch verbrannte: iſt das chriſtliche Milde? — Hierauf entgegnete der Eine der Sendboten: Thörichter Mann! Jetzt, da Ihr Chriſten und durch das Waſſer der heiligen Taufe weich geworden ſeyd, predigen wir Euch Liebe und Milde;

da Ihr noch Heiden waret, predigten und brachten wir Euch Tod und Verderben, und das von Rechtswegen. Wie hätten wir ſo harte Klötze von Heiden mürbe ſchlagen wollen, wenn wir nicht noch viel härter und heidenmäßiger als Ihr ſelber drein gefahren wären? Wir wurden grauſam aus Milde, Heiden aus Chriſtenthum. Iſt unſere Grauſamkeit Sünde geweſen, ſo ſündigten wir doch nur, um Euch von der Sünde zu befreien, und alſo ward uns dieſe Sünde wiederum zur Tugend. Denn nicht was wir gethan, entſcheidet vor Gott, ſondern warum wir's gethan! — So ſprach der königliche Sendbote."

Zornglühend rollte Karls Auge, und die Hand fuhr zum Schwertgriff; — doch raſch gewann er wieder ſeine erhabene Ruhe und durchbohrte den überkühnen Sprecher nur noch mit dem Schwerte ſeines Blickes, als einen Menſchen, der unter der Ehre ſeines Eiſens ſtehe. Dann ſprach er gelaſſen zu den Umſtehenden: „An dieſem luſtigen Bruder iſt ein Beichtvater verdorben; er ziehet den Leuten die Sünde aus dem Gewiſſen, noch ehe ſie ſelber ahnen, daß ſie damit behaftet ſind." Zu Edmund

aber ſagte er: „Ich verſtehe den Witz der Thatſachen: Ein Zauberer hat Cato den Cenſor zur Strafe in den Narren Morolf verwandelt; da zeigt Morolf, dem Zauberer zur Strafe, daß man im Narrenrocke viel leichter noch Cato ſeyn könne als im Philoſophenmantel. Aber warte nur! Es wird ein gewaltigerer Cenſor über Cato wie über Morolf kommen und Beide entlarven; dann wird vom wahren Weiſen und vom wahren Narren wenig übrig bleiben, deſto mehr aber vom wahren Heuchler!“

Morolf entgegnete leiſe: „Der Narr wenigſtens heuchelt nicht. Darum ſage ich dem Könige, er hat den Witz der Thatſachen nur halb enträthſelt. Doch mag er ihn leicht noch ganz ergründen, bevor der Tag zu Ende geht.“

Karl entließ die ſtaunenden Freunde ſammt dem bittern Spötter.

Voll wild wogender Gefühle ſchritt er noch eine Weile im Zimmer auf und ab. Gleich einer Schlange war dieſer Edmund wiederum ſeiner Hand entſchlüpft, die ſonſt ſo ſicher jeden Sterblichen zu packen wußte. Als er ihn neulich in Aachen entlarven wollte, hatte der Angelſachſe ſofort freiwillig die Maske abgenommen,

aber das Geſicht, welches er nun gezeigt, war wiederum eine neue Maske, und heute, wo Karl ihn zu demüthigen gedachte, war er, der gewaltige König, vielmehr im Innerſten gedemüthigt worden. Keiner hatte es je gewagt, mit ſo ſchneidigem Hohn die geheimen Widerſprüche ſeines begeiſterten Strebens loszulegen. Edmund war eine Satyre auf ſich ſelbſt; aber wer ihn genau anſah, der gewahrte zugleich auch ſein eigenes Zerrbild, wie aus dem Spiegel zurückgeſtrahlt.

Erſchütternde Zweifel bebten in der feſten Bruſt des Königs nach. Er bedurfte Luft, Sonnenlicht, einen raſchen Gang. Noch war es früh am hellen Sommerabend, die Stunde, wo er ſich täglich im Garten der Königsburg zu ergehen pflegte. Er eilte hinaus.

## Viertes Kapitel.

Karl mochte ſonſt am liebſten durch den Garten hinab zum Rheinufer wandeln. Er ſchlug auch heute dieſen Weg ein; aber als er nach dem Fluß und den fern abſchließenden Bergen des Rheingaues ſah, däuchte ihm der fröhlich wogende grüne Strom ſtarr und ſchwarz wie das todte Meer und die ſonnenglühenden Hügel von Rüdesheim öde und kalt, als wehe Gletſcherluft von dort herüber. Der Weg blieb ihm unter den Füßen ſtecken, und die Bußgedanken, welche Morolf geweckt, wollten ihm nicht aus dem Kopfe.

Da wandte er ſich zurück und ging nach der entgegengeſetzten Seite tiefer in den Garten hinein. Der Weg ward ihm leichter mit jedem Schritte, der Sinn heiterer, die Sonnenſtrahlen des Paradieſes ſchienen ihm jetzt auf dem Garten zu ruhen, die

Roſen wie rothe Flammen zu glühen und Düfte auszuſtrömen, ſüßer wie aller Weihrauch Arabiens. Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog es ihn raſcher und raſcher vorwärts, bis er vor einer Linde ſtand, an deren Stamm ein Mädchen im ſchlichteſten Gewand ſich lehnte. Harrend, die Rechte über die Augen haltend, ſpähte ſie gegen das Sonnenlicht den Weg hinauf.

Es war Giſela, die in ihrer Linken Faſtradens Ring feſt verſchloſſen hielt, und es war der Ring, deſſen Zauber den König dorthin gezogen.

Ein verwandelter Mann trat er dem Mädchen gegenüber. Er fühlte ſich nicht mehr als Salomon und dachte nicht mehr an Morolf, er dachte nur, daß dies das ſchönſte Kind ſey, welches er in ſeinem Leben je geſehen. Anfangs glaubte er, Faſtrada ſtehe vor ihm, und ſicherlich war ihm ſein Herz gerade ſo bewegt, wie es bis dahin nur Faſtrada zu bewegen wußte. Aber die Geſtalt war eine andere.

„Was ſuchſt du hier?“ redete er das Mädchen an.

„Die Einſamkeit!“ erwiderte Giſela und wandte den Blick zur Seite.

Das war deutſch geſprochen, und der König trat verdrießlich einen Schritt zurück. Dann aber dachte er bei ſich: ein ſchönes Mädchen, welches die Einſamkeit ſucht, will darum oft am wenigſten allein ſeyn, und zu zweiten iſt auch einſam. Zwar war es ihm dann wieder, als lüge er mit dieſem Gedanken aus der Seele des Mädchens heraus; allein der Zauber des Ringes war zu mächtig.

„Du biſt fremd hier," begann er wieder theilnahmevoll. „Es ſchickt ſich nicht für dich, allein in dieſem Garten zu ſchweifen. Erlaube, daß ich bei dir bleibe und dich führe."

„Sage vielmehr: Es ſchickt ſich nicht, daß du mich führeſt. Wer auf guten Wegen geht, der gehet auch allein ſicher," entgegnete die Jungfrau in ſteigender Angſt. Denn ſie kannte den König nicht und fürchtete, daß dieſer fremde Mann ſie abhalte, die Königin zu erſpähen.

Es zuckte durch Karls Gewiſſen: Giſela hatte die Lüge aufgedeckt, welche in dem artigen Worte ſaß, das Tauſende gedankenlos geſprochen und angehört hätten. Aber der Zauber des Ringes war zu mächtig.

„Du biſt nicht, die du ſcheinſt!“ rief er in wachſender Leidenſchaft. „Du biſt vornehmer als dein Kleid. Wie nennſt du dich? Schön und edel wie ein Königskind ſollſt du fortan auch leben als eine Königin! Gib mir die Hand, folge mir!“ Und er faßte ſie bei der Hand und wollte ſie von der Linde hinwegziehen, wider deren Stamm ſie ſich wie feſtgebannet lehnte.

„O Schmach!“ rief Giſela. „Du biſt ſchlimmer noch als Meginher!“

„Wer iſt Meginher?“ fragte Karl mit flammendem Auge.

„Meginher wollte mich zum Weibe nehmen wider meinen Willen. Da entführte er meinen Vater, um ihm meine Hand abzuzwingen; denn die Tochter gehört dem Vater. Indem der Räuber aber ſolchergeſtalt das Recht am wehrhaften Manne brach, ehrte er es doch an dem wehrloſen Mädchen.“

Raſch fiel ihr Karl in's Wort: „Meginher wird deinen Vater freigeben und Buße zahlen. Ueberlaß das mir: — ich bin dein König.“ Wie aber ein Nachtwandler erwacht, wenn er ſeinen Namen hört, oder ein Fieberkranker aus ſeinem Irrereden

zu ſich ſelber kommt, wenn es ihm plötzlich einfällt, wie er bei Namen heiße, ſo erwachte auch Karl, da er ſich ſelbſt einen König genannt hatte. Obgleich er Rechtsſühne verhieß als König, war er doch unköniglich aus dem Bann der Treue und Sitte getreten. Das fühlte er. Aber zugleich entſchuldigte er ſich vor ſeinem Gewiſſen, daß er im Geiſte ja erhaben ſey über dem Spiele ſeiner Leidenſchaft, daß er wieder rein und ächt König und Gatte ſeyn könne, ſobald er es nur wolle. Warum ſollte er ſich nicht mit ſolchem Vorbehalt ganz menſchlich jenem Spiel auf ein paar Stunden hingeben?

Giſela aber ſprach: „Mein König biſt du nicht, magſt du das Wort im Bilde oder ernſthaft nehmen. Du biſt zu klein für den König!“ Da ſie aber auf Karl's Geſicht blickte und in den mächtigen Zügen den Kampf der Gedanken ſah, die ſich wider einander entſchuldigten und verklagten, überkam ſie plötzlich eine furchtbare Angſt und ſie rief: „Der Mann iſt wahnſinnig!“ und als ihr Karl beruhigend näher treten wollte, ſprang ſie wie ein geſcheuchtes Reh davon. Im ſelben Augenblicke kamen Leute den Weg herab; Giſela lief ihnen entgegen mit dem

Hülferuf: „Rettet mich vor dieſem wahnſinnigen Manne!“

Es war Faſtrada, gefolgt von ihren Frauen und Dienern.

Wie zwei Marmorbilder ſtanden ſich König und Königin gegenüber; Giſela lag wie bewußtlos zu Faſtradens Füßen.

Da trat Morolf aus dem Hintergrunde vor. Er hatte mit den andern Dienern die Königin und ihre Frauen begleitet und auf dem Abendgange ergötzt; denn der Ruf ſeines Witzes war in den zwei Tagen am ganzen Hofe durchgedrungen, und Jeder wollte den Narren ſehen, der den ſtrengen Edmund ſo lächerlich getreu nachmachen könne. Er ſprach:

„Verzeihung, hohe Herrin, für einen Maskenſcherz!“ und nahm das ſchwarze Haar vom Kopfe und die große Naſe vom Geſicht. „Ich bin nicht Morolf, ſondern Edmund. Um die Schwächen der Menſchen zu ergründen und zu geißeln, wählte ich ſchon in Aachen dieſe Maske und miſchte mich unter Schlemmer und Thoren und ward thöricht mit ihnen zu Ehren der Mäßigkeit und Weisheit. Auf Befehl Eueres erhabenen Gemahls führte ich hier dieſe Rolle

weiter, ja der König nahm ſelber Theil daran. Nicht als ein König, ſondern als ein gewöhnlicher Mann belauſchte er in Aachen die trunkenen Diener und Landſtreicher und ließ ſich hier von einem Narren Dinge ſagen, welche der Herrſcher des Frankenreiches nimmer hätte anhören dürfen. So nahte er ſich wohl auch dieſem Mädchen in der Maske der Leidenſchaft, um ihr Herz zu erforſchen, wie er überall in dieſen Tagen die Herzen der Seinen erforſcht hat. Nicht Edmund war es, hohe Herrin, der Euch hierher begleitete, ſondern Morolf; jetzt aber ſtehet Edmund vor Euch. So war es auch nicht König Karl, welcher vorhin bei der Linde ſtand; aber der Euch entgegenſchritt wie ein König, als Ihr nahtet, das war König Karl!“

Während Edmund noch ſprach, war Giſela wieder zur Beſinnung gekommen, erkannte, daß ſie vor der Königin ſtehe und überreichte ihr ſchweigend den gefundenen Ring. Karl, der das Auge zu Boden ſchlug, ſah es nicht.

Aber kaum hatte Edmund geendet, ſo erhob er das Auge und war wieder ganz, wie Jener geſagt, der König, und rief dem Angelſachſen zornig

entgegen: „Du lügſt, Heuchler! Ich machte nicht gemeines Spiel mit dir! Ich erkenne meine Schuld und will ſie nicht verbergen vor der gekränkten Königin.“

Jetzt aber war es an Faſtraden, ihm raſch in's Wort zu fallen. Denn ſie erkannte augenblicklich, daß nur der Zauber des Ringes Karl's Leidenſchaft für das fremde Mädchen geweckt, und da der König wohl die Wirkung, nicht aber die Urſache dieſes Zaubers an ihr ſelbſt wieder erfahren ſollte, ſo ſchnitt ſie jenes Schuldbekenntniß ab mit Worten der Liebe und Verzeihung.

Dem Könige fiel es wie Schuppen von den Augen. Giſela, des Ringes ledig, dünkte ihm reizlos, Faſtrada dagegen ein herrlicheres Weib als je zuvor. Ein doppelter Zauber wirkte in ihr: der magiſche des Ringes und der natürliche der Güte, Huld und Vergebung. Und da zugleich der plötzliche Uebergang von Angſt und Kummer zur Seligkeit des wiedergewonnenen Liebesbeſitzes verklärend in Blick und Stimme Faſtradens nachzitterte, ſo fragt es ſich, ob diesmal der natürliche Zauber nicht mächtiger noch geweſen ſey als der magiſche.

Beide glaubten ein Geheimniß zu wiſſen, welches dem andern verborgen liege, und doch wußte nur Edmund das volle Geheimniß Beider. So mochten alle Drei gern eine Weile ſchweigend ſinnen.

Giſela unterbrach dieſe Pauſe, um die Geſchichte von Meginher und ihrem Vater wiederholt und genauer zu erzählen und Recht von dem Könige zu erbitten. Mit ſtiller Beſchämung entgegnete Karl: „Ich habe dir ſchon verſprochen: Meginher wird deinen Vater freigeben und Buße zahlen. Glaubſt du jetzt, daß ich dein König bin?“

Faſtrada rief das Mädchen bei Seite unter dem Vorwande eines Geſchenkes, eigentlich aber, um ſie leiſe auszufragen, wie ſie zu dem Ring gekommen ſey? Giſela bekannte, daß ihr Edmund denſelben gegeben, und die Königin beſchloß, in der erſten unbewachten Stunde den räthſelhaften Mann ſcharf in's Verhör zu nehmen.

Zugleich hatte der König den Angelſachſen bei Seite genommen und fragte ihn leiſe, mit zornigem Blick: „Welche Strafe ſoll ich dir zumeſſen, daß du deine Maske fallen ließeſt, bevor ich es dir ausdrücklich befahl?“

„Mit Wort oder Wink, hatteſt du geſagt, mein König," entgegnete Edmund. „Du ſelbſt zwar winkteſt nicht, aber die Lage, in welcher du dich befandeſt, winkte, und in dem Wink der Lage vollendete ſich erſt jener Witz der Thatſachen, den ich dir als Morolf ſtatt eitler Wortwitze verhieß."

Die Königin trat dazwiſchen. Als Karl eine Weile an ihrer Seite weiter gewandelt war, den Palaſte entgegen, ſah er ſich nach Edmund um. Er war verſchwunden.

## Fünftes Kapitel.

König Karl hielt in ſtiller Nacht auf einſamem Lager Rückſchau über die Erlebniſſe des Tages; er konnte keinen Schlaf mehr finden.

Dieſer Edmund, welchen er ſo ſicher zu demüthigen gedachte, hatte ihn vielmehr gedemüthigt, ja er hatte jene verruchte Moral, wofür er beſtraft werden ſollte, zuletzt noch benützt, um den König ſelbſt aus viel ſchlimmerer Verlegenheit zu reißen. Karl mußte ihm wohl gar noch danken für die Trugſchlüſſe ſeiner höchſt brauchbaren Sophiſtik. Freilich hatte der König, da er ſich ſelber wiederfand, dieſe Hülfe mit Abſcheu zurückgewieſen; allein waren die Gedanken, mit welchen er vorher angeſichts der ſchönen Giſela ſein Gewiſſen im Stillen beſchwichtigte, nicht im Grunde dieſelben geweſen, welche Edmund laut ausgeſprochen hatte?

Doch war Karl durch Edmund, dieſen Teufel von einem Heiligen, wenigſtens um eine Erkenntniß reicher geworden, welche ihm mit aller Seelenqual nicht zu theuer erkauft ſchien. Was Edmund die höchſte Kunſt des Weiſen genannt, ſündigend im Geiſte erhaben zu bleiben über der Sünde, das erkannte Karl jetzt vielmehr als den Fallſtrick zur wahren Todſünde. Sündhafter noch als die That der Sünde, dünkten ihm die Gedanken, mit welchen wir jene entſchuldigen. Und je weiſer Einer iſt, um ſo ärger ſündigt er durch ſolche Gedanken. Wird es dem hellſten Verſtande leichter, die Sünde zu durchſchauen und zu fliehen, als dem dämmernden Geiſte gewöhnlicher Menſchen, ſo wird es ihm auch leichter, den Mantel der Sophiſtik über dieſelbe zu breiten und ſich im Geiſte erhaben zu wähnen über die eigene ſchlechte That. Und ſo hat der Weiſe doch wiederum nur die größere Gefahr voraus, wie ſich's auch gebührt. Karl aber, der ſich bis dahin vor Allen im Geiſte erhaben gewußt über die Fehltritte, welche er dennoch beging, erſchien ſich jetzt vor Allen als der ärgſte Sünder.

Seine innere Angſt aber wuchs, als er ſich von

dieſer Selbſtſchau menſchlicher Schwächen zu den politiſchen des Königs wandte, wie ſie Morolf heute leiſe und doch ſo kühn zu berühren gewagt. Ueberall erblickte er den ähnlichen Selbſtbetrug: gute Zwecke und ſchlechte Mittel. Edmunds Moral war ihm zum Geſpenſt geworden, welches ihm faſt aus jeder ſeiner Herrſcherthaten drohend entgegen ſtieg. Und in dieſem ſteten Widerſpruch halber Lüge und halber Wahrheit begann ihm aller feſte Boden unter den Füßen zu wanken und ſein mächtiges Frankenreich däuchte ihm zuletzt nur noch ein windſchiefer Bau, den er allein mit geſpannteſter Kraft müheſam noch im Sturze ſtütze. Doch die Fauſt ward ihm im wachen Traume ſchwächer und immer ſchwächer, und vergebens ſah er ſich nach den Söhnen um, die ihm gleich verzweiflungsmuthig helfen, die ihm die ungeheure Laſt abnehmen könnten, wenn jene Fauſt im Tode erſtarrte.

Da fiel er in Schlaf und ſah im Traume das ſeltſame Bild, von welchem ein Mainzer Mönch geſchrieben hat. Ein Mann mit Edmund's finſtern, kalten Zügen trat vor ihn und übergab ihm ein blankes Schwert, worauf vier deutſche Worte

geſchrieben ſtanden, und forderte ihn auf, die Schrift zu leſen und feſt im Gedächtniß zu halten; denn ſie werde ſich erfüllen zur beſtimmten Zeit. Unter dem Griff des Schwertes ſtand „Raht," in der Mitte der Schneide erſt „Radoleiba," dann „Nasg," und an der Spitze „Enti." Als aber Karl erwachte, wußte er die vier Worte noch ganz genau.

Am frühen Morgen ließ er Edmund rufen, erzählte ihm den Traum und forderte, daß er, deſſen Geſtalt ihm in jenem Nachtgeſicht das Schwert gegeben, nun auch den Räthſelſinn der Inſchrift löſen ſolle. Edmund betheuerte, es nicht zu können, und wenn je ein Menſch die dunkeln Worte zu deuten vermöge, ſo ſey es König Karl ſelber. „Denn die tiefſten Träume," ſo ſchloß er, „ſteigen auf aus unſers eigenen Geiſtes heimlichſten Gedanken, und nur in unſern heimlichſten Gedanken finden wir darum auch den Schlüſſel ihres Sinnes."

Dieſem Winke folgend, dachte Karl lange nach über die vier Worte. Dann aber berief er die Großen und Weiſen ſeines Hofes, legte ihnen den Traum vor und forderte ſie auf, ihn zu deuten. Doch Alle verſtummten. Da nahm der König das

Wort und ſprach: „Der Herr, welcher mir im Schlafe den Mann mit dem Schwerte geſchickt, hat auch im Wachen meinen Geiſt erleuchtet, daß ich den Zuſammenhang jener Worte fand. Sie verkünden das Schickſal unſers Reiches. „„Raht““ — Vorrath und Fülle — bezeichnet die Gegenwart, welche uns im Ueberfluſſe der Güter und der Macht ſieht. „„Radoleiba““ — Erbtheil — wird meinen Söhnen zufallen; aber wer blos erbt und nicht auch erarbeitet, der mindert Gut und Macht. Unter den Enkeln ſchon kommt darum „„Nasg““: — naſchen und rauben wird man an den Trümmern des Erbes; und ſind auch dieſe raubenden und beraubten Enkel dahingegangen, dann wird ſich erfüllen, was an der Spitze des Schwertes ſteht: es nahet „„Enti,““ ob aber das Ende der Welt oder blos unſers Stammes und Reiches, das weiß Gott der Herr allein.“

So tief und ſchmerzlich bewegten Geiſtes ſchaute Karl die Zukunft ſeines großen Lebenswerkes und war zu der nagenden Selbſtprüfung doch nur durch einen Menſchen aufgerüttelt worden, von welchem er immer noch nicht wußte, ob derſelbe der weiſeſte Narr ſey oder der tugendhafteſte Heuchler. Als ſich

Karl darum wieder allein fand, ließ er abermals Edmund rufen und befahl ihm mit ſcharfem Ernſte, daß er nun ohne Umſchweif bekenne, welches von Haus aus ſein natürliches Geſicht ſey und welches die Maske? Ob der ſtrenge Edmund ſich mit Abſicht in den wüſten Narren vermummt habe, oder der ſchwelgende, verneinende Morolf in den herben Asceten und Eiferer? Ob er wirklich jemals geglaubt habe, aus Tugend ſündigen zu müſſen, oder ob er die Tugend ſammt der Sophiſtik nur vorgehalten habe zur Beſchönigung ſeiner eingefleiſchten Sünden?

Edmund erwiderte: „Du forderſt die nackte Wahrheit, großer König; wohlan, ſo vernimm ſie denn! Nicht das Eine oder Andere war Maske, ſondern Beides. Ich bin weder der reine Tugendheld, welcher ich anfangs, noch der Wüſtling und verneinende Spötter, welcher ich nachher zu ſeyn ſchien. Meine wahre Natur ſteht in der Mitte. Unter mäßigen Leuten bin ich gerne nüchtern und zeche gerne mit luſtigen Geſellen; Ernſt und Strenge iſt mir werth, aber Schalkheit ſitzt mir zu Zeiten auch bequem. Ueberfromm zu ſeyn wie Edmund, iſt im Grunde meiner Natur zuwider und überböſe wie

jener Narr und Gaukler nicht minder. So war denn Beides Maske und es bleibt zuletzt nichts übrig als ein gewöhnliches Menſchenkind wie die meiſten Andern. Nun kam ich aber an deinen Hof, um Welt und Menſchen zu erforſchen und erkannte bald, daß dieſes nur gar dürftig gelingt ohne eine Maske. Je ſchärfer ich aber die Welt dieſes Hofes erkannte, um ſo gewaltiger drängte es mich, dir gleichfalls die Augen zu öffnen und die Wahrheit zu ſagen. Das hätte ich niemals gekonnt, wäre ich dir als der gewöhnliche, mittlere Menſch begegnet, welcher ich wirklich bin. Denn Fürſten lernen von Jugend auf nur das Ungewöhnliche beachten, ja ſie glauben ihrer Würde zu vergeben, wenn ſie ſolchen Menſchen nahe treten, die nicht über das Durchſchnittsmaß hinausgewachſen ſind. Alſo verſuchte ich's zuerſt mit dem übermenſchlichen Asceten und Sittenrichter. Da ich aber in dieſer Maske dein Gemüth mehr abſtieß als zum Vertrauen heranzog, ergriff ich die Geſtalt des offenbarſten Gegenbildes und zeigte dir einen ſo über alles Maß emporſteigenden Widerſpruch der Natur, daß du dich wirklich mir gefangen gabſt. Ich habe erreicht, was ich

wollte; ich habe den Hof ausſtudirt und dem größ=ten Könige, wie kein Anderer, die Wahrheit geſagt. Jetzt mögen beide Masken fallen, damit du in Edmund nur noch erblickeſt, was er wirklich iſt, einen natürlichen Menſchen, nicht beſſer und nicht ſchlechter als die Mehrzahl ſeiner Brüder."

„Du lügſt," rief Karl, „und fügeſt zu zweien Masken die dritte! Wäreſt du der einfache Mann des Mittelmaßes, den zu heucheln dir eben beliebt, ſo würde dir's gar nie eingefallen ſeyn, ſo aben=teuerliches Spiel zu treiben. In der Schlinge dei=ner eigenen Lügen fängſt du dich; doch habe ich nicht leicht einen liſtigeren und gefährlicheren Ge=ſellen geſehen. Ein böſer Fürſt würde dich zu ſei=nem Vertrauten erheben, um deine Moral zur Staatsmoral zu machen; ein ſchwacher Fürſt würde dich einſperren oder fortjagen; ich befehle dir, daß du bleibeſt, ungeſtört und ungeehrt, mir zur Buße und zum Mahnzeichen der Selbſterkenntniß. Und alſo geh! — Doch bleibe! Kannſt du überhaupt ein einziges wahres Wort ſagen, ſo bekenne mir nur dies: Haſt du jemals auch nur eine Stunde, nur einen Augenblick an deine eigene Lehre geglaubt,

daß man zur höhern Ehre Gottes die freie Opferthat des Laſters vollbringen müſſe? Iſt es möglich, daß ein Menſch ſo ſchwer ſich ſelbſt betrüge?“

Edmund ſchwieg und ſann und bat den König, daß er ihm nur etliche Stunden einſamen Nachdenkens gönnen möge, dann wolle er dieſe geheimſte Falte ſeines Gewiſſens bloßlegen.

Allein der Tag verging und Edmund blieb aus. Man ſuchte ihn und fand keine Spur. Er war verſchwunden und Niemand hat ihn wiedergeſehen.

# Vergelt's Gott!

# Erſtes Kapitel.

Seit vielen Jahren lagerte der „krumme Hans“ im Südportale des Augsburger Domes und bettelte. Er hatte keinen Familiennamen und wußte auch nichts von ſeinen Eltern; denn ein Bettler kann der Ahnen entbehren, er ſteht auf ſich allein und alle mildthätigen Leute ſind ſeine Vettern und Baſen. Wie alt er war, wußte Hans eben ſo wenig; doch konnte er ſein Alter ungefähr ſchätzen. Als kleiner Bube hatte er nämlich mit zugeſchaut, wie Ulrich Schwarz, der Augsburger Bürgermeiſter, im ſammtenen Rathsmantel gehenkt wurde; Hans ſaß damals rittlings auf einer Mauer, in dem Augenblicke aber, als der Bürgermeiſter von der Leiter fiel, verlor auch er das Gleichgewicht und fiel herab, brach das Bein und war und hieß nun nach übel vollender Cur der krumme Hans. Das krumme

Bein verſchaffte ihm dann ſpäter den Freibrief der Bettelei und die prächtige Stelle im Domportal. Nun hatte man 1478 geſchrieben, als der böſe Bürgermeiſter an den Galgen kam, alſo ſchätzte der krumme Hans, daß er ſelber ſo um 1470 geboren ſey.

Tag für Tag und Jahr um Jahr hielt er ſeinen Platz warm und hatte endlich den Stein hinten in der linken Ecke des Portales ganz glatt geſeſſen; das alte Jahrhundert war verſunken und das neue heraufgeſtiegen, Kaiſer Friedrich war geſtorben und Kaiſer Maximilian, böſe und gute Zeiten waren vorübergegangen: der krumme Hans blieb ſo feſt auf ſeinem Steine, als gehöre er mit zu den Standbildern, welche ringsum das Portal ſchmückten. Er war allmählig alt geworden und erſchien doch immer der Gleiche, ein Mann des Jammers in Mienen und Geberden, innerlich aber ſeelenvergnügt über ſeinen Beruf, den er für den allergemüthlichſten hielt, und über ſeinen Stein, welcher ohne Zweifel der würdigſte und einträglichſte Bettelplatz in der ganzen Reichsſtadt war.

Nun geſchah es, daß der Bettler in ſeinen alten Tagen einen Schatz fand, den mancher Reiche

vergebens ſucht, nämlich einen Menſchen, welchen er lieb haben konnte, als wäre er ſein leibliches Kind, einen jungen Freund und Bettelgenoſſen, gleich ſeelenvergnügt im gemeinſamen Berufe wie er ſelber, einen Freund, in welchem ihm die Jugend zum zweiten Male wieder blühte. Dieſer Freund hieß Veit Roluf.

Als ihn der krumme Hans kennen lernte, war Veit etwa ſechzehn Jahre alt, und Hans witterte augenblicklich des Jünglings reiches Talent zum Betteln. Denn obgleich der arbeitsſcheue Burſche noch ſo jung war, wußte er doch ſchon die ganze Stadt zu täuſchen, daß ſie glaubte, er habe einen lahmen Arm und eine entſetzlich verſtümmelte rechte Hand. Mit bewundernswerther Kunſt hielt er den Arm allezeit ſteif und zog die Schulter ſchief hinauf, als gehe ihm die Lähmung bis zum Halſe. Die kranke Hand aber war dicht mit ſchmutzigen Tüchern umwickelt, und begehrte Jemand den Schaden zu ſehen, ſo ſchälte Veit mit ſo herzzerreißendem Stöhnen einen blutigen Lumpen nach den andern los, daß Jener gewiß ſchon genug hatte, bevor nur die Hälfte dieſer Hüllen gefallen war. Selbſt den Bettel-

vogt hatte Veit Roluf hinter's Licht geführt und ihm das Blechzeichen abgeliſtet, durch welches er ſich nun als ein wegen ſchwerer Gebrechen obrigkeitlich geduldeter Bettler ausweiſen konnte.

Alle wahre Freundſchaft wurzelt in der Ergänzung zweier verſchieden gearteter und dennoch verwandter Naturen. So war es auch bei den beiden Bettelleuten. Hans war krumm und Veit war lahm, alſo Jeglicher ein Krüppel. Aber das krumme Bein des Alten war Natur, der lahme Arm des Jungen Kunſt. Darum glaubte Hans, daß er in dieſem Stück bevorzugt ſey, ſeines Gebrechens ſicherer, und daß alſo auch ſein Beruf auf einer gediegeneren Grundlage ruhe. Denn arbeitskräftigen Bettlern legte der Gaſſenknecht zeitweilig das Handwerk. Dagegen beſaß Veit einen anderen beneidenswerthen Vorzug: er war ein Augsburger Stadtkind; die eingeborenen Bettler aber duldete man dauernd, während die Fremden ſo als um's andere Jahr aus der Stadt geſchafft wurden. Da der krumme Hans ſelbſt nicht wußte, wo er zur Welt gekommen, ſo würde ihn dieſes Loos ſchon längſt getroffen haben, wenn er ſich nicht in einem hiſtoriſch ſo wichtigen Moment

und angeſichts der ganzen Stadt zum Krüppel gefallen hätte. Als ein lebendiges Wahrzeichen des denkwürdigen Tages ließ man ihn in Frieden, und Hans behauptete zuletzt, er ſey zwar kein Eingeborener, aber auch kein Fremder, ſondern ein Adoptivkind der Reichsſtadt Augsburg. Dies alſo war der zwiefache Unterſchied bei zwiefacher Gleichheit, welcher die beiden Bettler zu neidlos ſich ergänzender Freundſchaft führte: Hans war ein natürlicher und Veit ein künſtlicher Krüppel, Veit dagegen ein natürlicher und Hans ein künſtlicher Augsburger.

Der alte Hans wußte aber ſeine Zärtlichkeit an dem jungen Veit nicht inniger auszulaſſen, als indem er ihn auf's ſtrengſte in die Schule nahm: er wollte ihn zu einem Bettelvirtuoſen ohne Gleichen machen; ſo viel Geiſt und Gaben, wie ſie Veit Roluf beſaß, ſollten der Vaterſtadt nicht verloren gehen oder in Stümperei und Liebhaberarbeit verpuffen. Denn Hans konnte ſich den vollkommenſten Menſchen nur in der Geſtalt des vollkommenſten Bettlers denken, und im ewigen Leben begehrte er kein beſſeres Theil, als daß er neben Sanct Peter an der Himmelsthüre ſitzen und in Ewigkeit die einziehenden

Seelen anbetteln dürfe, ganz ſo wie hienieden die Kirchgänger am Südportale des Augsburger Domes.

Neidlos enthüllte darum Hans dem jungen Veit alle Geheimniſſe der höheren Bettelkunſt, die er ſich ausgeſonnen und während ſeiner langen Praxis bewährt gefunden. Keinem andern Menſchen würde er ſie verrathen haben, allein die Liebe öffnete ihm den Mund. Vor allen Dingen aber ſuchte er dem Freunde den ächten Zunftſtolz einzuflößen und ihn vor Zerſplitterung ſeines Talentes in den niederen Zweigen der Bettelei zu behüten.

„Du darfſt kein fahrender Bettler werden, mein Sohn," ſo ſprach er wohl, „kein Fechtbruder, der in Häuſern und Gaſſen, ja wohl gar auf den Heerſtraßen umherzieht: das iſt gemeine Landſtreicherart, die ſchickt ſich nicht für unſereins. In jedem Beruf iſt der ſeßhafteſte Mann der ehrenfeſteſte, und ich ſitze ſchon fünfundzwanzig Jahre auf dieſem ſelben Stein. Aber ein ſitzender Bettler und ein ſitzender Bettler iſt auch wiederum zweierlei: es kommt darauf an, wo er ſitzt. Das ſind geringe Leute, die an den Stadtthoren und Straßenecken lagern; der Platz an der Kirche macht erſt den rechten Mann.

Der Schinder und Schäfer heißt ein Doctor, weil er Kranke curirt, und mehr thut ſelbſt des Kaiſers Leibarzt nicht; ſo groß aber der Sprung vom ſtudirten Doctor zum Doctor Schinder, ſo breit iſt auch die Kluft zwiſchen dem ſeßhaften Kirchenbettler und dem ſitzenden Gaſſenbettler. Der geiſtliche Stand iſt der erſte, und der Kirchenbettler gehört doch wohl mit zur Geiſtlichkeit, er iſt nahezu ſo gut wie ein Bettelmönch, nur daß er's ohne Gelübde treibt und auf eigene Fauſt. Hat der Dompfarrer drinnen in der Kirche von den guten Werken gepredigt, ſo kann die Gemeinde beim Herausgehen an meiner ausgeſtreckten Hand erweiſen, ob ſie auch Thäter des Wortes zählt, und ſpreche ich nach jedem Heller, der zu mir herabfällt, „„Vergelt's Gott tauſendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!““ ſo iſt das auch eine Predigt, kurz zwar, aber verſtändlich für Jedermann.“

Und alſo bewies Hans ganz klar, daß er zum höchſten Bettleradel gehöre. Allein damit war es noch nicht genug. Seines Erachtens behauptete er wiederum innerhalb dieſes Adels den höchſten Poſten im römiſchen Reiche zu Lehen zu tragen; denn eben

jener Stein, welchen er ſeit fünfundzwanzig Jahren glatt geſeſſen, ruhete auf einer ganz eigen privilegirten Stelle. Als nämlich die Biſchöfe von Augsburg den gothiſchen Weſtchor zum altromaniſchen Bau des Domes fügten, lag ihnen ein Stück Reichsſtraße quer im Wege. Die Stadt erlaubte den Bau auf dieſem ihrem Grund und Boden, behielt ſich aber das Recht des Durchganges vor vom Süd- zum Nordportale quer durch die Kirche.

„Darum," ſprach Hans zu ſeinem Freunde, „iſt der Stein zwar, worauf ich ſitze, biſchöflich, der Boden aber, in welchem der Stein ſitzt, iſt reichsfrei, und alſo kann ich mich wohl einen landesherrlichen und einen reichsunmittelbaren Bettler zugleich nennen. Nur wenn es im Mittag die Sonne gar zu gut meint, ziehe ich mich tiefer in den Schatten des Gewölbes auf rein biſchöflichen Boden zurück. Allein dies iſt eben wiederum ein Vorzug vor meinem Nachbarn am Nordportale, der ſonſt einen faſt gleich guten Platz behauptet; denn er bettelt zwar auch biſchöflich und reichsunmittelbar zugleich, er bettelt aber das ganze Jahr im Schatten."

Hier machte der krumme Hans eine lange Pauſe

und fuhr darauf bewegteren Tones fort: „Muß ich einmal ſterben, dann ſollſt du, mein Sohn, der Erbe meines Platzes ſeyn. Das geht freilich hier in Augsburg nicht wie in Köln, wo die Bettelleute ihren Töchtern ſo ohne Weiteres einen guten Kirchenplatz zur Ausſteuer mitgeben: bei uns muß man Schritt für Schritt den Berg erklimmen. Setze du dich darum einſtweilen vor das Pförtchen bei St. Anna; die Stelle iſt gering und trägt nicht viel, aber für einen Anfänger iſt ſie doch nicht zu verachten. In Jahr und Tag kannſt du dann vielleicht zum Nordportal des Domes vorrücken, denn der Bettler da drüben huſtet in einem fort, daß ich's bis zu meinem Stein herüber höre: er wird's nicht lange mehr treiben. Haſt du aber erſt einmal dort im Schatten feſten Fuß gefaßt, ſo magſt du auch leicht mir hierher auf die Sonnenſeite nachrücken, wenn es einmal Gott gefallen wird, mich aus dieſem irdiſchen Bettelloch abzurufen an das Südportal ſeines himmliſchen Domes."

Der Alte hatte Anfangs im gewohnten weinerlichen Ton geſprochen, als flehe er um ein Almoſen, zuletzt aber kamen ihm die wirklichen Thränen. Veit

hörte leuchtenden Auges, welch glänzende Zukunft ihm eröffnet wurde, und ſagte halb lächelnd, halb weinend: „Vergelt's Gott tauſendmal!“ und drückte dem väterlichen Freunde die Hand. Und der ſtille Jubel über den Ruhm, den ihm der Freund erſchloß, verdrängte bald den wehmüthigen Gedanken, daß der Gipfel dieſes Ruhmes doch erſt mit des Freundes Tod zu erreichen ſey. Darf ein Kronprinz nicht mit ſtolzer Freude dem künftigen Herrſcherberuf entgegenſehen, obgleich er weiß, daß er erſt durch ſeines Vaters Tod zum Thron aufſteigen wird? Veit dünkte ſich jetzt auch ein Kronprinz. Bettelnd war er aus den Träumen ſeiner Kindheit erwacht; Bettelbuben waren ſeine Spielkameraden geweſen; unter dem Bettlervolk fand der Jüngling Freunde und Gleichſtrebende; nur durch Bettelſtreiche hatte er bei ihnen Lob und Bewunderung gewonnen; kein anderer Weg ſtand ihm in der zünftig ausgetheilten Welt offen als die Bettelfahrt. Sollte er die reichen Kaufleute und Handwerker beneiden und ihnen nacheifern, da er doch niemals ihres Gleichen werden konnte? Es kommt darauf an, welches Glanzgeſtirn uns in der Jugend zum erſten Male recht tief in

die Seele leuchtete: dem erſten Sterne folgen wir zumeiſt durch's ganze Leben. Wäre Cäſar jener Stern geweſen, ſo würde Veit Roluf nach dem Ruhme eines Helden gerungen haben, wäre es Homer, nach Dichterruhm; nun aber war ihm der krumme Hans, der ſo feſt auf ſeinem Steine ſaß, jener Fixſtern: Hans war ihm Cäſar und Homer. Darum dürſtete er, den krummen Hans zu erreichen, ja zu überglänzen im Bettlerruhme.

Dankbar befolgte er den Rath des Alten und ſetzte ſich vor das Pförtchen von St. Anna, und kein Heller war ihm zu abgegriffen, kein Stück Brod zu trocken, daß er's nicht angenommen hätte. Denn die Luſt und Liſt des Gewinnens reizte ihn mehr als der Gewinn ſelber. Jeden Abend aber ging er zum krummen Hans, erzählte ihm die Abenteuer des Tages, und mehr wiederum als die Luſt des Gewinnens beglückte ihn dann des Alten ſparſames Lob. So war Veit glückſelig über ſeinen ſchönen Beruf und Hans glückſelig über den Veit, und im ganzen römiſchen Reich gab es wohl keine zufriedeneren Bettelleute als die beiden Freunde.

## Zweites Kapitel.

Und dennoch kam Alles anders, als Beide gehofft, und zwar aus zwei gewichtigen Gründen.

Denn ernſtlich war der dröhnende Huſten des Bettlers am Nordportale kein Zeichen der Schwindſucht, ſondern vielmehr der ungebrochenen Kraft ſeiner Lungen. Dieſer Huſten, welcher ſelbſt den krummen Hans täuſchte, war ebenſo gut vollendete Kunſt, wie Veit Roluf's lahmer Arm, und alſo wurde auch in Jahr und Tag der erſehnte Platz nicht frei.

Zweitens aber zog die Reformation durch's deutſche Land und vorab durch die deutſchen Städte. Da räumte nun wohl endlich der unverwüſtliche Mann am Nordportale im Jahre 1537 ſeinen Platz, obgleich er immer noch mit friſcher Kraft forthuſtete, allein auch die anderen Kirchenbettler wurden

vertrieben und der ganze katholiſche Clerus dazu, und der Dom ward eine lutheriſche Kirche. Der krumme Hans folgte dem Biſchofe mit dem Kapitel und den Domſchätzen in's Exil nach Dillingen: — weil er ſich für eine Art lebendiges Inventariatsſtück des Domſchatzes anſah, ſo achtete er's unter ſeiner Würde, an einen anderen Ort zu fliehen. Nun ſtanden freilich die beiden Plätze mit einem Male leer, aber Niemand wagte, ſie wieder einzunehmen; Veit Roluf, der nächſte Anwärter, war längſt ſogar von der beſcheidenen Kirchenthüre bei St. Anna verjagt worden: ihn hatte ſchon vor fünf Jahren die Reformation aus der Laufbahn eines ſeßhaften Kirchenbettlers hinausgeworfen, und er friſtete ſich, in den Häuſern umherſchleichend, ein kümmerliches und ruhmloſes Leben; denn lutheriſch bettelte ſich's nirgends mehr ſo gut wie katholiſch.

Rührend war der Abſchied der beiden Freunde, als der krumme Hans, ein ſo feſtgeſeſſener hoher Sechziger, nun noch den Wanderſtab des Flüchtlings ergreifen mußte. Während der Junge verzweifelnd klagte über die ſteigende Schlechtigkeit der Zeit, die nicht einmal einen Bettler mehr ruhig und ehrenvoll

ſein Brod gewinnen laſſe, war der Alte voll Würde und Ergebung. „Bettle du nur ſtille fort,“ ſprach er, „bleibe treu deinem Berufe und meinen Lehren. In kurzer Friſt werden wir alle wiederkommen und feſter auf unſern Stühlen und Steinen ſitzen als vorher. Wer der höchſten Ehren ſeines Berufes werth ſeyn will, der muß auch für denſelben dulden können. Dies, mein Sohn, bedenke zu jeder Zeit, dann wirſt du auch den krummen Hans nicht ganz vergeſſen. Und nun behüte dich Gott!“

Veit vergaß in der That des väterlichen Freundes nicht und trug ſeine Lehren in treuem Gedächtniß. Da aber die ganze Stadt lutheriſch geworden war, ſo bekam er faſt immer Scheltworte zur kargen Gabe, wenn er nach ſeines Lehrers Weiſe ſagte: „Vergelt's Gott für die armen Seelen im Fegfeuer,“ und ward alſo endlich lutheriſch gleich den Anderen, ſchnitt die armen Seelen hinweg, ſchaffte das Fegfeuer ab und dankte nur noch mit einem kurzen „Vergelt's Gott!“ Da ging es ihm eine Weile wieder ein klein wenig beſſer.

Zu ſelbiger Zeit brach eine peſtartige Seuche in

Augsburg aus. Die Spitäler füllten ſich, und es fehlte an Pflege für die anſteckenden Kranken, manche Wärter liefen davon, andere erlagen der Seuche. Veit, der in den böſen Tagen kaum mehr das trockene Brod zuſammenbettelte — denn die reichen Leute flohen aus der Stadt —, war des Lebens herzlich müde und dachte zum öfteren daran, ſich ſelber aus der Welt zu ſchaffen. Da kam er zuletzt auf den Gedanken, die am wenigſten ſündliche Art von Selbſtmord ſey wohl, wenn er als Krankenwärter in ein Peſthaus gehe. Alſo meldete er ſich zu dieſem Dienſte. Man ſtutzte zwar anfangs über den lahmen Bettler, da aber die Hülfe eines Armes doch immer beſſer ſchien als gar keine, ſo nahm man ihn an.

Kaum aber befand ſich Veit im Spitale, ſo geſchah ein Wunder an ihm. Der faule Geſelle, welcher bis dahin niemals eine wahre Arbeit geſchmeckt, wurde wie berauſcht von dem Gedanken, daß er nun auch arbeite wie andere Leute. Während er nur ſonſt „Vergelt's Gott!“ geſagt, hörte er jetzt auf einmal, daß die Andern — Kranke, Geneſende und Sterbende — ihm „Vergelt's Gott!“ zuriefen, und nicht im leierhaften Bettlertone, ſondern

aus tiefſtem, vollſtem Herzen. Wie ein zünden-der Strahl fuhr es ihm durch die Seele, daß Geben ſeliger ſey als Nehmen. Und nun eben geſchah das Wunder. Veit, der bis dahin nie ſich ſelbſt vergeſſen, nie den Arm bewegt hatte und die ſteife Schulter ſo kunſtvoll heuchelte, um zu faul-lenzen und ſich fremde Barmherzigkeit zu erſchleichen, vergaß nun ſich ſelbſt, da er gegen Andere Barm-herzigkeit übte, und griff plötzlich zu mit beiden Armen im ſeligen Taumel der Arbeit und der Menſchenliebe.

Staunend bemerkte der Spitalpfarrer, wie der lahme Veit ſo friſch mit geſunden Gliedern in's Zeug ging und die ſchmutzigen Lumpen wegwarf, in welche ſeine Hand gewickelt war. Aber viel mehr noch ſtaunte Veit ſelber, da ihm der Pfar-rer zurief: „Veit, wo iſt denn dein lahmer Arm geblieben?“

Jetzt erſt gewahrte der Bettler, wie ganz er ſich und ſeine Lahmheit dazu vergeſſen hatte, und fuhr auf wie aus einem Traume und blickte auf ſeinen Arm, ob der auch gewiß nicht mehr lahm ſey. Dann erwiderte er endlich, roth bis über die Ohren: Ein

Arm reicht nicht mehr in dieſem Elend, da muß ich wohl beide nehmen.“ Weiter ſprach er kein Wort und griff nur um ſo tapferer zu, daß er ſeine Beſchämung verberge. Und auch der Pfarrer ging ſchweigend vorüber.

Aber die Mähr von der plötzlichen Heilung des lahmen Veit lief raſch durch die ganze Stadt, und wie die Engel im Himmel ihre ganz beſondere Freude haben über einen Sünder, der umkehrt, ſo freuten ſich auch alle guten Leute in Augsburg ganz beſonders über Veit Roluf's Wunderkur. Der lahme Veit war bis dahin ein volksthümlicher Lump geweſen, jetzt ward er über Nacht ein volksthümlicher Ehrenmann. Der Spitalpfarrer, welcher mit feinem Takte ſchwieg, als Veit beſchämt vor ihm geſtanden, redete nachgehends um ſo lauter bei anderen Leuten über Veit und erwirkte, daß man den ehemaligen Bettler auch nach dem raſchen Verlauf des Sterbens beim Spitale behielt. Veit aber bewährte ſich fort und fort ſo wacker, daß er nach Jahr und Tag zum Spitalhausmeiſter aufrückte, mit freier Wohnung, Koſt, Holz und Licht, einem neuen Rock zu Georgi und Michaeli und einem

Hausgärtchen für Obſt, Salat und Peterſilie, dazu auch etlichen Gulden Baargeld.

Das war abermals ein Wunder. Ein reichsſtädtiſcher Magiſtrat hatte ſeinen lahmen Arm auch einmal bewegten Herzens vergeſſen, ganz ebenſo wie Veit Roluf, und keinen Günſtling aus vetterſchaftlichen Kreiſen zu jenem Poſten befördert, ſondern den im Feuer erprobten Mann, obwohl derſelbe nur aus einer Bettlerſippſchaft ſtammte.

Dem Veit aber ſah es nun kein Menſch mehr an, daß er ſo lange Zeit bettelnd auf der faulen Haut gelegen. Sein Blick war feſter geworden, ſein Gang mannhafter, mit gerechtem Stolz empfand er, was es heißt, im ſelbſt errungenen geſicherten Behagen leben, geachtet von ſeinen Mitbürgern. Gar oft fragte er ſich: „Was wird der krumme Hans dazu ſagen?“ Denn das ſüßeſte bei allen ſpäter gewonnenen Ehren bleibt doch, daß wir unſern Jugendfreunden zeigen können, zu welch einem Prachtburſchen wir uns wider Erwarten ausgewachſen haben. Und Veit dachte, der krumme Hans müſſe jetzt wohl glänzen vor Freude, wenn er ſeinen Freund und Schüler in ſo hohen Würden ſehe.

Mitunter überlief es ihn jedoch auch heiß und er zweifelte, ob die Hausmeiſterwürde dem ſtolzen biſchöflichen und reichsunmittelbaren Bettler denn doch ſo ganz recht ſey. Allein das war nur ein leichtes Wölkchen, welches beim nächſten Sonnenblicke wieder zerrann.

Da kam abermals eine neue Zeit. Die proteſtantiſchen Fürſten und Städte hatten im ſchmalkaldiſchen Kriege das Spiel gegen den Kaiſer verloren; am 23. Juli 1547 zog Karl V. mit vielem Kriegsvolk in Augsburg ein, Bürgermeiſter und Rath empfingen ihn, ſchwarz gekleidet, kniefällig und boten ihm vier Laſtwagen voll Wein als Willkommtrunk, und in denſelben Tagen weihte der neue Biſchof und Cardinal Otto Truchſeß, welcher inzwiſchen ſtatt des im Exil verſtorbenen Biſchofes Chriſtoph zu Dillingen erwählt worden war, den Dom und die meiſten Kirchen der Stadt auf's Neue zum katholiſchen Gottesdienſte ein.

Der alte Biſchof Chriſtoph hatte zwar ſeinen Sitz nicht wieder beſtiegen, der krumme Hans aber war wieder gekommen mit dem neuen Biſchofe und ſaß zum erſtenmale wieder auf ſeinem Stein, als

der berühmte Michael Sidonius vor dem Kaiſer ſammt vielen vornehmen Herren und zahlloſem Volke im Dom über das Meßopfer predigte.

Unverändert, als ſey er geſtern weggegangen, ſaß der faſt achtzigjährige Bettler in dem Südportale, und doch lagen zehn Jahre der Verbannung hinter ihm. Auf drei Männer blickte alles Volk an dieſem Tage mit beſonderem Staunen: auf den Prediger, den Kaiſer und den Bettelmann. Eine lebende Bildſäule, ſaß der Alte da, kein Lichtſtrahl der Freude oder des Triumphes flog über ſeine ſteinernen Züge; als ob gar nichts derweil geſchehen ſey, ſprach er heute ſeine Gebete wie vor zehn Jahren, reckte die welke Hand aus und murmelte in den langen weißen Bart: „Vergelt's Gott tauſendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!“ Ueberreich floſſen ihm die Gaben zu, daß er ſie kaum bergen konnte; ihn aber berührte das ſcheinbar gar nicht, und hätte man ihm keinen Heller geſchenkt, es würde ihn ſcheinbar eben ſo wenig berührt haben. So meiſterhaft beherrſchte er ſich ſelbſt und ſeine Kunſt.

Am Nachmittag eilte Veit Roluf zum Dome; er

hatte gehört, der krumme Hans ſitze wieder dort; er wußte kaum, wie ihn ſeine Füße trugen, ſo fieberhaft ſchüttelte ihn der nahe Augenblick des Wiederſehens. Schon von der Ferne rief er dem Freunde laute Grüße zu und winkte und ſchritt in ſtürmiſcher Eile gegen das Portal. Aber es war, als ob er hier wider einen Stein pralle; der Alte rührte ſich nicht; er ließ den Roſenkranz zwiſchen den Fingern gleiten und betete leiſe ſein Paternoſter fort. Veit trat ihm gegenüber, bot ihm die Hand und hieß ihn mit Thränen im Auge herzlich willkommen. Da hielt der Alte einen Augenblick an; ſeitwärts und von unten herauf blickte er lange und feſt nach dem ehemaligen Freunde hinüber und maß ihn langſam vom Kopf bis zum Fuße: — es war ein Blick des tiefſten Mitleids und der tiefſten Verachtung. Alles war erſtorben an dem alten Manne, nur das Auge bewahrte ein Feuer und eine Kraft, daß man ſah, ſeine ganze Seele lebte noch, und in dieſer Seele ſein ganzer Stolz und ſein ganzer Zorn.

Veit ſtand wie vom Blitze getroffen. Er ſtotterte Entſchuldigungen, er bat, er flehte um ein einziges gutes Wort; der Alte betete ruhig ein Paternoſter

um das andere, als ſäße er ganz allein auf ſeinem Steine, und als er Paternoſter genug hatte, und Veit noch immer weiter ſprach, fing er mit Ave-Maria's an. Betäubt von Scham und Zorn ſchlich Veit ſich endlich hinweg. Der Alte ſchien es gar nicht zu ſehen; er hatte nur einen Blick für ihn gehabt und dieſen einen hatte er ihm gegeben.

## Drittes Kapitel.

Veit verſtand den Blick und das Schweigen des Alten. Er wußte wohl, daß der krumme Hans nicht kindiſch geworden ſey und aus Stumpfſinn geſchwiegen habe, und ſchloß auch ganz richtig, daß er ihm nicht wegen des Abfalls vom alten Glauben zürne, ſondern lediglich wegen des Abfalls vom alten Bettlerberuf. Er ſtand jetzt in ſo hohen Ehren, wie er ſie früher nie geträumt, und doch ſchnitt ihm der verachtende Blick des alten Bettlers ſo tief in's Herz, daß es ihm plötzlich dünkte, er ſtehe viel tiefer noch als der ſchlechteſte Bettelbube.

Doch das waren nur verfliegende Zweifel. Veit wußte ja recht gut, daß er inwendig und auswendig ein beſſerer Mann geworden ſey.

Eines Tages ging er am Nordportale des Domes vorüber. Der Sitz ſtand leer; der huſtende Bettler

war nicht wieder gekommen aus dem Exil. „Was würde mich jetzt hindern, daß ich den lange beneideten und erſtrebten Platz einnähme," dachte Veit bei ſich und blickte wehmüthig auf die verwaiste Stätte. Es juckte ihn, ſich einmal probeweiſe unter das Portal zu ſtellen. Allein er widerſtand; er ſah auf ſeinen ſauberen Rock, ſeinen geraden Arm und ſchlich kopfſchüttelnd weiter.

Mehrmals verſuchte er es noch, dem alten Freunde ein gutes Wort zu geben, er wollte ihn erweichen durch ſeine ſtandhafte Treue, aber auch der krumme Hans blieb ſtandhaft; er blickte jeden alten Bekannten freundlich an und redete mit ihm, für den Hausmeiſter hatte er kein Wort und keinen Blick mehr. Kam der nur von ferne, ſo betete Hans ſeine Paternoſter ſo laut und eifrig, als wolle er aller Welt Sünden abbeten.

Veit ward täglich tiefſinniger. Er hätte ſeinen Rock in Bettlerlumpen zerreißen mögen, wenn er nur wieder einmal „Vergelt's Gott!" hätte ſagen dürfen. Das murmelte er zwar oft im Selbſtgeſpräche zwiſchen den Zähnen, als wolle er's neu einüben, aber den rechten Bettelton fand er nicht mehr.

Eines Tages führte ihn ein Geſchäft in's benachbarte Schmutterthal, und auf dem Heimwege ging er die Heerſtraße über den Sandberg. Als er den Berg hinaufſtieg, kamen Kaufleute von Ulm herüber mit Wagen und Saumthieren. Sie thaten recht gemach wegen der Steigung; die Stelle war ſo einſam, kein Menſch weit und breit, die Kaufleute ſo nahe dem Ziele einer nicht ganz gefahrloſen Reiſe; ſie mochten jetzt wohl dankbaren Herzens recht aufgelegt ſeyn, einem armen Teufel ein Almoſen zu geben. Dieſe und ähnliche Gedanken fuhren dem Veit berauſchend durch den Kopf; die Abendſonne verglühte ſo ſchön, die Vögel ſangen ſo ſüß; es war ein wonnevoller Augenblick zum Betteln. Ehe er ſelbſt noch recht wußte, was er that, ſtand er am Straßenrande und hielt den Kaufleuten, tief gebeugt, mit unverſtändlichem Gemurmel die Mütze entgegen. Die Kaufleute ſchauten ihn groß an. „Iſt der Kerl doch faſt beſſer gekleidet wie wir, der friſcheſte, kräftigſte Mann, und ſchämt ſich nicht zu betteln!“ rief Einer aus dem Zuge, und ſie gingen weiter und ſchoben ihn mit ſtrafender Verachtung bei Seite.

Wie von kaltem Waſſer begoſſen, kam Veit erſt jetzt wieder zu ſich ſelbſt und ſchämte ſich, daß er hätte in die Erde ſinken mögen. Doch — ſo räthſelhaft iſt des Menſchen Herz! — nicht weil er gebettelt, wurde er roth, ſondern weil er ſo ſtümperhaft ſchlecht gebettelt hatte. „Am lahmen Arm hat's gefehlt," dachte er dann, indeß er langſam zur Stadt hinab wanderte; „hätte ich die Schulter ſteif gezogen wie vordem, ſo hätte ich auch wieder einmal Vergelt's Gott ſagen können wie in alten Zeiten!"

Und im Gehen probirte er fort und fort, ob er den lahmen Arm wieder herauskriegen könne. Aber die ſelbſtgewiſſe Zuverſicht fehlte, es gab immer nur einen geſtümperten lahmen Arm, und als er durch Oberhauſen ging, wurde er durch einen Schwarm Bauernbuben aus ſeinen Träumen und Uebungen aufgeweckt; denn dieſe liefen jubelnd hinter ihm drein und machten's ihm nach, wie er beſtändig übend mit der Schulter zuckte und den Arm bald höher bald tiefer ſteif hielt.

So hatte er denn wirklich ſeine alte Kunſt verlernt und lieferte nur noch jene Pfuſcher- und

Liebhaberarbeit, vor welcher ihn weiland der krumme Hans ſo ſehr gewarnt hatte. Er bettelte wie ein Schulbube; denn es fehlte ihm der begeiſternde Glaube an ſich ſelbſt. Allein war er dafür nicht ein Meiſter in andern Dingen geworden? Hausmeiſter hieß er freilich; ob er's aber auch war im vollen Sinne des Wortes? Däuchte es ihm doch jetzt, als hielten ihn die Leute bloß für einen ungelernten Liebhaber der Hausmeiſterei, ja ihm ſelber war es heute, als ſchwindle er bloß ein bischen in ehrlicher Arbeit, indeß Faullenzen und Betteln doch ſein innerſter, leider gleichfalls verlorener Beruf ſey. Als er durch's Wertachbruckerthor in die Stadt einlenkte, fürchtete er ſich, denſelben Menſchen in's Geſicht zu blicken, die er beim Ausmarſche noch ſo feſt begrüßt hatte; er glaubte, ſie ſähen's ihm an der Naſe an, daß er eigentlich kein rechter Hausmeiſter ſey.

„Ach könnte ich doch wieder einmal ordentlich betteln!" Mit dieſem Seufzer legte er ſich endlich in's Bett. Und jeden Abend wiederholte er bei ſich immer inniger denſelben Ausruf, zuletzt ſo innig, daß er wieder aus dem Bette ſprang und in der

Dämmerung durch die Straßen lief, und als ihm am Perlach ein fremder Herr begegnete, drückte er ſich ein wenig in den Schatten des Thurmes und bettelte ihn kurzweg an. Der Fremde aber griff nicht in die Taſche, ſondern erhob drohend den Stock und rief: „Iſt das auch ſo ein verlaufener lutheriſcher Ketzer, der nur ohne Umſtände Geld begehrt und mir nicht einmal ein Gebet für meine arme Seele bietet?“ Veit ſchob ſich ganz ſachte im Schatten weiter. „Die gute alte Zeit iſt dahin!“ klagte er für ſich. „Bettle ich den Nächſten katholiſch an, ſo gehört er vermuthlich zur Augsburgiſchen Confeſſion und ſchwenkt den Stock, weil ich nicht lutheriſch bettelte. Ueberall wankt der Boden unter mir!“

Den andern Tag aber ward Veit vor den Spitalpfarrer beſchieden, welcher ihn ſcharf in's Gebet nahm. Denn es war ruchbar geworden, daß ſich der Hausmeiſter zu Zeiten wieder auf den Bettel lege. Veit geſtand ohne Umſchweif. Ordentlich gebettelt habe er freilich noch nicht, ſondern nur hie und da probirt, ob das Ding noch gehe. Es ſtecke ein Heimweh in ihm nach der Bettelei, er könne es

gar nicht begreifen, ſo eine Art Schwangerſchafts-gelüſten, er müſſe behext ſeyn, auch ſey es ihm ſeit vierzehn Tagen im Leibe nicht recht, vielleicht auch im Kopfe, und er wolle es gewiß nicht wieder thun, aber der Pfarrer möge ihm mit einem geiſtlichen Mittel zu Hülfe kommen gegen den Zauber; denn daß es ihm Jemand angethan, das unterliege keinem Zweifel.

Der Pfarrer verſchrieb ſofort das gewünſchte geiſtliche Mittel, indem er dem armen Veit mit einer furchtbaren Strafpredigt den Kopf wuſch, auch mit Fortjagen aus Amt und Brod recht deutlich winkte. Zuletzt aber ward er immer milder und endete mit einem Gleichniß. „Du haſt deine Krankheit nicht unrichtig ein Heimweh genannt. Ich will dir dies in einem Bilde noch klarer verdeutſchen. Wenn wir aus unſerer Jugendheimath in ein viel ſchöneres Land gezogen ſind, dann freuen wir uns anfangs der Veränderung, finden Alles gut und beſſer und denken kaum zurück an die verlaſſene Gegend. Doch nach kurzer Zeit ſteigt die alte Heimath ſchön und immer ſchöner wie verklärt wiederum vor unſerem Geiſte auf, es friert uns in dem neuen

Lande und drüben auf der verlorenen Ferne ruht warmer Sonnenſchein, wir möchten davonlaufen, ſo zieht es uns hinüber, wir möchten vergehen vor Heimweh. Das aber währt nur eine gemeſſene Friſt, die wir mannhaft überwinden müſſen. Allmählig verblaßt das ferne geträumte Bild wieder von ſelbſt, wir freuen uns doppelt des Guten, welches uns umgibt, und zuletzt iſt doch der Mann nur da ganz zu Hauſe, wo ihm Gott eine geſegnete Arbeit zugewieſen hat, und gute Menſchen ihn ehren in ſeinem Tagewerk."

Veit nahm ſich die Worte zu Herzen und hielt ſtill und fleißiger als je zu ſeinem Berufe und bog in die Seitengaſſen, wenn er den Dom nur von weitem ſah, daß er ja dem gefürchteten Süd- und Nordportal aus dem Wege gehe. So ſchien denn Alles wieder gut.

Zur ſelbigen Zeit lag ein heimathloſes Mädchen im Spital, welches man fieberkrank aus einer Herberge gebracht hatte. Obgleich ſie etwas verwildert ausſah, auch anfangs etwas ungewaſchen, ſo war ſie doch eine ganz hübſche Dirne mit feurigem Aug' und ſtolzen trutzigen Lippen, dazu kaum zwanzig

Jahre alt. Veit hatte kein beſonderes Acht auf ſie, und nach den Frauenzimmern zu ſehen, war überhaupt nicht ſeine ſchwache Seite. Das Mädchen genas und ſollte am nächſten Tage das Spital verlaſſen. Da bemerkte Veit, daß ſie weinend vor ihrem Bette ſaß. Er fragte, was ihr fehle, und ſie erwiderte: „Mir fehlt meine Mutter. Als ich im Fieber die Beſinnung verlor, ſtand ſie noch bei mir, doch als ich im Spitale wieder zu mir kam, war ſie verſchwunden; ſie hat mich hier nicht aufgeſucht, und ich weiß auch nicht, wo ich ſie finden ſoll.“

Nun fragte Veit nach der Herberge, in welcher die Kranke zuletzt mit ihrer Mutter geweſen, und als ſie den „fliegenden Fiſch“ nannte, da ging ihm plötzlich ein Licht auf. Der „fliegende Fiſch“ war eine Bettlerherberge, das Mädchen eine Betteldirne, und da vor etlichen Wochen ein ſtarker Schub fremder Bettler aus der Stadt geſchafft und die Mutter vermuthlich mit ausgewieſen worden war, ſo konnte ſie freilich ihr krankes Kind im Spitale nicht aufſuchen.

Bei dieſer Entdeckung ſchaute Veit dem Mädchen

zum erſtenmale genau in's Geſicht und fand, daß ſie ganz ſchön ſey. Theilnehmend forſchte er weiter nach ihren Schickſalen, und ihm war, als habe ihm bloß deßhalb bisher kein Mädchen gefallen, weil er noch kein ſchönes Bettelmädchen geſehen. Dieſe nun war ſchön und eine Bettlerin, und alſo gefiel ſie ihm über die Maßen. Dazu faßte ſie den Bettlerberuf gar anmuthig und gemüthvoll. „Wir ſind keine gemeinen Bettler," ſprach ſie, „meine Mutter und ich; wir ſtrecken nicht Jedermann die Hand entgegen. Nur wo ich recht glückliche oder recht tief betrübte Menſchen ſehe, Menſchen, die ſchon vorher warm und mürbe gemacht wurden, murmle ich leiſe meine Bitte. Denn der Frohe ſchenkt auch froh und aus dem Vollen; er will Genoſſen ſeines Glückes haben und wäre das auch nur ein Hund oder ein Bettler; der Betrübte aber möchte unſerm Herrgott gerne ein gutes Wort geben durch das reiche Almoſen, oder er denkt: bin ich nun ſo freudlos, ſo ſollſt du arme Bettlerin doch wenigſtens eine gute Stunde haben. Dem Glücklichen aber ſage ich dann recht wehmüthig: Vergelt's Gott! und dem Betrübten recht erfreut, und alſo rühre ich den Einen und tröſte

den Anderen und gebe in zwei Worten einem Jeden, was ihm fehlt.“

Veit überdachte bei dieſer Rede, wie groß und erbaulich der krumme Hans ſeinen Bettlerberuf faſſe und wie ſinnig und fein dieſes Mädchen, und daß doch ein Handwerk ſo gar ſchlecht nicht ſeyn könne, welches ein Patriarch ſo fromm und ein Mädchen ſo liebenswürdig anzugreifen vermöge.

In wunderſamen Träumen ſchwebend, begleitete er des andern Tages das Kind in den „fliegenden Fiſch,“ damit er ihm den Aufenthalt der Mutter erkunden helfe. Hier aber war er ganz überflüſſig. Obgleich viel Volk in der Herberg lagerte, erfuhren ſie doch nichts; denn die zerlumpten Leute mißtrauten dem Eindringling im guten Rock, und Veit fühlte wohl, daß ſeine Gegenwart dem Mädchen mehr ſchade als nütze. Wäre er nur auch ein Bettler geweſen! Doch ſorgte er für ihre vorläufige Unterkunft.

Allein als er kurz nachher wieder in den „fliegenden Fiſch“ ging, war ſeine Schöne mit anderem Bettelvolk auf und davon geflogen. Er folgte ihrer Spur bis Friedberg und lief ihr noch fünf Stunden weiter

nach in's Bayerland; aber er fand ſie nicht. Wäre er noch ein Bettler geweſen, ſie würde ihm ſchwerlich entkommen ſeyn, die Zunftgenoſſen, welchen er da und dort begegnete, würden ihm ſicher ihren Weg verrathen haben, während ſie jetzt ſcheu ſeinen Fragen auswichen, ja das Mädchen wäre dann wohl überhaupt nicht davongelaufen, ſondern hätte ihn ſtracks geheirathet. Er wollte verzweifeln, daß er kein Bettler mehr ſey, und kehrte müde und elend zur Stadt zurück.

Da gab er auf die Straße nicht Acht, und ehe er ſich's verſah, ſtand er vor dem Nordportale des Domes gerade an der Ecke, wo vordem der ewig huſtende Bettler geſeſſen. Die Leute gingen zur Abendandacht ein und aus, und Veit blieb ſtehen wie eine Schildwache und ſtarrte die Menſchen und die ſteinernen Heiligenbilder gedankenlos an und merkte gar nicht, daß er ganz mechaniſch den lahmen Arm probirte und vor ſich hin ſprach bald freudigen, bald traurigen Tones: „Vergelt's Gott!“ und merkte auch nicht, daß ihn Viele lächelnd, Andere ſtrafend maßen; denn er dachte weder an den Arm noch an die Kirchengänger, ſondern an die Betteldirne, die

ſo gar ſchön „Vergelt's Gott!“ geſagt hatte, und daß ſie ihm gewiß nicht davongelaufen, wenn er nur auch noch ein Bettler geweſen wäre. Doch urplötzlich weckte ihn der gewaltige Baß des Küſters, welcher ihn zornig weggehen hieß und höhnend fragte, ob er etwa als lutheriſcher Spittelmeiſter ſeine alte Bettelei am katholiſchen Dome wieder beginnen wolle?

Jetzt erſt erkannte Veit, wie zweideutig er auf dem verführeriſchen Platze geſtanden und ſchritt eilends auf dem nächſten Wege — auf der Reichsſtraße — quer durch den Chor zum Südportale hinaus. Hier aber ſah er ein blaues Wunder: der Stein ſtand leer, der krumme Hans war verſchwunden! Dieſe unglaubliche Thatſache ließ ihn im Augenblicke all ſein eigenes Leid vergeſſen: Hans mußte todt ſeyn oder todtkrank; denn aus keiner andern Urſache würde er je zu dieſer Stunde ſeinen Stein verlaſſen haben. Veit eilte ſogleich in den „fliegenden Fiſch,“ um vom Herbergsvater, der alle Bettler kannte, zu erfahren, was geſchehen ſey. Er hatte das Rechte geahnt. Der krumme Hans beſaß ſeinen Unterſchlupf in einem Hinterhäuschen an den Lechkanälen, dort

lag er ſchon ſeit acht Tagen elend und verlaſſen, von der Gicht gelähmt. „Es ſteht ſchlimm,“ ſagte der Herbergsvater. „Der alte Knabe wird Monate brauchen, bis er wieder betteln kann; ſtirbt er aber vor der Zeit Hungers, dann braucht er freilich auch nachher den Bettel weiter nicht mehr.“

## Viertes Kapitel.

Veit zitterte vor Begier, dem verlaſſenen Alten ſtracks zu helfen. Aber wie? Er durfte ihm ja nicht über die Schwelle, Hans würde ſonſt zu der Gicht wohl gar noch einen Schlaganfall bekommen haben. Ueberdies mußte er vorerſt in's Spital zurück; denn die Abendglocke läutete. Er hatte eine gar unruhige Nacht; bis zwölf Uhr konnte er nicht einſchlafen, weil er Mittel ſuchte und nicht fand, wie dem Freunde zu helfen ſey, und nach zwölf Uhr ſchlief er wieder nicht, weil er ſich gar zu unbändig freute, daß er ein Mittel gefunden habe.

Am frühen Morgen war er ſchon auf den Beinen und eilte zu dem ziemlich entlegenen Hauſe des Spitalpfarrers; denn dieſen brauchte er für ſeinen Plan. Der Pfarrer aber ſchritt in derſelben Stunde zum Spital, und ſo trafen Beide mitten Weges in

einem engen Gäßchen zuſammen, Beide vor Eifer glühend, der Pfarrer im Eifer des Zornes und der Strafe, Veit im Eifer der Vorfreude über ein gutes Werk.

„Dich ſuche ich, Veit!“ rief der Pfarrer.

„Und ich ſuche euch!“ rief Veit faſt gleichzeitig.

Der Pfarrer ſtaunte: rückte doch der ſonſt ſo höfliche und beſcheidene Veit nicht einmal an ſeiner Mütze und warf ihm jene Worte nur ſo zu, wie wenn er einem Zechbruder begegne. Darum begann denn der geiſtliche Herr auch ohne alle weiteren Ceremonien: „Schickt es ſich, Veit, daß du, der Spittelmeiſter, mit Betteldirnen in den fliegenden Fiſch ziehſt, ja einer Betteldirne in's Land hinein nachläufſt und deinen Dienſt verſäumſt? Schickt es ſich, daß“ — —

„Nein, das ſchickt ſich nicht, Herr Pfarrer! Ich weiß es, ich habe gefehlt,“ unterbrach ihn Veit, „aber das iſt ſchon lange her, das war geſtern, heute iſt eine andere Zeit, heute bin ich ein anderer Menſch, heute muß ich betteln, nur einmal noch recht tüchtig betteln, ehe ich ſterbe“ — —

„Schickt es ſich,“ rief der Pfarrer noch donnernder

dazwiſchen, „daß du, der Spittelmeiſter, dich wie ein Bettler in's Domportal ſtellſt zum Scandal der halben Stadt, ja daß du dich vom Domküſter mußt hinwegjagen laſſen? Schickt es ſich, daß“ — —

Immer zu gleicher Zeit, wie in einem Duett, rief Veit mit gleichfalls wachſender Stimme: „Nein! Nein! Aber das war geſtern ſchon, das ſind alte Geſchichten! Straft mich nachher, jagt mich fort, nur laßt mich zuvor einmal noch betteln; ich komme ja zu euch, Herr Pfarrer, daß ihr ſelber mir den Bettelbrief ſchreibt!“

Der Pfarrer glaubte nunmehr, Veit ſey übergeſchnappt; darum ließ er ihm allein das Wort und blickte ihm ſcharf prüfend in die Augen.

Veit, da er ſolchergeſtalt etwas mehr Luft bekam, fuhr nun mit minderem Ungeſtüme fort: „Ich geſtehe, daß ich falſch gebettelt, ſchlecht gebettelt habe, aber jetzt“ — „du ſollſt gar nicht betteln!“ zürnte der Pfarrer — „jetzt — laßt mich doch ausreden, Herr Pfarrer — jetzt weiß ich, wie ich noch einmal in meinem Leben recht und gut betteln kann.“ Dann erzählte er ihm von dem kranken, verlaſſenen Hans, ſeinem väterlichen Freunde und Lehrer, und wie

derſelbe nicht mehr betteln könne und Hungers ſterben müſſe. Für den Hans wolle er betteln in allen Häuſern — gleichviel ob lutheriſch oder katholiſch — nicht als Bettler, ſondern als Krankenwärter und Spitalmeiſter, und daß es ihm die Leute auch ganz gewiß glaubten, begehre er von ſeinem Pfarrer den Bettelbrief.

„Und thuſt du das Alles blos für den krummen Hans?“

„Ja und Nein!“ entgegnete der aufrichtige Veit. „Ich thue es faſt ganz für den Hans und nur ein klein bißchen für mich. Der Hans muß alles Geld kriegen, und ich werde nur darum gut betteln, weil es für den Hans geſchieht. Aber ich läugne nicht, daß ich auch für mich eine kindiſche Freude habe an dieſer Bettelei. Ich weiß, daß ich nicht betteln ſoll. Aber es war doch gar zu ſchön, als ich in jungen Jahren noch ſo ganz ohne Arg und ſo recht von Herzen betteln konnte; nur einmal noch im Leben möchte ich betteln, und jetzt habe ich den ſchönſten Anlaß dazu; — es ſoll ja niemals wieder geſchehen!“

Lange ſchwieg der Pfarrer und ſchaute zur Erde;

Veit zitterte für eine abſchlägige Antwort. Endlich erhob Jener lächelnd das Geſicht: „Du biſt der Hausmeiſter, und ich bin der Pfarrer des Spitals und ſeltſamer Weiſe liegen wir auch Beide, wie man ſo ſagt, in demſelben Spitale krank. Ich habe in jungen Jahren für's Leben gern deutſche Reime gemacht zu Hochzeiten und Kindtaufen, zum Schmaus und Zechgelage und wo man ſonſt fröhlich war; denn mein Vater war ein Weber und Meiſterſänger. Als ich aber geiſtlich wurde, da ſagte man mir, die Reimerei ſchicke ſich nicht für einen Pfarrer; dem zieme höchſtens ein lateiniſcher Vers oder ein geiſtliches Lied. So ließ ich's alſo bleiben. Doch heimlich muß ich zu Zeiten immer wieder einen luſtigen deutſchen Reim machen; aber ach, die werden alle ſchlecht, weil ich ſie nicht laut hinausklingen laſſen darf, und es iſt mir manchmal, Hans Sachs, der Schuſter in Nürnberg, — alſo auch ſo ein Hans — ſey ein beneidenswertherer Mann als alle Augsburger Pfarrer. Armer Veit! Was wir einmal in der Jugend erſtrebt, das winkt und lockt uns durch's ganze Leben und hätten wir gleich zehnmal Beſſeres inzwiſchen gewonnen. Ich ſchreibe dir den Bettelbrief, Veit,

und zwar in Reimen; denn hier iſt ja doch auch ein geiſtlicher Zweck, und ſo gut der Spitalpfarrer dann reimen darf für den verlaſſenen Greis, ſo gut darf der Spittelmeiſter auch für denſelben betteln."

Wäre es nicht auf offener Gaſſe geweſen, ſo würde Veit dem Pfarrer vor Freude um den Hals gefallen ſeyn. Aber die Zeit drängte. Alſo ging der Pfarrer raſch nach Hauſe und machte ſeine Reime, und ſchon am ſelben Nachmittage zog Veit mit dem poetiſchen Bettelbriefe durch die Stadt. Der Pfarrer hatte gereimt wie der beſte Meiſterſänger, und Veit bettelte nun nicht mehr wie ein Hausmeiſter, ſondern wie der beſte Bettelmeiſter, und je weiter er von Haus zu Haus kam, reich beſchenkt von hundert Händen, um ſo klarer ward es ihm, daß er jetzt erſt die allerſchönſte Art des Bettelns gefunden habe, nämlich ſelbſtlos für Andere zu betteln, und er meinte, wenn er für den armen verlaſſenen Hans „Vergelt's Gott!" ſage, ſo klinge das noch herzbewegender als der fröhliche Dank des Mädchens beim betrübten und der wehmüthige beim glücklichen Geber, ja als ſeines alten Lehrers erbaulich erhabenes „Vergelt's Gott tauſendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!" obendrein.

Nachdem er aber vor der Hand genug hatte, eilte er an die Lechkanäle zum Unterſchlupf des krummen Hans. Ohne Bangen betrat er die Schwelle.

— Da lag der Alte todt auf ſeinem Stroh!

Veit ſtand wie vom Donner gerührt. Nun hatte er noch einmal recht meiſterhaft gebettelt, und doch wiederum vergebens!

Erſt nach langem Schweigen und Sinnen bemerkte er zwei alte Bettelleute, die neben der Leiche ſaßen. Der krumme Hans hatte ſie als die zuverläſſigſten Männer ſeines Zeichens an's Sterbelager rufen laſſen, daß er ihnen — denn er traute den Stadtſchreibern und Gerichtsleuten nicht — ſeinen letzten Willen mündlich kundgebe, auf Treu und Glauben, wie man ihn Sterbenden halten muß.

Der Aelteſte von Beiden ſprach zu Veit: „Wir bewahren unſeres Freundes letzten Willen, den er uns klar und bei vollem Verſtande zweimal geſagt, in gutem Gedächtniß. Er lautete etwa, wie folgt:

„Was ich in meinem Leben gewann, das habe ich als einen Sold der Armuth und des Elendes empfangen; ich vermache es alſo wiederum dem ärmſten und elendeſten Manne in Augsburg. Dieſer

Mann iſt mein mißrathenes Pflegekind, Veit Roluſ. Er wird ohne Zweifel noch ganz zu Grunde gehen, und dann kann er nicht einmal ordentlich an den Bettelſtab kommen; denn für einen Bettler iſt er aus der Wurzel verdorben. Seinem Berufe ward er abtrünnig, ſeinen Freunden untreu, und dennoch liebe ich ihn wie ein Vater ſein unglückliches ungerathenes Kind. Das Vermögen kann ich ihm ſelber nicht in die Hand geben: ein Menſch, der ſo ſchlecht wie Veit ſeinen Vortheil verſteht, kann kein Erbe verwalten. Damit er nun doch einen Nothpfennig habe, wenn er über kurz oder lang von ſeiner Hausmeiſterei fortgejagt wird und dann nicht einmal auf den Gaſſen fechten kann wie ein ganz gemeiner Landſtreicher, ſo hinterlege ich mein Geld beim Herbergsvater zum „fliegenden Fiſch," der es einem guten Handelshauſe übergeben und dem armen Teufel jedes Jahr zu Pfingſten und Oſtern die Zinſen richtig auszahlen wird. Erreicht Veit ſein ſiebzigſtes Jahr, ſo kommt ihm vielleicht der Schwabenverſtand; alſo ſoll er von da an mit dem Capitale machen dürfen, was er will."

Veit, der ſo viel Geld dem ärmſten Manne zu

bringen gedachte und nun von dieſem mit ſo viel mehr, mit dem Vermögen eines reichen Bürgers, bedacht wurde, fand kein Wort, kaum einen Gedanken. Niemand wußte bis dahin, daß der krumme Hans ſolche Summen zuſammengeſcharrt und aufgehoben hatte. Man konnte darum zweifeln, was erſtaunlicher ſey, der Reichthum des Erblaſſers oder die Ehrlichkeit der Zeugen ſeines letzten Willens. Aber an all dieſes dachte Veit nicht, er überhörte auch ganz die Frage, ob er das Vermächtniß annehme?

Endlich ſprach er, die kalte knöcherne Hand der Leiche umfaſſend: „Hans! Vater Hans! Hätteſt du nur ein paar Stunden länger gelebt, du hätteſt geſehen, daß ich doch noch betteln kann!“ Aber dann däuchte es ihm, Hans ſehe jetzt wohl vom Südportale des Himmels herunter und wiſſe das Alles recht gut und lobe ihn wie in alter Zeit, daß er ſo gut gebettelt habe.

Als er aber ſpäter ruhig geworden, dachte er bei ſich, er habe das erſehnte Ziel ſeiner Jugend doch errungen und ſogar den krummen Hans erreicht, ja überglänzt, indem er bei Lebzeiten ſchon jene höchſte Art des Bettelns geübt, die Hans erſt

im Sterben gefunden, — des Bettelns für Andere. Und ſo ward er zufrieden, war und blieb ein vortrefflicher Hausmeiſter und verſuchte nie mehr, für ſich ſelbſt zu betteln, und wenn er die Zinſen ſeines Capitals erhob, dann ſagte er allemal mit aufwärts gewandtem Blick, als ſähe er den krummen Hans da oben am Portale ſitzen: „Vergelt's Gott tauſendmal!“

# Die rechte Mutter.

Neben dem alten Grafenſchloſſe lag die Schloß-mühle. Sie galt für eine Goldgrube, obgleich ſie nicht freies Eigenthum des Müllers war, ſondern dem regierenden Grafen gehörte, deſſen Vorfahr dieſelbe vor grauer Zeit an einen Vorfahren des Müllers als Erblehen übertragen hatte. Das Lehen ging aber nur auf die Söhne über nach dem Rechte der Erſtgeburt, und wenn einmal keine männliche Nachkommenſchaft mehr vorhanden war, ſo fiel die fette Mühle wieder an den Grafen heim. Die Gülten und Frohnden, welche auf dieſer Erbleihmühle ruheten, waren klein, die Rechte und Nutzungen groß. Vor Allem beſaß ſie ein weitgeſtecktes Bann-recht; alle Bauern der Umgegend mußten ihr Korn gerade auf dieſe Mühle bringen und durften es bei ſchwerer Strafe nicht zu einem andern Müller verſchleppen. Das Werkholz zum Mühlwerke durfte

ſich der Erbleihmüller unentgeltlich aus den gräflichen Wäldern holen, und wenn an Haus oder Stall ein Bauſchaden entſtand, deſſen Reparatur über drei Gulden koſtete, ſo mußte der Graf denſelben flicken laſſen, kleinere Schäden fielen dem Müller zu. Derlei kleine Schäden kamen aber gar nicht vor, denn wo ſich ja ein ſolcher zeigte, da ließ man ihn ſtehen, bis er recht ausgewachſen war, oder man gab ihm auch einen kräftigen Puff aus freier Hand, daß er augenblicklich über drei Gulden groß wurde.

Kein Wunder, daß die Müllersfamilie ein ſo vortreffliches Erblehen gern in alle Ewigkeit behalten hätte, und daß der Schloßmüller ſich allezeit frühe verheirathete und ſo beſorgt der Geburt eines Sohnes entgegenſah wie nur irgend ein adeliger Herr.

Dem Müller Kurt, welcher ſich im Jahre 1634 verheirathet hatte, ward freilich dieſe Zeit des Wartens etwas lang gemacht; denn er lebte zwölf Jahre in kinderloſer Ehe. Endlich wurde ihm aber doch ein Sohn geboren und zwar am 9. Oktober 1646. Der Jubel würde helllaut geweſen ſeyn, wäre die Zeit nicht ſo ſchlecht geweſen. Die großen Plagen

Krieg, Hungersnoth und Peſtilenz zogen ſelb Dreie Arm in Arm durch's Land und bei dem Ruin des gegenwärtigen Geſchlechtes dachte man wenig an Erblehen für das künftige. Vierzehn Tage nach der Geburt des Kindes belagerten die Kaiſerlichen das Städtchen, und die Mutter, ohnedies gar ſchwach und elend, ſtarb vor Schrecken in einer Nacht, wo die Belagerer Stall und Scheune der Schloßmühle in Brand ſchoſſen. Da man einen Sturm befürchtete, ſo wurde in den nächſten Tagen alles wehrloſe Volk, Greiſe, Weiber und Kinder aus der Stadt geſchafft; denn noch war Flucht möglich.

Der Müller mußte ſich von ſeinem kleinen Kinde trennen. Es bildeten nämlich die ſämmtlichen waffenfähigen Männer der Stadt eine Schützengilde, die aber damals nicht zum Paradiren und Scheibenſchießen, ſondern zum wirklichen Kampf die Büchſe trug und mithelfen mußte, die Mauern zu vertheidigen. So blieb denn auch der Müller als Schütze zurück und übergab das Kind in Gottesnamen einer altbefreundeten Nachbarsfrau, der Sibylle Beck, die gleichfalls ein Büblein von nur drei Wochen hatte, aber als junge, ſtarke Perſon ſchon wieder reiſefähig

war. Ihr Mann, der Krämer, mußte ebenfalls unter den Waffen zu Hauſe bleiben.

Was man befürchtet hatte, geſchah: die Stadt ward im Sturme genommen und nach damaligem Kriegsrecht drei Stunden lang geplündert. Der Krämer wurde bei der Plünderung niedergehauen, der Müller entkam. Er irrte wochenlang in der Gegend umher und wagte ſich erſt wieder zu ſeiner Mühle zurück, als der Feind abgezogen und der Kriegslärm fernhin verhallt war. Die Stadt ſollte in dieſem Kriege keinen Kampf mehr ſehen, und ſo baute denn der Müller Stall und Scheune auf des Lehnsherren Koſten wieder auf und war wieder zu leidlichem Behagen gekommen, als die Glocken der Stadtkirche im Spätherbſt 1648, genau zwei Jahre nach jenen Schreckenstagen, zum Dankgottesdienſte für den weſtfäliſchen Frieden läuteten.

Von Frau Sibylle Beck hatte man lange Zeit nichts gehört, und der Müller gab ſich vergebens alle Mühe, Nachricht von dem Schickſale ſeines Kindes zu erhalten. Die Schaar der Flüchtlinge war nämlich zwar den Belagerern glücklich entronnen, aber ſchon etliche Stunden vor der Stadt fiel ſie

unter räuberiſche Nachzüglerbanden, ward ausgeplündert und zerſprengt. Ein Theil der hülfloſen Leute ging zu Grunde, Andere kehrten bald wieder heim in die verödete Stadt, nicht Wenige aber wurden von den Strudeln des Krieges immer weiter fortgetrieben. Zu den Letzteren gehörte auch die Krämersfrau mit den zwei Kindern; ſie galt bald für völlig verſchollen.

Nach Ablauf des Trauerjahres heirathete der Müller wieder und zwar eine junge Wittwe. Da er ſeinen Sohn ſchon für verloren gab, ſo war er zu dieſer Heirath geſchritten, um wieder einen Sohn zu erzielen und ſo jedenfalls das Erblehen bei der Familie zu erhalten, und er nahm gerade deßhalb die Wittwe, welche ſchon einen Buben hatte, weil er's für wahrſcheinlich hielt, daß ſie nun auch noch einen kriegen könne. Allein dem vorſichtigſten Manne ſpielt das Schickſal am liebſten einen Poſſen: die neue Müllerin kam zweimal mit Zwillingen nieder und beidemale waren es zwei Mädchen.

Inzwiſchen verbreitete ſich in der Stadt das Gerücht, die Sibylle Beck ſey da und dort im Sächſiſchen geſehen worden und ernähre ſich mit ihrem

Kinde durch einen Hausirhandel. Und Einige wollten wissen, dieses Kind sey das Söhnlein des Müllers, das Kind der Krämerin sey gestorben, Andere behaupteten das Umgekehrte.

Der Müller erneuerte hierauf seine Nachforschungen; da erschien unerwartet die Sibylle Beck selber wieder in der Stadt. Sie hatte den Tod ihres Mannes und den Verlust all ihrer Habe durch die Plünderung bald nach jenen Vorfällen erfahren; wie sie aber immer für eine ehrgeizige Frau galt, so wollte sie jetzt auch nicht als Bettlerin zurückkehren, sondern ging nicht eher heim, als bis sie durch einen kleinen Hausirhandel die bescheidene Grundlage selbständigen Erwerbes neu gewonnen hatte. Mit dem wenigen Gelde, welches sie bei der Flucht mitgenommen und den Augen der raubenden Nachzügler glücklich zu verbergen gewußt, begann sie diesen Handel.

Sibyllens erster Gang war zu dem Nachbarn, dem Schloßmüller. Sie erstaunte gewaltig, als dieser nach seinem Kinde fragte und erzählte dann, das Kind sey schon kurze Zeit nach der Flucht auf einem kaum zwölf Stunden entfernten Dorfe gestorben,

der arme Wurm ſey zu elend geweſen für alle die Laſt von Hunger, Näſſe und Kälte, welche er in jenen Gräueltagen zu tragen gehabt. Uebrigens habe ſie ja den Wirth des Dorfes gebeten, daß er die Nachricht von dem Tode des Kindes dem Müller zur Stadt hinüber ſagen laſſe. Allein der Wirth wurde bald darauf gleichfalls verjagt und ſo unterblieb dieſe Botſchaft. Wer kümmerte ſich damals auch viel um den Tod eines dreiwöchigen Kindes! Sibyllens Kind war am Leben geblieben. Der Müller hörte dieſen Bericht gelaſſen an und zweifelte nicht, daß er wahr ſey.

Sibylle wohnte nun in der Stadt und friſtete ſich mit großem Fleiße ein ehrliches aber kümmerliches Daſeyn. Milde Gaben, die man ihr anfangs wohl gereicht hätte, verſchmähte ſie, und da ſie für ein ſtolzes, in ſich verſchloſſenes, ehrgeiziges Weib galt, ſo verlor ſie bald die wenigen Freunde wieder, welche ihr anfangs das unverſchuldete Unglück gewonnen hatte. Einem ehrgeizigen Menſchen bereitet es ſchon Scham, daß er überhaupt in's Unglück gekommen iſt, wenn auch ganz ohne Schuld; er will eben, daß ſein Glücksſtern gerade ſo hell und

heller leuchte wie anderer Leute. So ſchämte ſich auch Sibylle, daß ihr Mann erſchlagen und ihr Haus geplündert worden war, während ſie ſich der dadurch bedingten Armuth und niedrigen Arbeit gar nicht ſchämte. Ihr einziger Stolz aber war, daß ihr Bube am Leben geblieben und ihr höchſter Ehrgeiz, denſelben zu einem recht prächtigen Burſchen groß=zuziehen. Obgleich ſie nun jene Gedanken nicht klar ausſprach, ja vielleicht nicht einmal ganz klar dachte, ſo ſprangen dieſelben doch überall aus ihren Reden und Handlungen merkbar hervor, und der große Hauſe, dem alles Ungewöhnliche verdächtig iſt, flüſterte ſich zu, das angebliche Kind der Krämerin ſey eigentlich des Müllers Kind. Die Frau habe es für ſich behalten, weil es ihr Stolz nicht eingeſtehen könne, daß ſie Alles verloren habe, den Mann und das Vermögen und das einzige Kind obendrein.

Dem Müller kamen dieſe Gerüchte natürlich auch zu Ohren und er ſetzte Sibyllen wiederholt und hart zu, daß ſie ihm die Wahrheit bekenne. Allein Sibylle war höchſt entrüſtet über den Verdacht, ſie ſchwur bei Gott und ihrer Seelen Seligkeit, der Bube ſey ihr leibliches Kind und ging dem Müller

wie den andern Leuten von nun an um ſo trotziger und mißtrauiſcher aus dem Wege. Der Müller hatte zwar kein weiteres Zeugniß als das allgemeine Gerede, allein er ſprach doch ſchon manchmal zu ſeiner Frau: „Mit dem angeblichen Kinde der Krämerin iſt es nicht ganz richtig!“ Die Frau hingegen, die immer noch auf einen eigenen Sohn hoffte, ſchlug ihm dann die Scrupel wieder aus dem Sinn und war vielleicht die einzige Seele in der Stadt, die für Sibyllen entſchieden Partei nahm.

Nun traf aber die arme Sibylle ein neues ſchweres Unglück. Ihr Sohn, zu einem ſtattlichen fünfjährigen Knaben herangewachſen, bekam entzündete Augen, die immer röther wurden und immer ſchmerzhafter brannten und zuletzt zog ſich dem Jungen ein Schleier vor den Blick, daß er die Gegenſtände nur noch wie im trübſten Nebel zu erkennen vermochte. Auch dieſe ſchwache Sehkraft ſchwand dann mehr und mehr; es drohte in Kurzem völlige Erblindung. Ein Blinder war aber damals ein ausgeſtoßener Mann, für den es in der Jugend keine Schule gab, keinen Beruf im reiferen Alter, und hatte der arme Verlaſſene vollends kein

Vermögen, ſo blieb ihm gar nichts übrig als betteln zu gehn. Mit Entſetzen erkannte Sibylle dieſe unabwendbare Zukunft ihres Sohnes. Sie betete Nächte lang inbrünſtig zu Gott, daß er ihr das Kind wieder ſehend machen möge; aber es half nichts: dem Knaben ward's immer ſchwärzer vor den Augen.

Da hörte ſie in ihrer höchſten Noth, daß ein Arzt die Frankfurter Meſſe bezogen habe, der wunderbare Kuren an kranken Augen vollbringe, der hochberühmte Doctor Strambelius von Gunzenheim. Sie raffte all ihre kleine Barſchaft zuſammen, verkaufte ihren Pathenlöffel und ihren Ehering, als die einzigen Werthgegenſtände, die ſie noch beſaß und machte ſich mit dem Kinde auf den weiten Weg nach Frankfurt. Dort angekommen fand ſie leicht die Bretterbude des berühmten Doctors in der zweiten Reihe neben den Waffelbäckern auf dem Römerberg; es hielt ihr aber ſchwer ſich durch den Knäuel hülfeſuchender Menſchen zu drängen, welche den Eingang belagerten. Doch gelangte ſie auch hier mit Geduld zuletzt an's Ziel. Der Doctor beſichtigte die Augen und erklärte, es habe ſich ein

dünnes Fell über dieſelben gezogen, das müſſe er durchſchneiden, dann werde der Knabe wieder gerade ſo gut ſehen wie je zuvor. Der Erfolg ſey ganz gewiß. Er habe die Operation ſchon hundertmal vorgenommen, ſie ſey aber ſehr mühſelig; darum könne er ſie nicht machen, wenn ihm die Frau nicht vorher fünfundzwanzig Gulden auf den Tiſch lege; nach der Operation gebührten ihm dann noch einmal fünfundzwanzig. Sibylle wurde todtenblaß im Geſichte und dann wieder hochroth und geſtand dem Doctor unter Thränen, daß all ihr Hab und Gut zur Zeit nur in vierzehn Gulden beſtehe, und auch die habe ſie nur mit größter Noth zuſammengebracht. Doctor Strambelius tröſtete ſie auf's freundlichſte und ſprach, er ſey allezeit mild gegen Arme und richte ſich mit dem Honorar gerne um Gotteswillen nach den Umſtänden ſeiner Patienten. Wenn ſie ihm daher gleich baar ſieben Gulden auf den Tiſch lege und morgen nach vollbrachtem Werk die andern ſieben, ſo wolle er den Knaben ganz eben ſo gut operiren, als ob er die gebührenden zweimal fünfundzwanzig erhalten habe.

Sibylle bezahlte die ſieben Gulden. Am folgenden

Tage griff der Doctor nach manchen qualvollen Vorbereitungen wohlgemuth zum Meſſer, ſagte mit höchſter Zuverſicht: „in acht Tagen wird der Junge curirt ſeyn“ und vollführte dann den Schnitt. Die Schmerzen des Kindes waren groß, aber die Schmerzen der Mutter noch viel größer. Als nun die Augen verbunden waren und Sibylle den Doctor zitternd fragte, ob alles wohl gelungen ſey, erwiderte derſelbe ſalbungsvoll: „das ſtehet in Gottes Hand!“ Sie legte die andern ſieben Gulden auf den Tiſch und trug das Kind in ihren Armen zur Herberge zurück.

Dort aus der erſten Betäubung wieder erwachend, dachte ſie über die beiden Worte des Doctors nach und erſchrack darüber. Die Worte ſchienen ihr nicht richtig geſtellt und ſie meinte in ihrem einfältigen Sinne, wenn der Doctor umgekehrt vor dem Schnitt die Sache in Gottes Hand empfohlen, nach demſelben aber die raſche Heilung zuverſichtlich verkündet hätte, dann ſey es beſſer geweſen.

In der Herberge mußte Sibylle noch acht Tage bleiben und den Knaben ruhig im Dunkeln halten; ſo hatte es Doctor Strambelius verordnet. Sie

lebte inzwiſchen von des Herbergsvaters und einiger Mitgäſte Barmherzigkeit, die ihr auch einen kleinen Reiſepfennig zuſammenſchoßen. Aber es ward dem armen Weibe ſchwerer, dieſes Almoſen anzunehmen, als vorher dem Doctor all ihr Vermögen auf den Tiſch zu legen. Am achten Tage nahm der Doctor dem Knaben die Binde herab: er ſah jetzt gar nichts mehr. Der Doctor tröſtete die verzweifelnde Mutter und ſagte ihr, ſie ſolle die Augen gut verbinden und möglichſt langſam und ſchonend wieder nach Hauſe fahren, in mindeſtens ein paar Wochen werde das Geſicht wiederkommen, der langſame Verlauf ſey eigentlich der allerbeſte. Ein mit Waaren heimziehender Meßfuhrmann des Städtleins nahm die Beiden auf ſeinem Wagen mit.

Sibylle harrte noch ein paar Wochen, allein der Junge war und blieb nun ſtockblind. Da faßte ſie ſich endlich ein Herz und führte ihn zu dem Leibarzte des Grafen, einem geſchickten aber groben Manne, der darum bei den Bürgern wenig beliebt war. Dieſer unterſuchte die Augen lange und ſorgſam und ſagte dann der Krämerin derb heraus, ſie ſey eine eigenſinnige, verblendete Frau, die jetzt

für ihren Eigenſinn in dem Kinde geſtraft werde. Das Augenübel ſey gar nicht ſo ſchlimm und von einem tüchtigen Arzte recht wohl zu heben geweſen; der Doctor Strambelius aber ſey ein niederträchtiger Pfuſcher, der dem Knaben geradezu die Augen ausgeſtochen habe, und jetzt müſſe dieſer freilich ſtockblind bleiben ſein Leben lang.

Die Wittwe brach bei dieſen harten Worten beſinnungslos zuſammen und wußte ſpäter ſelber nicht mehr, wie und wo ſie wieder zu klarem Verſtande gekommen war. Als ſie ſich mit dem Knaben allein zu Hauſe befand, fluchte ſie in lautloſer Verzweiflung dem Wunderdoctor und fluchte ſich ſelbſt und bedeckte dann wieder das Kind mit Liebkoſungen und betete zu Gott, daß er ſie mit aller erſinnlicher Qual ſtrafen möge, nur möge er ein Wunder wirken und dem unſchuldigen Kinde die Augen wiedergeben. Aber es geſchah kein Wunder und der Knabe blieb blind.

Der ganze Vorgang ſammt dem Ausſpruche des Leibarztes wurde bald ſtadtbekannt, und man tadelte einmüthig die unvernünftige Frau, obgleich die Meiſten, welche alſo den Stab über Sibylle brachen,

im ähnlichen Falle gewiß nicht weiſer geweſen und gleichfalls eher zehn Meilen weit zu einem Quackſalber gelaufen wären als zehn Schritt zu einem ordentlichen Arzte. Beſonders heftig aber wirkte die Geſchichte auf den Schloßmüller. Das allgemeine Mitleid, welches ſich dem blinden Knaben zuwandte, fachte in ihm wieder den hellen Glauben auf, daß der Unglückliche dennoch ſein Kind ſey, daß er ſich des Knaben annehmen, daß er ihn dem thörigten Weibe entreißen und nach Menſchenkraft als der rechte Vater wieder gut machen müſſe, was die unrechte Mutter verdorben habe. Und oftmals ſprach er ſich vor: das ſey die Sündenſtrafe für die Frau, daß ſie das Kind, welches ſie mit dämoniſchem Wahnſinn liebe, in ihrer Liebe habe zu Grunde richten müſſen, das ſey ein Gottesurtheil, durch welches der Herr ſelber rede, weil jeder menſchliche Zeuge verſtumme, und alſo den Diebſtahl des Kindes an's Licht bringe. Der Müller vergaß, von rein menſchlichen Gefühlen überwältigt, diesmal ſogar ganz die Erbleihfrage, die ihm ſonſt bei dem Streite über den Sohn immer im Vordergrund geſtanden.

Allein als die Gemüther wieder etwas kühler

geworden waren und die erneuten Bedenken des Müllers über des Kindes Herkunft nun auch wieder ihren Lauf durch die Stadt machten, verband man ſogar den Fall wegen der Erbleihe mit dem Unglücksfalle der Erblindung. Einige behaupteten, ſelbſt wenn jetzt erwieſen werde, daß der Blinde des Müllers Sohn ſey, ſo könne das Lehen doch nicht auf ihn übergehen. Denn ein blinder Knabe ſey zwar ganz gewiß ein Sohn, aber eben ſo gewiß könne er niemals ein Müller werden, und Beides werde zur Vererbung des Lehens erfordert. Andere hingegen erwiderten, wenn der Blinde auch ſelber keinen Müller abgebe, ſo vermöge er doch vielleicht einmal noch ein halbes Dutzend ſehender Müller zu erzeugen, und ſo wenig das Recht für die Familie erlöſche, wenn etwa blos ein minderjähriger Erbe vorhanden ſey, der ja auch auf Jahre hinaus nicht ſelber mahlen könne, ſo wenig erlöſche es für die Nachkommen, wenn einmal ein Blinder mit unterlaufe. Der Streit war einfältig genug; allein er würde die Leute ja nicht ergötzt und wahlverwandt gefeſſelt haben, wenn er nicht einfältig geweſen wäre, und jedenfalls wirkte er bedeutend mit, den Müller

in dem Glauben zu beſtärken, daß der Blinde ſein Sohn ſey, und daß er keine Mühe und kein Opfer ſcheuen dürfe, das geſtohlene Kind in aller Form wiederzubekommen.

Er ging zur Krämerin, bat, ſchmeichelte, beſchwor ſie, bot ihr ſchweres Geld; allein das verfing alles nicht. Dann drohte er, gerieth in Zorn und Wuth und beſchuldigte das Weib in viel ſtärkeren Worten als der Leibarzt, daß ſie mitſchuldig ſey an des Knaben Blindheit, ja daß hier recht eigentlich ein Gottesurtheil an ihr offenbar geworden wegen des geſtohlenen Kindes. Sibylle, die bei den Worten des Arztes zuſammengebrochen, hörte die viel härtere Rede des Müllers mit eiſiger Ruhe, ſagte, was ſie an dem Kinde verſchuldet, das habe ſie vor ſich und unſerem Herrgott allein zu verantworten und ließ ſich darauf keine Sylbe mehr herauspreſſen.

Weil ihr aber der Aufenthalt in der Stadt täglich unerträglicher wurde und ſie zudem fürchtete, der Müller möge ihr, wie er gedroht, den Knaben mit Gewalt wegnehmen, ſo zog ſie zu einem Vetter, der ein zwei Stunden entferntes, höchſt einſam gelegenes kleines Bauerngut beſaß. Sie verdingte ſich

hier als Magd, um kein geſchenktes Brod zu eſſen, und erklärte ſich zu jeder härteſten Arbeit bereit, wenn der Vetter mit ihr das Abendmahl auf den Schwur nehmen wolle, den blinden Knaben gegen jeden etwaigen Raubverſuch des Müllers zu vertheidigen. Der Bauer, welcher ohnedies als Vetter zu ſeiner Baſe hielt und den Müller von altersher haßte, that den Schwur und er war ein Mann, deſſen Muth und Fauſt man wohl fürchten durfte.

Auf dem abgelegenen Hof hatte Sibylle eine Zeit lang Ruhe und wurde von den Bauersleuten gut gehalten, nicht wie eine Magd, ſondern wie eine Verwandte. Da ſie ſich ſchwer auch nur auf wenige Stunden von dem Knaben trennte, ſo vertraute ihr der Bauer im Sommer die Hut des Weideviehs. Wenn ſie dann ſo im Schatten einer Eiche am Saume der ſonnigen Grasmatte ſaß und der Knabe neben ihr, vergaß ſie das vergangene Unglück und erfreute ſich ſtill des heimlichen Friedens der Gegenwart. Es war aber kein müßiges Träumen, ſondern eine Arbeit ganz eigener Art, was ihr dann ſolch ſüße Selbſtvergeſſenheit bot: ſie unterrichtete das blinde Kind in allerlei nützlicher Kenntniß und

prägte ihm tief in's Herz, was ſie von Gott und ſeinem Worte wußte. Sibylle war nämlich lutheriſch und alſo, wie ſich's damals faſt von ſelbſt verſtand, gehörig bibelfeſt. In die Schule konnte ſie den Knaben nicht ſchicken, er hätte mit ſeinen blinden Augen dort wohl wenig genug gelernt; auch fürchtete ſie, der Müller möge das Kind, wenn es zur Stadt komme, aufgreifen. Alſo machte ſie ſelber den Schulmeiſter, während ſie das Vieh hütete, und that damit eigentlich nur neben einander, was der damalige Schulmeiſter des Städtchens nach einander gethan; denn er war vor ſeinem Eintritt in's Schulamt jahrelang Schweinehirt geweſen.

So verfloßen ſtill und friedlich drei Sommer und drei Winter, und über dem Streit um das Kind ſchien Gras gewachſen zu ſeyn. Allein der Schein trog. Dem Müller rückte der Gedanke an den geſtohlenen Knaben wieder näher, je ferner ſich für ihn die Ausſicht verlor, aus der zweiten Ehe noch einen Sohn zu erhalten, und als er wieder einmal von Freunden recht heftig aufgehetzt worden war gegen die Krämerfrau, zog er, gefolgt von mehreren handfeſten Müllersknechten, mit Büchſen

und Prügeln wohl bewehrt nach dem einſamen Hofe, um den Knaben mit Gewalt zurückzuführen. Der Bauer aber und ſeine Knechte leiſteten verzweifelten Widerſtand, es kam vom Streite zur Schlägerei und als der Müller zuletzt ſeine Büchſe auf den Bauern anlegte, ſchoß ihm dieſer mit einem alten Reiterpiſtol in den Unterleib. Die Müllerknechte flohen und ſchleppten den Verwundeten für todt hinweg.

Dieſes Ereigniß, welches Sibyllen von ihrem bitterſten Feinde zu befreien ſchien, brachte ſie aber vielmehr wieder in die tiefſte Noth. Der Bauer, in der Angſt wegen Mord und Todtſchlag vorgefordert zu werden, ging ſofort zur Stadt, berichtete dem Amtmanne den ganzen Hergang und wies nach, daß er nur aus äußerſter Nothwehr auf den Müller geſchoſſen habe. Dieſer aber genas wider Erwarten, obgleich ihm die Folgen der Wunde ſein Leben lang nachhingen. Als er ſich nämlich zu dem Auszug nach dem Hofe entſchloß, war er ſo aufgeregt geweſen über ſein Vorhaben, daß er den ganzen Tag nichts hatte eſſen können. Der Feldſcherer erklärte dies für die Urſache der Rettung: die leeren, ſchlaffen Eingeweide waren der Kugel widerſtandslos

ausgewichen und ſo hatte dieſelbe keine edleren Theile verletzt. Sobald er ſich nun wieder erholte, that er möglichſt raſch einen Gegenzug wider die von dem Bauern gegen ihn angeregte Klage auf Friedensbruch, indem er die Sibylle Beck wegen Unterſchlagung ſeines Kindes gerichtlich belangte. Führte er den Beweis, daß ſie ihm wirklich ſein Kind genommen und trotz aller gütlichen Mittel dauernd vorenthalten habe, ſo war der verzweifelte letzte Verſuch, den Knaben gewaltſam zurückzuholen, wenn auch nicht gerechtfertigt, ſo doch wenigſtens in hohem Grade entſchuldigt.

Hiermit war nun der alte Streit dann doch endlich den Advokaten in die Hand gegeben, was beide Theile bis dahin ſchon gar oft gedroht, aber auch immer wieder gefürchtet und vermieden hatten.

Vor allen Dingen lag es dem Müller ob, ſeine Anſprüche auf das Kind durch Beweiſe zu ſtützen. In Romanen werden dieſe Beweiſe gewöhnlich durch eine alte Narbe auf der Bruſt des Kindes oder durch ein Muttermal auf dem Rücken geliefert oder durch ein Amulet, welches die Mutter dem Neugeborenen um den Hals hängte und welches ſelbſt nach dreißig Jahren immer noch am Halſe hängt. Allein von

alle dem gab es bei dieſer wirklichen Geſchichte nichts. Die Freunde des Müllers behaupteten zwar, der Junge ſey ja dem Müller aus dem Geſichte geſchnitten und das ſey auch ein Beweis, allein die Freunde der Krämerin ſagten, nein, der Knabe ſey vielmehr der Sibylle aus dem Geſichte geſchnitten. Im Grunde ſagt man das ja von jedem Kinde, und wenn die Eltern auch ſchön ſind wie ein Bild und das Kind ſieht aus wie ein kleiner Pavian.

In dem Dorfe, wo der angebliche Sohn des Müllers geſtorben war, lebten aber noch Leute, die ein entſcheidendes Zeugniß ablegen konnten. Ihre gerichtliche Ausſage beſtand weſentlich in Folgendem:

Sibylle war allein mit den beiden Kindern, als das Eine in der Scheune ſtarb, wo ſie Unterſchlupf gefunden. Bald darauf aber kamen mehrere Frauen zu ihr und fanden ſie in hellen Thränen bei der Leiche. Da ſprach eine der Frauen tröſtend: „Es ſterben ja ſo viele Kinder, ſie ſind gut aufgehoben; ich habe ſieben, die ich nicht ernähren kann, aber von mir will unſer Herrgott niemals Eines zu ſich nehmen.“ Hierauf fuhr die Krämerin zürnend in die Höhe, verwies ihr das Wort und ſagte, wenn

ſie erſt einmal ein Kind verloren habe, dann werde ſie nicht mehr ſo ſprechen, und rief dann zum öfteren: „O mein Kind, mein Kind! o hätte ich nur mein Kind wieder!“ Die Umſtehenden, lauter fremde Leute (denn die Mitbürgerinnen der Sibylle waren ja auf der Flucht zerſtreut worden), glaubten darum nicht anders als das todte Kind gehöre ihr. Auch Andere verſicherten, damals vernommen zu haben, wie die Krämerin den verſtorbenen Knaben „ihr“ Kind nannte. Ueberhaupt ſey ſie in einer Trauer und Verzweiflung über den Todesfall geweſen, die bei einem fremden Kinde unnatürlich und undenkbar ſey. Erſt mehrere Tage ſpäter bezeichnete ſie das geſtorbene Kind ausdrücklich als das anvertraute des Schloßmüllers.

Sibylle geſtand zu, daß ſie ungefähr ſo geſprochen haben möge, wie die Zeugen ausſagten. Allein das anvertraute Kind ſey zur Zeit doch auch „ihr“ Kind geweſen, obgleich nicht ihr leibliches; ſelbſt gemiethete Ammen nenneten ja oft genug das Kind, welches ſie ſtillen, „ihr“ Kind. Sie habe nun einmal um Gotteswillen Mutterſtelle an dem fremden Knaben übernommen gehabt, alſo habe ſie ihn auch mit

Mutterliebe gepflegt und mit Mutterſchmerz beklagt. Dieſe zarte und edle Auffaſſung war den Richtern, den Söhnen einer rohen, ſtumpfen, verkommenen Zeit, geradezu unverſtändlich und unwahr. Zudem galt Sibylle allgemein als eine harte, kalte, männlich trotzige Frau, der man zwar die heftigſte kalte Leidenſchaft zutraute, nicht aber eine ſo überaus warme Empfindung.

Die Wage neigte ſchon ſtark zu Ungunſten der Beklagten, da entdeckte man ein ſchriftliches Zeugniß, welches ihr vollends den Hals zu brechen drohte. Der Müller hatte ſchon gleich bei ſeinen erſten Zweifeln an den Pfarrer jenes Dorfes geſchrieben, weil der Name und Todestag des Kindes im Kirchenbuch mußte eingetragen ſeyn. Allein das Kirchenbuch war in den letzten Kriegswirren verſteckt und ſpäter nicht wiedergefunden worden. Jetzt aber, wo man auf amtlichen Befehl wiederholt und genaueſtens nachforſchte, fand ſich das Buch. Es enthielt auf den 6. November 1646 wörtlich folgenden Eintrag: „item: ſtarb auch ein kleyn Kind, gehört einer frembden Kramersfrauen.“ Durch dieſe Worte glaubte der Müller den Prozeß bereits gewonnen zu haben,

und die Richter dachten kaum anders. Vergebens deutete Sibylle das Wort „gehört“ jetzt wieder in dem uneigentlichen Sinne, wie früher das Wort „mein Kind,“ vergebens betheuerte ſie, die Angabe ſey nicht von ihr für das Kirchenbuch gemacht worden, der arme Kleine habe in dem allgemeinen Durcheinander ja nicht einmal ein chriſtliches Begräbniß gehabt und kein Pfarrer habe ſie über den Namen und Vater deſſelben befragt.

Sibylle würde verloren haben, wenn ſich nicht ihr Advokat das Kirchenbuch zu genauerer Einſicht ausgebeten hätte. Und nun ergab ſich folgendes. Das Dorf hatte in jenen Schreckenstagen gar keinen Pfarrer mehr, der Schulmeiſter verſah zur Noth die laufenden Amtsgeſchäfte. Aber auch dieſer Mann war inzwiſchen längſt geſtorben. Der Eintrag war, wie bei den andern Sterbfällen, von ſeiner Hand, allein er ſtand nicht in der fortlaufenden Zeile, ſondern quer an den Rand geſchrieben und zwar mit einer andern Dinte. Dazu war gegen alle Vorſchrift nicht einmal der Name des Kindes beigefügt. Der Advokat folgerte nun hieraus, der Eintrag ſey vom Schulmeiſter ſpäter und aus ungefährer Erinnerung

gemacht, wahrſcheinlich zu einer Zeit, wo Sibylle das Dorf ſchon wieder verlaſſen hatte, und ſo beweiſe er auch nichts weiter, als daß der Glaube damals im Dorfe verbreitet geweſen ſey, das verſtorbene Kind ſey ein Sohn der fremden Krämersfrau.

Kaum hatte der Advokat ſolchergeſtalt den gefährlichen Schlag leidlich abgewehrt, ſo trat auch ſchon wieder ein anderer Zeuge gegen Sibylle auf: der Wirth jenes Dorfes. Sie hatte dieſen nicht gleich anfangs ſondern erſt acht Tage nach dem Tode des Kindes gebeten, die Nachricht an den Vater deſſelben, den Müller, durch Fuhrleute oder Reiſende gelangen zu laſſen. Es ſchien alſo auch hier wiederum beſtätigt, daß ſie anfangs ihr eigenes Kind beklagt, erſt mehrere Tage nachher aber auf den Gedanken gekommen ſey, das überlebende Kind des Müllers für ihr eigenes auszugeben und jenes todt zu ſagen. Sie entgegnete: anfangs habe ſie gehofft, alsbald zur Stadt heimkehren und dem Müller den genaueſten Bericht mit eigenem Munde bringen zu können; erſt als ihr die Rückkehr vereitelt und ſie aus ihrer Zufluchtsſtätte weiter in die Fremde

getrieben worden ſey, habe ſie dem Wirthe den ausdrücklichen Auftrag gegeben.

Allein aus welchem Grunde nahm ſie denn überhaupt die Laſt auf ſich, zu all ihrer Noth und Armuth auch noch ein fremdes Kind mit durch's Leben zu ſchleppen? Wollte ſie's unſerem Herrgott ſelber abdisputiren, daß er ihr Kind habe ſterben laſſen? Hatte ſie ſich im brennenden Schmerz über den Tod des eigenen Kindes ſo verzweifelt an das fremde geklammert, daß ſie es lieber wider Recht behalten, als dieſen letzten Troſt und Erſatz von ſich geben mochte? Freilich war auch damals ein Kind nicht in dem vollen Sinne eine Laſt für eine arme Wittwe wie heutzutage. Ein Kind und namentlich ein Sohn war ein Kapital in dem entvölkerten Lande, und ſchon im kräftigeren Knabenalter konnte er Hülfe und Stütze der Mutter ſeyn. Kinderraub war darum viel häufiger als heutzutage, Kindesmord viel ſeltener. Sibylle mochte den fremden Knaben immerhin aus Eigennutz behalten haben; als er erblindete, ward er ihr wohl ſchlechthin zur Laſt, doch nun verbot ihr Furcht, Trotz und Stolz zugleich, den begangenen Frevel einzugeſtehen. Allein wenn man

auch jedweden Tadel über Sibylle ausgoß, ſo konnte man ihr doch wenigſtens Eigennutz nicht vorwerfen. Daher nahmen einige Männer milderen Urtheiles endlich gar an, ſie lebe wirklich des guten Glaubens, die rechte Mutter des fremden Kindes zu ſeyn. Das gehäufte Elend hatte in dem fürchterlichen Kriege vielen Menſchen derart die Sinne verwirrt, daß gar manchmal die Mutter ihr Kind, der Mann ſeine Frau weder mit dem Auge noch mit dem Herzen mehr zu erkennen vermochte. Die niedergeſchmetterte Frau hatte die Kinder ausgetauſcht, nicht in Wirklichkeit, ſondern in der Einbildung ihres geſtörten Gemüthes, und dieſe fixe Idee hatte allmählich, wie es ſchien in den nächſten Tagen nach dem Todesfall, Wurzel gefaßt, dann aber ungebrochen und mit furchtbarer Widerſtandskraft das Feld behauptet.

Wie man aber auch das Räthſel deuten mochte, die ganze Stadt ſprach der unheimlichen Frau jedenfalls das Kind ab, und die Richter waren ſehr geneigt das Gleiche zu thun, konnten aber zu keinem Schluſſe kommen, da alle ſcheinbaren juriſtiſchen Beweiſe, welche man beiderſeits vorgebracht, doch immer wieder, näher betrachtet, in bloße pſycholo-

giſche und moraliſche Wahrſcheinlichkeitsgründe zerrannen.

So vergingen mehrere Jahre. Die arme Sibylle aber fühlte ſich derart gefoltert von der raſtlos neu herandrängenden Seelenpein des Prozeſſes, daß ſie um einen jähen Tod würde zu Gott gefleht haben, wenn ſie ſich nicht für den blinden Knaben hätte erhalten wollen. Sie ſah zuletzt in der That unheimlich aus, blaß und hager wie ein Geſpenſt, mit ſtarren Augen, in welchen man leſen konnte, daß ihre Seele wo anders war als ihr Blick. Sie mied alle Menſchen, ging nur zur Stadt, wenn ſie des Prozeſſes wegen mußte, und hielt den Knaben ſorgſamer verſteckt als je zuvor.

Inzwiſchen hatte derſelbe ſein dreizehntes Lebensjahr zurückgelegt. Oſtern nahte heran. Da erſchien eines Tages die Sibylle Beck beim Stadtpfarrer und wollte ihm den Knaben zur Confirmation anmelden. Der Pfarrer erklärte, ſo geſchwind gehe das nicht; der Knabe müſſe zuvor einen ordentlichen Religionsunterricht erhalten, daß er die Prüfung vor der Gemeinde beſtehen könne; ſie möge ihn darum nur im Herbſte wiederbringen und während des Winters

pünktlich zur Confirmandenſtunde führen laſſen, dann könne er über's Jahr zur Confirmation reif ſeyn. Sibylle aber bat den Pfarrer inſtändigſt, daß er ihren Sohn doch nur ſogleich prüfe und ausfrage, er könne den Katechismus und alles Uebrige wie Waſſer. Aus Neugierde that ihr der Pfarrer den Willen, und die Prüfung mußte wohl beſonders gut ausgefallen ſeyn, denn nachdem er ſtundenlang den Knaben vorgenommen, erklärte er ihn vollkommen befähigt zur Confirmation. Doch ſchwieg er von der Sache gegen andere Leute, ging aber häufig hinaus auf den Bauernhof, um den Blinden noch insbeſondere vorzubereiten. Die Wittwe würde das Kind ja nur mit Todesangſt ſo oft nach der Stadt geſchickt haben.

So kam erſt wenige Tage vor der feierlichen Handlung das Gerücht in Umlauf, der ſtreitige Knabe ſolle confirmirt werden. Es erregte großen Lärm bei der Bürgerſchaft; Viele meinten, man dürfe den Knaben gar nicht zur Confirmation laſſen, bevor das Gericht entſchieden, als weſſen Kind er zu confirmiren ſey. Der Pfarrer entgegnete, er confirmire den Knaben ja nicht auf ſein Erblehen an

der Schloßmühle, ſondern auf ſein Erblehen am Reiche Chriſti; was aber die irdiſchen Elternrechte betreffe, ſo halte er ſich an den gegenwärtigen Beſtand und greife dem ſpäteren Urtheile des Gerichtes in keiner Weiſe vor.

Am Tage der öffentlichen Prüfung, die eine Woche vor der Confirmation abgehalten wird, waren alle Kirchenbänke dicht beſetzt, der regierende Graf ſaß mit ſeiner ganzen Familie im herrſchaftlichen Stuhle, und ſogar der Schloßmüller, obgleich er wieder ſtark kränkelte, hatte ſich zur Kirche führen laſſen. Er müſſe doch ſehen, ſagte er, wie ſein Kind confirmirt werde. Der blinde Knabe ſtand als der Letzte in der Reihe der Confirmanden; die Mutter hätte gern in ſeiner Nähe geſeſſen, aber man hatte ſie hinweggedrängt bis hinter den fernſten Pfeiler.

Der Pfarrer begann ſeine Prüfung bei den oberſten Schülern der Reihe nach. Da geſchah es mitunter, daß Einer oder der Andere ſtecken blieb; aber der Pfarrer rief dann nur den Unterſten, den Blinden auf, der wußte ſogleich Beſcheid und half den Sehenden wieder auf die rechten Wege. Als

aber die Reihe an Jenen kam, griff der Geiſtliche recht weit aus und fragte viel länger, ſchärfer und verfänglicher als bei allen Andern, ja er nahm noch einmal alle ſechs Hauptſtücke des lutheriſchen Katechismus vor, von den zehn Geboten bis zum Amt der Schlüſſel und der Beichte. Der blinde Knabe hatte nicht blos alle die vielen Sprüche und vorgeſchriebenen Antworten bis auf's Tüpfelchen auswendig gelernt, ſondern er wußte auch in ſo treuherziger Einfalt und ſo kindlich frommen Sinnes ganz frei von Gott und göttlichen Dingen zu reden, daß ein wahrer Aufruhr des Staunens und der Theilnahme durch alle Gemüther ging.

Da ſagte der Pfarrer, nun müſſe die Gemeinde auch wiſſen, wer den Knaben ſo fein unterwieſen habe; das ſey kein Anderer geweſen, als deſſen arme Mutter. Und er erzählte darauf von all den ſchweren Opfern, welche die Frau ihr lebenlang freudig dargebracht für das Kind, namentlich aber ſeit es blind geworden. Als ſie aber faſt verzweifelt ſey darüber, daß der Knabe vielleicht durch ihre Mitſchuld das Augenlicht ganz verloren und vergebens zu Gott gefleht habe, daß er's ihm wiederſchenken

möge, da habe ſie plötzlich wunderbaren Troſt in dem Gedanken geſchöpft, ſie müſſe nun das innere Auge des Kindes um ſo eifriger ſehend machen, je dunkler die Nacht ſey, welche das äußere bedecke. So habe denn Sibylle mitten unter Arbeit, Entbehrung und Herzeleid das blinde Kind ſorgſamer erzogen als die meiſten reichen Leute ihre ſehenden Kinder, und habe es zu gar mancherlei nützlicher Kenntniß geführt, vor allem aber zum Worte Gottes und zu einem chriſtlichen Wandel. Und in dieſer Pflichterfüllung ächter Mutterliebe habe ſie allein die Kraft gefunden, die ungeheure Seelenpein der letztvergangenen Jahre zu ertragen. Weil ſie verzweifelt ſey, ſich vor den Menſchen als des Kindes rechte Mutter auszuweiſen, ſo habe ſie wenigſtens vor Gott ſich ausweiſen wollen als die rechte Mutter.

Die härteſten Herzen in der Gemeinde ſchmolzen bei dieſen Worten; die Frauen weinten. Nur Sibylle ſtand regungslos wie eine Bildſäule im hinterſten Winkel der Kirche an dem Pfeiler und blickte unter ſich in das aufgeſchlagene Geſangbuch: ein leiſes Zittern der Lippen verrieth allein den Sturm der Gefühle, der durch ihre Seele ging.

Als nach dem Vaterunſer das Schlußlied angeſtimmt wurde, ließ der Graf ſeinen Geheimenrath aus dem adeligen Stuhle in den herrſchaftlichen heraufrufen und ſagte zu ihm: „Ich will einen Machtſpruch thun. Die Sibylle Beckin iſt die rechte Mutter!“ Der Geheimerath aber erwiderte: „Gnädiger Herr, das geht nicht an; der Prozeß ſchwebt noch, und das Recht muß ſeinen Lauf haben.“ Der Graf blickte ungeduldig hin und her und ſann und ſchwieg lange. Endlich ſprach er: „Nun gut! Wenn ich den Prozeß nicht zerreißen darf, ſo kann ich doch ſo gut wie irgend einer meiner Unterthanen den ſtreitenden Parteien einen Vergleich vorſchlagen.“ „Das kann der gnädige Herr ohne Zweifel,“ entgegnete der Geheimerath, „und wie mir ſcheint, wird der Vergleich jetzt leichter zu ſtiften ſeyn als vor einer Stunde.“ Bei dieſen Worten deutete er gegen den Pfeiler hinüber: da ſtand der Müller neben der Wittwe und hatte ihr die Hand gegeben.

Der Graf ließ die Beiden nach dem Schluſſe des Gottesdienſtes in die Sakriſtei rufen. Dort ſprach er zu ihnen: „Euer Prozeß wird in Ewigkeit nicht ausgefochten werden; ich möchte darum einen Vergleich

ſtiften. Ein Jedes von euch Beiden ſoll erhalten, was es begehrt hat: Er, Meiſter Müller begehrt einen Träger des Erblehens für ſeine Familie, Sie, Frau Beckin, begehrt ihren Sohn. Ich verſpreche dem Schloßmüller mit Brief und Siegel, daß ich, als Lehensherr, das Erblehen auf den erſten Schwiegerſohn übertragen will, welchen ihm eine ſeiner vier Töchter in's Haus bringen wird, doch nur unter der Bedingung, daß die Frau Sibylle Beckin von nun an auch unangefochten ihren blinden Knaben behalte. Da aber ein vaterloſes Kind ſchon ſchlimm genug daran iſt, wenn es ſeine beiden Augen hat, wie viel mehr, wenn es blind durch die Welt laufen muß, ſo bitte ich mir aus, von nun an Vaterſtelle an dem Blinden vertreten zu dürfen. Ich hoffe, die Mutter wird ſich nicht auch vor meinen väterlichen Anſprüchen fürchten, denn der Himmel hat uns bekanntlich ſchon längſt mit einem Erbgrafen geſegnet."

Beide Parteien ſagten nicht Nein, aber es dauerte auch lange, bis ſie die Sprache finden konnten, um Ja zu ſagen und unter Thränen zu danken.

Beim Heimgehen zupfte der Geheimerath den

Pfarrer am Rock und fragte ihn leiſe, ob er denn wirklich glaube, daß Sibylle des Kindes leibliche Mutter ſey? Der Pfarrer erwiderte: „Herr Geheimerath, das iſt ein ſonderbares Ding. Mit der Selbſtgewißheit der rein leiblichen Mutterſchaft ſteht es bei den Menſchen im Grunde nicht beſſer als bei den Hunden und Katzen und anderem Vieh. Wenn wir nicht zufällig auch mit dem Herzen Vater und Mutter ſeyn könnten, ſo würden unſere Mütter wohl auch nur gerade ſo lange ihre leiblichen Kinder kennen, wie die Katze ihre Jungen. Indem wir aber das Kind in unſere Seele als Eigenthum aufnehmen, bleibt es unſer Kind für's ganze Leben, ja über's Grab hinaus. Wie es mit dem Mutterrechte dieſer Frau im impertinent natürlichen Sinne des Wortes ſteht, das müſſet Ihr unſere Advokaten fragen, die haben ja ſchon jahrelang darüber nachgeforſcht; ich weiß es nicht. Dies aber weiß ich, daß ſie das Kind mit wahrer Heldenkraft in ihre Seele als Eigenthum aufgenommen hat, und alſo lebe und ſterbe ich auch des feſten Glaubens, daß ſie die rechte Mutter ſey.“

# Ungeschriebene Briefe.

# Erſtes Kapitel.

Der Burggraf Georg Ludwig aus dem alten thüringiſchen Hauſe Kirchberg war zweimal verheirathet. Mit dreiundzwanzig Jahren führte er ſeine erſte Gemahlin heim, eine Gräfin von Hohenlohe-Langenburg, welche bereits zweiunddreißig zählte. Schon rückte die ſilberne Hochzeit nahe, da ſtarb dieſe erſte Frau — um 1670 — und der rüſtige Wittwer verlobte ſich im achtundvierzigſten Lebensjahre zum zweitenmale mit der Erbgräfin Magdalene Chriſtine von Manderſcheid-Sayn, einem kaum ſechzehnjährigen Mädchen.

Schreitet ein Wittwer zur zweiten Ehe, ſo rechtfertigt er dieſen Schritt vor der Welt gewöhnlich mit dem Worte, er müſſe ſeinen verlaſſenen Kindern eine neue Mutter geben, und doch ſind die armen Kinder oft ſehr unſchuldig an den Heirathsgedanken ihres Herrn Vaters.

Der Burggraf von Kirchberg aber war ein seltener Mann: obgleich er vier Kinder mitbrachte, gestand er doch ohne Umschweif, daß er wieder heirathe, weil er wieder heirathen wolle und schob nirgends die Stiefmutter vor, um die Braut zu decken.

Da er aber Niemanden etwas vorheuchelte über den Beweggrund, der ihn überhaupt zur zweiten Ehe trieb, so kam er auch nicht weiter in Verlegenheit wegen des allzu jugendlichen Alters der Braut. Denn eine Heuchelei hätte hier nothwendig die andere bedingt.

Also bekannte er offen, daß ihm's die mädchenhafte Jungfrau ganz besonders darum angethan habe, weil sie so jung sey und dazu so schön und kindlich einfältig. Die erste Frau war neun Jahre älter gewesen als er selbst; nun däuchte es ihm ganz natürlich, daß er sich zum zweitenmal eine jüngere gewählt, obgleich es ihm nicht entging, daß zweiunddreißig Jahre jünger ein bischen viel sey. Die erste Ehe hatte den Jüngling zum Manne gebildet; durch die zweite wollte er wieder jung werden; denn so nahe den Fünfzigen nahm er mit Schrecken wahr, daß er eigentlich niemals recht jung gewesen.

Sehr frühe ſchon war ihm nämlich die Laſt des väterlichen Erbes zugefallen, frühe ſchon hatte er dazu bei mehreren deutſchen Höfen wichtige Staatsgeſchäfte geführt und wäre er mit zweiundzwanzig Jahren nicht ſchon ein Reichsfürſt geweſen, ſo hätte er wohl auch einen Profeſſor des Staatsrechtes vorſtellen können. Damals nun hatte man ihm faſt mit dem Antritte der burggräflichen Herrſchaft die erſte Gemahlin zur Seite gegeben im Intereſſe der beiden Häuſer, mehr als eine welterfahrene treue Freundin, die ihn taktvoll an unſichtbaren Fäden leite, denn als eine Geliebte, welche er ſelber mit ſtarker Hand in's Leben einführen ſolle. Die Ehe war dauernd glücklich, aber es war eine Ehe ohne allen Taumel von Schwärmerei, Poeſie und Narrheit geweſen, eine überaus geſetzte und gediegene Freundſchafts-Ehe.

Schwere häusliche Prüfungen kamen hinzu und machten den beiden Gatten das Herz ſchwer, wenn ſie ihnen auch den ſtillen Frieden eines getreuen Zuſammenlebens nicht rauben konnten. Die Knaben zwar, welche ihnen der Himmel geſchenkt, gediehen, die Töchter dagegen ſtarben frühe hinweg. Es war, als ſolle bei dieſer Ehe die zarte Poeſie eines heiteren

Mädchenlebens nicht einmal der Kinderſtube gegönnt ſeyn. Die einzige Tochter, welche dem Kindesalter entwuchs, Dorothea Luiſe, war ſo überfeinen Körpers und ſo fieberhaft erregten Geiſtes, daß die bekümmerten Eltern nur mit heiliger Scheu auf die bleiche Geſtalt blickten, als ſähen ſie ein überirdiſches Weſen. Die junge Gräfin ſelber aber lebte faſt nur in Todesgedanken, bezeichnete ſchon im vierzehnten Jahre den Text für ihre Leichenpredigt und die Lieder, welche bei ihrem Begräbniß geſungen werden ſollten, und ſtarb dann auch bald, faſt gleichzeitig mit ihrer Mutter. In den verwandten hochadeligen Familien regte ſich damals die fromme Gefühlsſeligkeit des eben aufblühenden Spener'ſchen Pietismus und man verehrte das verſtorbene Mädchen wie eine halbe Heilige. Ja der Burggraf ſelber neigte trotz ſeines weltmänniſchen Geiſtes eine Weile zu gleicher Frömmelei und brütete oft ſtundenlang über der myſtiſchen Grabſchrift ſeines Vorfahren, des fuldaiſchen Abtes Hartmann von Kirchberg, wie ſie neben dem als leiſe ſchlummernd dargeſtellten Marmorbilde des Entſchlummerten im Mainzer Dome geſchrieben ſtand:

Quid mortui viventium
Legitis epitaphia?

„Was leſet ihr Todten der Lebendigen Grabſchrift?“ Und es war ihm, als müſſe auch er inwendig dieſem Leben abſterben, um, rings vom Tode umfangen, in Todesgedanken erſt recht lebendig zu werden.

Aber Todesgedanken paſſen auf die Dauer nicht für einen Diplomaten und regierenden Herrn. Was aber hätte ihn raſcher und anmuthiger wieder auf dieſe ſchöne Erde zurückführen können, als eine ſechzehnjährige Braut, die noch harmlos wie ein Kind zum ſonnig blauen Himmel blickte?

Neben der Schwüle des häuslichen Kummers, die ſo drückend über der frühen Ehe des Burggrafen lag, hatte derſelbe aber auch noch einen andern Druck ſchwer empfunden: ſeine erſte Frau redete gar zu gerne mit in politiſchen Geſchäften. Da war kein Aktenſtück, das ſie nicht zu leſen begehrte, kein Geheimniß, welches ſie nicht ergründete, kein Zweifelsfall, den ſie nicht mit weiſem Rathe klar zu legen verſtand. Meiſterhaft waren die politiſchen Kabinetsreden, womit ſie gar oft ihres Mannes feſten Plan und Willen beugte. Anfangs nahm der unerfahrene junge Mann

dieſe eheliche Hülfe der weltklugen älteren Gattin dankbar hin; als er ſich aber nachgerade ſattelfeſt genug fühlte, um ſein Roß auf eigene Fauſt zu lenken, beläſtigte ihn das ſtete Eingreifen der Frauenhand in ſeine Zügel. Ja der ſtille Unmuth brach zuletzt nicht ſelten zum offenen Streite durch.

Burggraf Georg Ludwig nämlich war zwar gut kaiſerlich und deutſch geſinnt, allein trotzdem bewunderte er die perſönliche Majeſtät und die meiſterhafte Staatskunſt Ludwigs XIV. Er erkannte in dem Franzoſenkönige den ärgſten Reichsfeind, und dennoch hatte es ihm dieſer Fürſt wie mit einem Zauber angethan, daß er für ihn wie für ein Idealbild königlicher Hoheit ſchwärmen mußte. Die Burggräfin dagegen haßte jenen Ludwig und ſeinen Hof, und glaubte, daß der unheimliche Mann durch die bezaubernde Poeſie ſeines Weſens den deutſchen Fürſten weit gefährlicher ſey als durch ſeine reichsfeindliche Politik.

Scheinbar ſtritt man alſo blos über eine Perſon, und doch barg dieſer Streit den tiefſten Zwieſpalt der Grundſätze. Der Graf wollte ſeinen Hof nur ein klein wenig nach dem Muſter von Verſailles umbilden: die Gräfin widerſtand; der Graf wollte die

große Cavalierstour nach Paris machen, um ſeiner ſtaatsmänniſchen Kunſt die letzte Weihe zu geben: die Gräfin hintertrieb es. Ja zuletzt konnte der Graf im eigenen Hauſe nicht einmal mehr friſch von der Leber weg über die Welthändel reden und mußte ſeinen Ludwig insgeheim bewundern: wurden doch die Züge der Gräfin beim bloſen Namen des Königs alsbald ſo ſtarr und eingefroren, daß auch dem Grafen das begeiſterte Wort ſtracks auf der Zunge einfror. Im Widerſtreit ſchärften ſich die Gegenſätze, ſo daß die Gräfin den fatalen Ludwig bei dem Grafen noch um einen Fuß höher hob, indem ſie ihn verkleinerte, während der Graf ihn bei der Gräfin noch um das gleiche Maß herunterdrückte, indem er ihn lobte. Der Graf meinte — natürlich wiederum insgeheim — durch die Frauen Politik zu machen, ſey höchſt weiſe, wie ja eben Ludwig gezeigt, da er dem König Karl von England ſtatt diplomatiſcher Noten eine ſchöne Hofdame geſchickt habe, aber mit und unter den Frauen Politik zu machen, das ſey ſchwach und thöricht. Und doch konnte er ſich — natürlich wiederum ganz insgeheim — nicht verhehlen, daß er dem letzteren Falle näher ſtehe als dem erſteren.

Nun war aber die neue Braut in der Politik ein reines Kind. Der Burggraf athmete hoch auf bei dieſer Wahrnehmung. Sie redete kein Wort von Staatshändeln, und erzählte der Bräutigam von dergleichen, ſo gab ſie nicht acht. Er jubelte im Stillen über dieſe liebenswürdige Unachtſamkeit. Als in einer Geſellſchaft die Schwächung der holländiſchen Statthalterwürde durch das „ewige Edikt“ beſprochen wurde, lockte ſie ihren Mops zum Spiele herbei, weil ſie von „Theologie“ nichts verſtehe! Der Graf war glückſelig, daß ſeine Braut ſo anmuthig unwiſſend ſey und beim ewigen Edict wohl gar an's ewige Leben denke. Zeichnete er ihr das glänzende Characterbild ſeines Ludwig, ſo lauſchte ſie zwar geſpannt, leuchtenden Auges, aber ſie ſprach weder Ja noch Nein, und der Graf meinte, dies ſey in der That der rechte urtheilsloſe Standpunkt, wie er Frauen zieme; denn wenn ſie Ja ſagten, ſo könnten ſie auch leicht einmal Nein ſagen und hätten immerhin noch ihre eigene Meinung, ſeine Braut aber habe gar keine Meinung, und das ſey alleweil am beſten.

## Zweites Kapitel.

Auf den Herbſt hatte der Burggraf die zweite Hochzeit anberaumt, vorher aber wollte er den alten Lieblingswunſch noch erfüllen und Paris und Verſailles ſehn. Im Frühling verweilte er, als zum Abſchied vor der großen Reiſe, mehrere Wochen zu Hachenburg, dem väterlichen Schloſſe ſeiner jungen Braut.

Es ſollten dies, ſo wünſchte er, Maientage innigſter Liebesverſtändigung werden; die Braut ſollte jetzt erſt recht erkennen, welch einen Schatz ſie an ihm gewonnen habe. Allein mit geheimem Schauer gewahrte er, daß dieſe Maientage etwas froſtig ſeyen. Magdalene war höchſt freundlich, voll unbewußten Liebreizes, dabei aber ſo töchterlich reſpektvoll gegen den Bräutigam, daß dieſer mitunter ſich ſelbſt erinnern mußte, er ſey ja nicht der Vater, ſondern

der Verlobte des guten Kindes. Sonſt forderte der ſtolze Herr von aller Welt Reſpekt und jetzt entſetzte er ſich zum erſtenmale, daß man ſo gar viel Reſpekt vor ihm haben könne.

Er wollte die Sache gut machen, legte in Magdalenens Gegenwart den Burggrafen und Staatsmann ganz bei Seite und ſuchte mit ihr zu ſchwärmen und zu tändeln wie ein zwanzigjähriger Jüngling. Allein nun ging es erſt recht nicht; Magdalene wurde ſichtbar noch kühler. Und was das ſchlimmſte war, indem der Bräutigam den Reſpekt ſeiner Braut etwas mildern wollte, verlor er beinahe den Reſpekt vor ſich ſelbſt: wenn er ſich im Spiegel ſah, ſo meinte er, aus dem Glaſe ſchaue ein Geck hervor. Alſo kehrte er raſch zu ſeiner natürlichen Art zurück und wahrte den Ernſt, wenn er heiter, die Würde, wenn er zärtlich und die Vernunft, wenn er leidenſchaftlich war, wie ſich's bei einem achtundvierzigjährigen Burggrafen im Grunde von ſelbſt verſteht. Doch gerade weil ſich's von ſelbſt verſteht, genügte es ihm wieder nicht; denn einer Braut zeigt man ſich eben auch gerne in Vorzügen, die ſich nicht von ſelbſt verſtehen. Der Burggraf beſaß ſolche Vorzüge; — allein

für dieſe hatte ja das ſechzehnjährige Mädchen keinen Sinn und ſollte keinen haben, der Bräutigam freute ſich kindiſch, daß ſie ihn nicht hatte, daß ſie gähnte, wenn man nur von Politik ſprach, und dennoch ſollte ſie für den Bräutigam als für einen großen Staatsmann ſchwärmen, aber beileibe nicht reſpektvoll, ſondern in glühender, hingebender Liebe!

Das waren verdammte Widerſprüche!

Der Burggraf machte zu Zeiten ein recht böſes Geſicht, und als die Braut in aller Unſchuld gar nicht merkte, was das böſe Geſicht bedeute, ſagte er's eines Tages deutſch heraus und meinte, vor der Verlobung habe ſich ihm ihre Liebe ſonnenklar kundgegeben, nach der Verlobung hülle ſie ſich in ein Räthſel. Statt aller Antwort auf die deutſche Frage öffnete Magdalene ein franzöſiſches Buch, in welchem ſie Abends gemeinſam zu leſen pflegten und bezeichnete ſchweigend eine Stelle mit dem Bleiſtift. Sie lautete: „Une passion naissante et combattue éclate; un amour satisfait sait se cacher.“

Der Burggraf, überraſcht von dem feinen Kunſtgriff, mit welchem das Mädchen ihm entſchlüpfte und in einem witzigen Citat antwortete, damit ſie

nicht mit dem Herzen zu antworten brauche, wollte ihr ſofort beweiſen, daß die Liebe zweier Verlobten eben auch noch eine aufkeimende Leidenſchaft und keine vollbefriedigte Liebe ſey, als ſich die Thüre öffnete und ein unerwarteter Gaſt in's Zimmer trat, — des Burggrafen Sohn aus erſter Ehe, Georg Wolfgang, ein ſtattlicher achtzehnjähriger Burſche.

Es iſt wohl immer etwas verdrießlich, wenn einem Wittwer, der eben wieder Bräutigam geworden, die großen Kinder der erſten Frau ſo um den Weg laufen. Tappt aber ſolch ein unvernünftiges Kind nun gerade in eine recht zarte Liebesſcene ſeines Vaters, ſo muß das vollends unerträglich ſeyn. Der Burggraf hatte ſeine zwei älteſten Söhne auf Reiſen geſchickt, und Georg Wolfgang ſollte eben an den Hof des Pfalzgrafen von Birkenfeld gehen, um dort ſeine erſten Militärſtudien zu beginnen, während der Vater ſich ſeinen zweiten Liebesſtudien widmete. Da fiel's dem tollen Jungen ein, er wolle, ehe er beim Pfalzgrafen anklopfe, den Umweg nicht ſcheuen und zuvor doch auch einmal der künftigen Stiefmutter guten Tag ſagen. So kam er unerwartet in dem geſchilderten Augenblick.

Der Vater empfing den Sohn mit furchtbar herzlichem Händedruck, er ſchüttelte ihm die Hand, als ob er ſie zerquetſchen wolle: das war das einzige mehr fühlbare als ſichtbare Zeichen des jähen Zornes, der in ihm aufbrauste über den ungebetenen Gaſt. Magdalene aber war vergnügt wie ein Kind, daß ſie auch einmal einen Sohn ihres Bräutigams ſehen dürfe, begrüßte ihn auf's anmuthigſte und hatte ihre beſondere Freude daran, daß der Burſche einen halben Kopf größer ſey als ſie ſelbſt. Die Liebenswürdigkeit des Mädchens rührte und erquickte dann auch wieder den Burggrafen, und nach einer Stunde war er ſeinem Sohne ſchon nicht mehr gram, ja er ſchaute mit einem gewiſſen väterlichen Behagen aus dem Lehnſtuhle im Kaminwinkel den jungen Leuten zu, wie ſie ſo raſch ſich zu verſtändigen und gleich den beſten alten Freunden mit einander zu plaudern wußten. Wäre Magdalene doch nur auch gegen ihn ſo unbefangen und zuthunlich geweſen!

Am nächſten Tage bemerkte er die Beiden öfters in langer, tiefer Zwieſprach verſunken. „Was habt ihr denn ſo gar wichtiges zu verhandeln?“ fragte er den Sohn im nächſten einſamen Augenblick. Der

Junge erwiderte: „Meine künftige Mutter redet wie ein Buch. Sie ſagt, wenn ich jetzt Soldat werde, ſo geſchehe das zu einer ernſten Stunde; denn obgleich wir mitten im Frieden lebten, ſo rieche man doch ſchon wieder Pulverdampf in der Luft, wie man auch wohl den Regen rieche, lange bevor die Wolke über unſern Köpfen ſich entlädt. König Ludwig, ſo ſagt ſie, ſinne auf einen Eroberungskrieg gegen die Holländer, und in Paris meine man, die Generalſtaaten müßten ſich recht darauf freuen, von dem großen Ludwig erobert zu werden. Denn die Franzoſen hegten von altersher die beſcheidene Anſicht, daß fremde Eroberungen zwar völkerverderbend, ihre eigenen aber völkerbeglückend ſeyen. Nur wüßten ſie noch nicht genau, wie ſie's eben jetzt anfangen müßten, um Holland erobern und beglücken zu können."

„So ſpricht Magdalene zu dir?" fragte der Burggraf erſtaunt.

„So ſpricht ſie! Und ſie fügte hinzu, der Kurfürſt von Köln ſey ein ſchlechter Reichsfürſt und ſeine Räthe ſeyen Spitzbuben und der Erzbiſchof von Münſter ſey um kein Haar beſſer; denn ſie

ſpielten alleſammt unter einer Decke mit den Franzoſen.“

Der Burggraf, anfangs ganz verblüfft, lachte jetzt laut auf über dieſe kräftige Charakteriſtik. Dann ſprach er in lehrhaftem Tone: „Es iſt ein beſonderer Liebreiz der Frauen, daß ſie alle Dinge der Welt nach ihren perſönlichen Neigungen und Gefühlen meſſen. Magdalene iſt ein reines Kind in der Politik; dennoch ſchleudert ſie ſolche Gewaltsworte wider den Kurfürſten, weil Köln in dem großen Prozeſſe gegen Sayn die Grafſchaft als eröffnetes Mannlehen für heimgefallen erklärt und vor Jahren gar Stadt und Amt Hachenburg occupirt hat. Der Kurfürſt iſt ein Rechtsfeind ihres Hauſes, folglich muß er auch ein Reichsfeind ſeyn, und zuletzt baut ſich Magdalene gar ein eigenes Syſtem der europäiſchen Politik auf den Prozeß Köln contra Sayn.“

Während aber der Alte kalt und ſpöttiſch alſo ſprach, wünſchte er doch im Stillen, Magdalene möge dieſen Liebreiz perſönlicher Neigungspolitik nicht weiter entwickeln, und er dachte dazu, ſein Sohn, ihr gelehriger Schüler wäre jetzt am beſten, wo der Pfeffer wächst, und ſorgte dann auch, daß Georg

des andern Morgens zum pfalzgräflichen Hofe abreiste.

Allein auch für ihn nahte die Scheidestunde. Er hatte viel süße Hoffnung auf dieses Herannahen des bittern Augenblickes gesetzt. Sollte die Braut nicht jetzt endlich wärmer empfinden und leidenschaftlicher ihr Herz ausschütten? Das wäre so natürlich gewesen! Allein sie ward umgekehrt immer verschlossener. Doch auch dies kann wieder natürlich seyn, dachte der unglückliche Burggraf, der drohende Abschied schnürt dem schüchternen Kinde das Herz zusammen!

Hätte er nicht fest gewußt, daß sie ihn liebe, daß sie aus wahrer Neigung und früher auch beredteren Mundes ihr Ja und Amen zur seiner Liebeswerbung gesprochen, er würde entweder gar nicht gegangen oder für immer gegangen seyn.

Endlich hoffte er nur noch auf die eigentliche Stunde des Lebewohls: da wird ihr Gefühl plötzlich wie ein verhaltener Strom alle Dämme durchbrechen. Die Stunde kam. Magdalene blieb, wie sie gewesen, gut, freundlich, still und kühl.

„Du wirst mir jede Woche schreiben!“ bat der

Burggraf, als er ſchon den linken Fuß im Bügel hatte. „Oder lieber alle vierzehn Tage!“ flehte die kleine Hexe höchſt anmuthig. „Das Schreiben ward mir allezeit gar ſauer, und mein Lehrer hat mir ſtets geſagt, ich werde es nie zu einer ſchönen Hand, nie zu einer ordentlichen Rechtſchrift bringen.“

Der Burggraf ſprengte den Schloßberg hinab, daß die Funken ſtoben; er ſah gar nicht mehr, wie zärtlich ihm Magdalene mit dem Tuche nachwinkte; er hätte am liebſten gleich den Hals gebrochen und war wüthend über ſein Pferd, welches nun gerade nicht ſtürzen wollte.

Als Magdalene nach dieſem ſeltſamen Abſchiede in ihr Zimmer zurückgekehrt war, zeigte ſie ein ganz neues Geſicht: ſie löste ſich förmlich auf in Schluchzen und Weinen. Wenn der Burggraf nur auch etwas davon hätte hören können! Die Mutter tröſtete ſie, meinte ſie ſolle ſich den Trennungsſchmerz doch nicht ſo gar unmäßig zu Herzen nehmen, der Bräutigam verreiſe ja nur auf etliche Monate und inzwiſchen könnten ſie denn doch von Brief zu Brief ſich ſagen, was ihnen von Mund zu Munde zu ſprechen verwehrt ſey.

„Das iſt ja gerade das Unglück!“ jammerte Magdalene. „Um's Sagen handelt es ſich zunächſt gar nicht, ſondern um's Schweigen. Von Mund zu Mund ſchweigen iſt leicht, aber von Brief zu Brief ſchweigen, das iſt entſetzlich. Ich darf ihm nicht ſchreiben, höchſtens jeden Monat, und dann darf ich's erſt nicht recht. Er hat mir's verboten, obgleich er mich eigentlich darum bat. Es gilt jetzt keine halbe Trennung, ſondern eine ganze; er muß mich verlieren, damit er ſich findet; hat er ſich erſt einmal gefunden, dann finden wir uns auch Beide wieder zuſammen. Ich habe von Kind an keinen kleinen Zorn gehabt auf den Franzoſenkönig, aber daß er mir jetzt gar die rechten Briefe an meinen Bräutigam unterſchlägt, das werde ich ihm mein Leben lang gedenken!“

Der Mutter kamen dieſe widerſprechenden Schmerzensrufe zwar etwas verrückt vor, allein welche liebende Braut iſt nicht mitunter etwas verrückt, zumal nach einer ſolchen Abſchiedsſtunde!

## Drittes Kapitel.

Paris war damals ganz der Ort, wo ein Mann wie der Burggraf von Kirchberg den Gram unerwiderter Liebe vergeſſen konnte. Der holländiſche Krieg bereitete ſich vor, welcher von 1672 bis 1679 das mittlere Europa erſchütterte. Die Soldaten lagen zur Zeit zwar noch ruhig in ihren Garniſonen, die Diplomaten aber behaupteten, der Krieg ſpiele ſchon längſt in den geheimen Schachzügen der Kabinette, ja die entſcheidendſte Schlacht ſey vielleicht bereits geſchlagen, obgleich kein Menſch vorerſt den Plan und Erfolg kenne als Ludwig und ſeine Miniſter. Denn nicht im Felde war ja dieſer Fürſt der unwiderſtehliche Taktiker, ſondern auf dem verhüllten Kampfplatze politiſcher Ueberliſtung, welcher vollſtändig gewonnen ſeyn mußte vor dem erſten Kanonenſchuß. Für ſolchen Krieg im Frieden aber

gelten ganz ähnliche Kunſtregeln wie für den wirklichen Krieg: wer das Geheimniß ſeiner Macht und ſeiner Stellungen dem Feinde als ein unlösbares Räthſel aufgeben kann, dabei aber alle Räthſel von des Feindes Macht und Planen durchſchaut, dem blühet der Sieg.

Holland, England und Schweden hatten, zum Dreimächtebund vereint, im Jahre 1668 den beſchleunigten Abſchluß des Aachener Friedens herbeigeführt, und ſo lange ſie feſt zuſammenhielten, war der Einbruch der franzöſiſchen Heere in Holland eine Tollkühnheit. Ludwig XIV. aber war kein Freund von tollkühnen Streichen. Darum ſorgte er, daß jener Bund wie ein Schatten in Luft zerrann, bevor die Lärmtrommel gerührt wurde zum Eroberungszuge über den Rhein. Die politiſchen Köpfe in Paris lächelten ſchon lange über die „unheilige Dreieinigkeit," wie ſie die Trippelallianz nannten und ſagten, die Dreieinigkeit der Kirche ſey leicht zu behaupten und ſchwer zu verſtehn, jene Dreieinigkeit dagegen verſtehe man leicht, werde ſie aber ſchwer behaupten können. Wie es jedoch Ludwig angefangen habe, den Bund der Gegner zu unterwühlen, das

wußte zur Zeit nur eine kleine Schaar von Eingeweihten, und ob es ihm gelungen ſey ſich neue Verbündete zu gewinnen und zweifelhafte Mächte zur Neutralität zu bewegen, ob namentlich Kaiſer Leopold und der große Kurfürſt von Brandenburg Freund oder Feind der Franzoſen in dem drohenden Kriege ſeyn würden, das war eine dunkele Frage, über welche ſich die geſcheidteſten Leute vergebens den Kopf zerbrachen.

Der Burggraf, in all ſeinem Denken gefeſſelt von dem verſteckten Intriguenſpiel, welches ſich verwirrend vor ſeinen Augen ſpann, ohne daß er errathen konnte, wie die Fäden zuſammenliefen, dazu in allen Sinnen geblendet von neuen Eindrücken, vergaß anfangs die Seelenpein über das unbräutliche Weſen ſeiner brieffcheuen Braut.

Er beobachtete in Paris ein ſtrenges Incognito; denn da er nicht einmal genau wußte, wie in dieſer kritiſchen Zeit der Kaiſer zum Könige ſtand, ſo wollte er ſich als ein gefürſteter Burggraf des Reiches nichts vergeben, ja er überließ es ganz dem Zufall, ob er überhaupt Verſailles und die Perſon Ludwigs ſehen werde. Bot ihm doch das politiſche

Treiben in den Salons der Hauptſtadt ſchon ein Schauſpiel ſo neu und ſpannend, daß es reichlich der weiten Reiſe werth war. Incognito heißt aber bei vornehmen Herren bloß: ſie wollen erkannt und geſehen ſeyn, wollen es aber nicht hören, daß man ſie erkannt und geſehen hat. Und da der Burggraf nun ſo manchen alten Freund aus der höfiſchen Welt begrüßte, ſo verfolgten ihn gar bald Späheraugen genug, und ehe er ſich's verſah, ſtand er mit Hofleuten, Geſandten und Miniſtern in lebhaftem geſelligem Verkehr.

Zwar wunderte er ſich über ſich ſelbſt, daß ihm dieſe Leute jetzt viel gleichgültiger waren als vordem und daß ihm ihre Geſpräche oft ungebührlich lang ſchienen, weil er lieber, allein mit ſeinen Gedanken, nach Hachenburg zu der ſpröden, ſchweigenden Braut hinübergeſprochen hätte. Allein er faßte ſeine fünf Sinne zuſammen und zeigte ſich unter ſtillen Schmerzen als den heiterſten, liebenswürdigſten Mann, und in den engern Kreiſen des Königs wurde bald von dem deutſchen Burggrafen geſprochen, der ſo ganz im Verborgenen durch Geiſt, Takt und vollendete Form glänze und ſich wohl nur darum hinter den Kuliſſen

halte, damit er die Bühne um ſo beſſer ausforſchen könne.

Andererſeits war der argloſe Burggraf in all ſeiner Qual dann doch wieder entzückt von den artigen franzöſiſchen Kavalieren, die ihm ſo auffallend ſchön thaten, weil ſie es ihm gleichſam an der Naſe anſahen, daß er eine geheime politiſche Miſſion in der Taſche tragen müſſe. Und Jeder hätte das Geheimniß um's Leben gern zuerſt ergründet und ſeinem Souverän entdeckt! Er mochte ſich ſo klein machen, wie er wollte, die ſcharfblickenden Franzoſen erkannten in ihm doch den gewichtigen Mann. Das war höchſt ſchmeichelhaft; und es iſt ganz natürlich, daß die Begeiſterung des armen Burggrafen für die Franzoſen, für ihren König und ſeine Miniſter und Kavaliere in eben dem Maße wuchs, als man ihn wie einen Spion erſten Ranges ausforſchte.

Hätte er ſeine Triumphe nur wenigſtens einer mitſchwärmenden Seele, hätte er ſie nur ſeiner Braut verkünden können! Wie ein Fieberkranker von Hitze und Kälte, ſo wurde er von einem ſteten Wechſel des Behagens und Mißbehagens geſchüttelt. Ach, es drückte ihn nachgerade recht grauſam, daß

gar kein Brief von Hachenburg eintreffen wollte! Vierzehn Tagen waren vergangen und noch vierzehn Tage dazu: Magdalene mußte ſich wohl entſetzlich ſchwer mit dem Styl und der Rechtſchrift abkämpfen.

Doch wenn ſie nicht ſchreiben konnte, ſo verſtand er es ja um ſo beſſer. Er legt ihr in einem offenen Tagebuche all ſeine Erlebniſſe dar, er ſchildert die Menſchen, mit welchen er verkehrt, und wird durch dieſe Charakterſkizzen ganz von ſelbſt in's volle Fahrwaſſer der Tagespolitik getrieben. Im Schreiben geht ihm das Licht auf, daß Magdalena doch nur dann recht warm wird für ihn empfinden können, wenn ſie mit theilnimmt an ſeinem eigenſten Beruf, und er beſchließt, von Paris aus ſie ganz ſachte einzuweihen in die Geheimniſſe der Staatsweisheit.

Da kommt endlich ein Brief; unter Herzklopfen wird er mit zitternder Hand erbrochen. Die Braut entſchuldigt ſich nicht einmal, daß ſie ſo lange hat warten laſſen, ſie ſeufzt nicht über die Trennung, ſie ſehnt ſich nicht nach dem Wiederſehen, ſie erzählt von ihren Spazierritten und Stickereien, von ihren Andachtsübungen und von ihrem Mops und wirft

dieſe und ein Dutzend anderer Dinge in leichteſter Anmuth durcheinander; auch iſt die Schön- und Rechtſchrift gar nicht ſo ſchlecht, ſondern könnte vielmehr trotz mancher reizenden Schnitzer den meiſten deutſchen Prinzeſſinnen damaliger Zeit zum Muſter dienen. Dem Bräutigam ſchnürt der Brief vollends das Herz zuſammen. Faſt ſehnt er ſich zurück nach dem politiſchen Widerſpruch, womit ihn ſeine erſte Frau ſo oft geärgert; denn aus heißer Liebe können ſich ja zwei Menſchen fürchterlich zanken und ärgern, aber ſo glatt an einander vorbeiſchlüpfen können ſie nicht.

Der Burggraf legt das ſo eifrig begonnene Tagebuch für Magdalene bei Seite; er weiß ſelber nicht mehr, was er ihr ſchreiben ſoll. Aber er muß ſich Luft machen. Darum ſchildert er ſeinem Sohne Georg Wolfgang die Macht der franzöſiſchen Diplomatie und die Tüchtigkeit des franzöſiſchen Heeres und ſchließt mit dem Wunſche, Georg möge, wenn der Krieg mit den Generalſtaaten zum Ausbruch komme, ein Jahr als Freiwilliger unter Ludwigs Fahnen dienen; denn bei Türenne, Condé und Vauban lerne man jetzt allein die wahre Kriegs-

kunſt. Nicht wenige Söhne edler deutſcher Häuſer hätten ſchon bei den großen franzöſiſchen Marſchällen Schule gemacht, und viel Mehrere noch würden ſich auch in dem bevorſtehenden Kriege wieder zur Ehre eines ſolchen Dienſtes drängen.

Während die Briefe der Braut ſo furchtbar lange auf ſich warten ließen, kam die Antwort des Sohnes äußerſt raſch. Sie klang aus einem Tone, den der Burggraf bei dem Jungen nie gehört und ſchloß mit dem Satze: unter Ludwigs Banner zu dienen, ſchicke ſich doch wohl ſchlecht für den Sohn eines deutſchen Reichsfürſten, und die künftige Mutter habe es ihm in Hachenburg recht klar gemacht, daß es „räſonnabler" ſey, für als gegen das Vaterland die Waffen zu tragen, und wenn wir auch keine Holländer ſeyen — habe die Gräfin Magdalene in Hachenburg geſagt — ſo hätte das deutſche Reich doch den ſicheren Mit- und Nachgenuß aller Schläge, welche die Generalſtaaten etwa von den Franzoſen kriegen würden.

„So machen's die Frauenzimmer und alle anderen Ignoranten!" rief der Burggraf, gewaltig aufgebracht; — „vor dem Kindskopfe Georg predigt

Magdalene über Krieg und Frieden wie ein wirklicher Geheimerath, und mir, dem gewiegten Staatsmanne, erzählt ſie ihre Kindereien!“ Dann aber ſchrieb er einen Brief an ſeinen Sohn, in welchem er genau ſo verfuhr, wie die Franzoſen, wenn ſie die Holländer ſchlagen, zugleich aber und mehr noch das deutſche Reich treffen wollen: er las dem Sohne tüchtig den Text über ſeine unklaren, unreifen Gedanken, dachte aber dabei viel mehr, daß er Magdalenen den Text leſe, obgleich er ihrer mit keiner Sylbe erwähnte.

Uebrigens kamen ihm jetzt gewichtige Zweifel, ob ſeine Braut denn wirklich das politiſche Kind ſey, wofür er ſie gehalten. Er entſchloß ſich raſch zur Probe uud ſchickte ihr das abgebrochene Tagebuch; bei Durchleſung desſelben mußte Magdalene hundertfachen Anlaß zu Beifall oder Widerſpruch finden, wenn nur ein Funke politiſchen Geiſtes in ihr lebte. Die erwartete Antwort blieb wiederum entſetzlich lange ungeſchrieben und als ſie kam, ſtand neben allerlei artigen Geſchichten nur der richtige Empfang des Tagebuches angezeigt, ſo trocken, wie ein Kaufmann den Einlauf eines

Waarenballens meldet. Der Burggraf war tief beſchämt. Seine Perſon ſtrahlte ſo bedeutſam beleuchtet aus dem Berichte ſeiner Pariſer Erlebniſſe hervor, und die Braut fand keine Sylbe der Bewunderung oder auch nur der Kritik, ſie hatte augenfällig gar kein Verſtändniß für die politiſche Rolle, welche ihr Bräutigam in der großen Welt ſpielte!

Um dieſe Zeit ſpeiste der Burggraf einmal bei dem Marquis D'Argenſon, dem vertrauten Freunde des Miniſters Pomponne. Ein auserleſener Kreis durch Stellung und Geiſt hervorragender Männer war geladen; der liebenswürdige Humor des Wirthes und das Feuer ſeiner Weine entzündete bald verwandten Humor und verwandtes Feuer in allen Köpfen. Nur der Burggraf blieb auffallend ſtill und trocken. Wenn er ſo hinein horchte in die verwirrend rechts und links ſich kreuzenden Reden, dann kam ihm dieſe Geſellſchaft ſo fremd vor und er ſich ſelber ſo fremd, daß er ſich fragen mußte, wer und wo er denn eigentlich ſey, und dann fragte er ſich wieder, ob er denn wirklich verlobt ſey mit Magdalenen, und er dachte, ſie könne ihr Wort doch nimmermehr zurücknehmen, da ſie ihn ja ſo

gern habe und die Verlobung als ein politiſches Ereigniß ſogar ſchon im Reichspoſtreiter gedruckt zu leſen ſtehe.

Aus dieſen Träumen ward der Burggraf plötzlich geweckt durch eine Bemerkung des Marquis, der mit den Tiſchnachbaren in Wortſpielen und Epigrammen über das in aller Stille aufgelöste engliſch-hölländiſche Bündniß ſpöttelte. „Es gibt Verlöbniſſe," ſprach er lächelnd zum Burggrafen, „die in aller Form und Feier öffentlich erklärt und in den Pariſer Zeitungen wie im Reichspoſtreiter verkündet ſind, Verlöbniſſe, die mit allem Scheine vor der Welt aufrecht erhalten werden und dennoch unter der Hand in Nichts zerrinnen; denn das Paar iſt zu ungleich, der fürſtliche Bäutigam zu alt und ehrwürdig und die republikaniſche Braut zu jugendlich naiv."

Der Burggraf, deſſen Gedanken im Augenblicke in Hachenburg und nicht in England und Holland weilten, fuhr auf, verbiß die Lippen und ſprach kein Wort, während die Blicke Aller an ihm hafteten. Doch faßte er ſich raſch wieder, lenkte das Geſpräch in jähem Sprung auf andere Dinge und

warf im inneren Unmuthe den Tiſchgenoſſen ſo bittere Worte hin, daß Niemand klug werden konnte aus dem bis dahin ſo gemeſſenen deutſchen Fürſten.

Der Marquis aber legte ſich, als er wieder allein war, den Vorfall folgendergeſtalt zurecht: „Der Burggraf iſt vermuthlich ein geheimer Sendbote des Kaiſers Leopold. Der Wiener Hof iſt zwar durch den Miniſter Lobkowitz für Frankreich gewonnen, allein der Kaiſer iſt ein politiſch unſelbſtändiger und eben darum unberechenbarer Mann. Wie wenn er hinter ſeines Miniſters Rücken wieder ſchwankend geworden wäre? wenn er nun auch einmal doppeltes Spiel mit Ludwig triebe? Thatſache iſt, daß der Burggraf unſern Spott über die aufgelöste Allianz Englands und der Holländer mit ſtill kochendem Zorne angehört und dann mit Seitenhieben des tiefſten Aergers erwidert hat. Das Feuer des Burgunders entlockte ihm diesmal ſeine wahre Geſinnung, die er ſonſt ſo geſchickt zu verhüllen weiß. Wie wenn dieſes nicht blos die perſönliche Geſinnung des Burggrafen, ſondern auch ſeines hohen Auftraggebers geweſen wäre, wenn der Kaiſer die Freundſchaft Frankreichs zwar im Stillen ange-

nommen hätte und warm hielte, zugleich aber auch im Stillen für die Stärkung Hollands thätig wäre, um je nach Zeit oder Umſtänden bei dieſer oder jener Partei ſeinen Vortheil zu ſuchen?“

Der Marquis eilte zu ſeinem Freunde, dem Miniſter Pomponne, um ihm dieſe Vermuthungen mitzutheilen. Pomponne fand die Hypotheſe des Marquis zwar nicht ſtichhaltig, allein das Schweigen und Grollen des durch den Wein entlarvten Burggrafen gab allerdings zu tieferem Nachdenken Anlaß. „Wie wenn der Graf vielmehr in geheimer Sendung des Kurfürſten von Brandenburg nach Paris gekommen wäre?“ rief der Miniſter und ſprang vom Seſſel, als gehe ihm ein helles Licht auf. Der Kurfürſt Friedrich Wilhelm war von Kurköln bearbeitet worden zu Gunſten der franzöſiſchen Angriffspolitik auf Holland, doch ohne Erfolg. Man erwartete den Georg Lorenz Crocow als brandenburgiſchen Abgeſandten in Paris, der, wie man wußte, ſich von der Sachlage genauer unterrichten und auf Abwendung des drohenden Krieges hinwirken ſollte. Konnte aber der Kurfürſt von Brandenburg diesmal nicht dieſelbe Liſt anwenden, die Ludwig ſchon ſo oft

gebraucht hatte und jenen Crocow als oſtenſibeln Bevollmächtigten ſchicken, welchem der Burggraf mit viel größerem geheimem Vertrauen vorausgegangen war, daß er, als bloſer Privatmann beobachtend, dem Crocow erſt auf die rechten Wege helfe, je nach Befund aber auch in ſeiner Maske eine andere Politik vertrete, als jener beglaubigte Sendling öffentlich? Stand doch für den Kurfürſten Vortheil und Nachtheil gleicherweiſe in Ausſicht, mochte ſich das Blatt drehen, wie es wollte. Denn als brandenburgiſchem Territorialherren konnte ihm die Niederlage der Holländer nur erwünſcht ſeyn, weil die Generalſtaaten ſeinen Cleve'ſchen und Weſtfäliſchen Beſitzungen ſtets gefährliche Nachbarn waren; als Kurfürſt des Reiches dagegen mußte er den Sieg der Holländer wünſchen, denn ihr Land war ein Vorwerk des Reiches gegen die Franzoſen. War es da nicht klug, wenn er zwei Agenten in Paris hatte, den einen für brandenburgiſche Sonderpolitik, den andern für kurfürſtliche Reichspolitik?

So dachte der Miniſter und beſchloß, das Geheimniß des Burggrafen um jeden Preis zu ergründen. Eine perſönliche Begegnung wurde — wenn

auch etwas mühſam — vermittelt; denn der gemarterte Bräutigam begann nachgerade leutſcheu zu werden. Was liegt uns an all den fremden Menſchen, die uns ſuchen, wenn das einzige Weſen, welches wir mit ganzem Herzen geſucht, uns ſo bequem entbehren kann? Die Pariſer Paſteten ſchmeckten dem Burggrafen nicht mehr, und die Pariſer Diplomaten auch nicht; er ſehnte ſich nach einem Stück deutſchen Hausbrodes und nach einem empfundenen Briefe ſeines deutſchen Mädchens. Und dann wußte er verzweifelnd wieder nicht, ob er ſich überhaupt noch nach dieſem Mädchen und nach irgend etwas in der Welt ſehnen ſolle. Wäre Magdalene ſeine erſte Liebe geweſen, und er ſelbſt erſt dreiundzwanzig Jahre alt, ſo würde er ſeine fünf Sinne beiſammen behalten und Kälte mit Kälte vergolten haben, allein da ſie ſeine letzte Liebe ſeyn ſollte, ſo war es natürlich, daß der achtundvierzigjährige Wittwer ganz und gar den Kopf verlor.

Arg zerſtreut empfing er den Miniſter. Dieſer zog, um ſich recht verbindlich einzuführen, eine eben eingelaufene Depeſche aus der Taſche und verſicherte, daß der Burggraf der erſte Menſch in Paris ſey,

welcher die ganz warme Neuigkeit erfahre: der ſchwediſche Reichsrath hatte die alte Allianz mit Frankreich wieder erneuert. Der Burggraf aber ſah die Depeſche ſo gleichgültig an, als ob es der Wäſchezettel ſeines Bedienten ſey. Zum Teufel, dachte er, mit aller Korreſpondenz, wenn es nicht gute Briefe von Hachenburg ſind!

Pomponne ſtaunte. Dieſer Fremde, ſprach er zu ſich ſelbſt, muß die trefflichſten Kundſchafter beſitzen; er hat das längſt gewußt, womit ich ihn überraſchen wollte.

Als der Miniſter darnach die Rede auf den Kurfürſten von Brandenburg lenkte, gab der Burggraf recht verkehrte Antworten, halb aus Zerſtreuung, halb aus Aerger; denn das Geſpräch begann ihn bereits grauſam zu langweilen. Aber gerade weil die Antworten ſo verkehrt waren, hielt ſie der Miniſter für ganz beſonders treffend: bald glaubte er nämlich, daß ihn der verkappte Sendling abſichtlich auf falſche Fährten leite, bald, daß er noch eine ganz andere kurbrandenburgiſche Politik in der Taſche habe als die dem Miniſter amtlich bekannte.

Pomponne zitterte dann aber inwendig vor Aerger,

daß aus dem Burggrafen durchaus nichts weiteres herauszubringen war. Allein je mehr er inwendig ſich ärgerte, um ſo artiger ward er auswendig. Er ſtellte dem Burggrafen alle ſeine Dienſte zur Verfügung, er forſchte höchſt theilnehmend, was und wen derſelbe in der Hauptſtadt bereits geſehen habe und noch ſehen möge und hoffte durch das unverfänglichſte Examen von der Welt ſolchergeſtalt doch irgend ein mittelbares Geſtändniß zu entlocken. Er ließ ſich's dabei recht ſauer werden. Aber da das franzöſiſche Kabinet zur ſelbigen Zeit eine ganze Schaar mit ſchweren Beuteln Goldes und noch vollwichtigeren Wechſelbriefen ausgeſtatteter Sendlinge an große und kleine deutſche Höfe geſchickt hatte, um Potentaten und Miniſter von allerlei Größe in Ludwigs Netze einzufangen, ſo ſchien es doch ein billiger Handel, hier blos Worte zu verſchwenden ſtatt klingender Münze.

Bei jenem Examen voller Fallen und Fußangeln geſtand denn auch der Burggraf ganz arglos ſeinen lebhaften Wunſch, den großen König Ludwig einmal von Angeſicht zu ſehen, obgleich er ſich's aus naheliegenden Gründen verſagen müſſe, in aller Form

ſeine Anſwartung zu machen. Der Miniſter horchte auf. Gewöhnt, mit Hintergedanken zu reden, ſuchte er ſie auch in dieſem einfachen Wunſche. Frankreich ſelber hatte erſt vor wenigen Jahren zum Staunen der diplomatiſchen Welt das Beiſpiel gegeben, wie man durch ein ganz unvorbereitetes Geſpräch unter vier Augen in den wichtigſten Staatshändeln plötzlich das Eis brechen könne, welches nach herkömmlichem Geſchäftsgange in Jahr und Tag nicht zu ſchmelzen geweſen wäre. Der franzöſiſche Geſandte in Wien, Ritter Gremonville, war am Sylveſterabend 1667 zu Fuß und allein, in einen großen Mantel gehüllt, beim erſten Miniſter des Kaiſers eingetreten und hatte demſelben ſo glatt vom Zaune weg die Vorſchläge Ludwigs über die Theilung der ſpaniſchen Monarchie vorgelegt. Konnte ein gefürſteter Burggraf ſich nicht in denſelben Mantel der Formloſigkeit hüllen und dem Könige in drei Worten die brandenburgiſchen Pläne klarer entwickeln — abſichtlich oder abſichtslos — als es der breiteſte Notenwechſel vermocht hätte?

Der Miniſter ſtellte dem Burggrafen ein zufälliges Zuſammentreffen mit dem Könige in Ausſicht;

der Burggraf nahm das Anerbieten äußerſt lebhaft an, ſeine gleichgültige Miene war wie weggeblaſen. Er legte ſichtbar großes Gewicht auf den Vorſchlag ſolch einer improviſirten Unterredung.

Pomponne hatte eine ſchlafloſe Nacht über dem kühnen Plane und ſpann ihn ſo lange im Geiſte weiter, bis er ſich in den feſten Glauben eingeſponnen hatte, die Zwieſprach des Burggrafen mit dem Könige müſſe ein überraſchendes Geheimniß zu Tage fördern. Er wußte dann auch Ludwigs Neugierde ſo gründlich zu reizen, daß der ſonſt ſo unnahbare Herrſcher zugab, der räthſelhafte Burggraf dürfe ihm zu einer beſtimmten Stunde im Garten von Verſailles begegnen, als ein Fremder, der von ungefähr des Weges gekommen ſey.

## Viertes Kapitel.

Der Miniſter fuhr mit dem Burggrafen nach Verſailles und zeigte ihm den neuen Prachtbau. In einer Allee, wo ſich eine beſonders lockende Anſicht bietet, verweilen die Beiden längere Zeit; da kreuzt ein einſamer Spaziergänger den Weg: — es iſt der König. Er redet den Miniſter an. Dieſer bittet um die Erlaubniß, den Herren Georg Ludwig, des Reiches gefürſteten Burggrafen zu Kirchberg und Herrn zu Farnrode, Sr. Majeſtät vorſtellen zu dürfen, und während der König ein artiges Geſpräch mit dem Grafen anknüpft, zieht ſich der Miniſter unvermerkt in den Hintergrund zurück.

Das nennt man in der Hofſprache eine „zufällige Begegnung“: ein Jeder weiß, daß er dem Andern begegnen werde und daß der Andere auch ihm zu begegnen beabſichtigt, Beide aber ſtellen ſich höchſt überraſcht, daß ſie einander begegnet ſind.

Keinem gelang jedoch diesmal dieſe Komödie der Ueberraſchung natürlicher als dem Burggrafen; denn da er wieder drei Wochen lang vergebens auf Hachenburger Briefe gelauert, ſo dachte er im Augenblicke gar nicht an den allerchriſtlichen König, der pünktlich zur Stelle eintraf, ſondern an die unchriſtliche Magdalene, deren Briefe niemals pünktlich eintreffen wollten. Faſt zur ſelben Minute aber gewann er auch wieder ſeine volle Geiſtesgegenwart und ſtand als fertiger Hofmann jenem Muſterfürſten höfiſchen Weſens gegenüber. Seine Haltung war correct, nichts weiter, und zwar wiederum aus dem geheimen Grunde, weil Magdalenens Briefe blos correct waren und nichts weiter. Ich meine, der Burggraf war nun nicht mehr zerſtreut, er that nichts Ungeſchicktes, wie wenn er bei der Verbeugung über ſeinen eigenen Degen geſtolpert wäre oder mit dem Hut auch die Perücke vom Kopf gezogen hätte, allein es fehlte die geniale Spannkraft, jenes Feuer, welches im Auge glänzt, im Worte ſchimmert, welches uns den Meiſter der geſelligen Form auch im ceremoniös gefeſſelten gleichgültigſten Geſpräche anziehend erſcheinen läßt.

Ludwigs Adlerblick erkannte ſofort dieſen Mangel: man hatte ihm den deutſchen Grafen als einen bezaubernd feinen und geiſtvollen Menſchen geſchildert, und vor ihm ſtand ein gewöhnlicher ſchnurgerechter Cavalier. Faſt unbewußt ſtimmte darum der König den herzgewinnenden Ton, in welchem er begonnen, ein wenig herab, und da ihm bald der Geduldfaden riß, mit einem gleichgültigen Menſchen über gleichgültige Dinge zu reden, ſo hielt er eine Weile an, als erwarte er eine Eröffnung aus dem Munde des Burggrafen.

Dieſer aber harrte gleichfalls ſchweigend. So ſprach denn Ludwig zuletzt in kaum merklich heftigem, aber raſchem, halblauten Tone: „Zur Sache, Herr Burggraf! Was habt Ihr mir mitzutheilen?“

Der Angeredete ſchaute fragend auf, ſich betroffen beſinnend.

„Ihr kommt von Berlin?“ fuhr der König drängend fort.

Der Burggraf ſammelte ſich und erwiderte mit großer Ruhe auf die haſtig herausgeſtoßene Frage: „Sire! ich habe Berlin niemals geſehen und kam vor Monaten von Hachenburg und Farnrode.“

Ludwig lächelte verächtlich über die beiden obſcuren Namen, von denen er den erſten nicht nachſprechen konnte und den andern heute zum erſtenmale hörte. „Aber Ihr ſeyd ein Freund des Kurfürſten von Brandenburg? Ihr habt Briefe von ihm?“

„Hier waltet ein Irrthum, Sire!“ entgegnete der Burggraf gemeſſen. „Der Kurfürſt von Brandenburg hat mich nie mit ſeiner Freundſchaft oder mit Briefen beehrt.“

„Aber was ſucht Ihr denn hier? Was bringt Ihr uns? Was habt Ihr uns unter vier Augen zu melden?“ fragte Ludwig, in ſteigender Ungeduld die Situation vergeſſend.

„Sire! Wir ſind uns zufällig begegnet!“ erwiderte der Burggraf, kalt und nachdrucksvoll.

Mit dieſem kurzen Worte war der König geſchlagen; er ſtand da wie ein Fechter, der im unruhigen Ausfallen ſich zu decken vergeſſen hat, der Klinge des Gegners preisgegeben.

Der Burggraf aber fand jetzt völlig ſich ſelbſt wieder, und als ob keine Magdalene und keine ungeſchriebenen Briefe auf der Welt ſeyen, ſprach er ſtolz und feſt: „Hätte ich eine Botſchaft an

Ew. Majeſtät, ſo könnte ich ſie meinem Range gemäß nur in förmlicher Audienz mittheilen. Ein deutſcher Reichsfürſt gibt ſich nicht zum verkappten Zwiſchenträger her. Ich weile in Niemandes Auftrage zu Paris, ſondern lediglich als ein unabhängiger Privatmann, dem es allerdings zum belehrenden Genuſſe gereicht, das glorreiche Walten Ew. Majeſtät aus ſolch unmittelbarer Nähe ſchauen und bewundern zu können.“

Jetzt wußte Ludwig genug: dieſe Worte ſprachen reine Wahrheit, er hatte es mit keiner Maske zu thun. Er warf einen bitterböſen Blick rückwärts, aber Pomponne war verſchwunden. Pomponne hatte ſich getäuſcht — das erkannte der König auf der Stelle — und wie beſchämend für den erhabenen Herrſcher würde dieſe Scene geendet haben, wenn er eben ſo unvorſichtig vorgegangen wäre wie ſein Miniſter! Die kleinen deutſchen Reichsfürſten achtete Ludwig ohnehin gering und hätſchelte ſie nur, wenn er ſie brauchen konnte: er hätte dieſen Burggrafen zertreten mögen, um deßwillen er ſich für nichts und wieder nichts zu dieſer Begegnung herabgelaſſen hatte.

Der Burggraf hingegen beobachtete während der

langen Pauſe peinlichen Schweigens gleichfalls gar wohl, welche innere Aufregung hinter den würdevoll kalten Zügen des Königs ſpielte, er vergaß im Augenblicke ſeine Magdalene ganz und gar und war alſo auch wieder ganz der ſcharfblickende Weltmann, welcher er vor dieſer unſeligen Pariſer Reiſe immer geweſen. Wie eine erleuchtende Ohrfeige fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß der König ihm wahrlich doch nicht darum in der Allee entgegen gegangen ſey, damit der Burggraf von Kirchberg Ludwig den Vierzehnten und Ludwig den Burggrafen von vorn und hinten anſehen und Einer mit dem Andern vom Wetter ſprechen könne. Er zitterte vor Scham über ſeine eitle Einbildung und vor noch größerer Scham darüber, daß man ihm augenfällig eine Rolle zugetraut, über welche er ſich nach ſeiner ſittlichen und geſellſchaftlichen Würde hoch erhaben fühlte.

Ludwig XIV. war aber nicht blos der durchtriebene Deſpot neuen Styles, er war zugleich der letzte Ritter aus einer vergangenen Zeit. Als Ritter deckte er darum jetzt die Blöſe, welche ſich der lauernde Deſpot gegeben. „Wir ſind uns zufällig begegnet, Herr Burggraf!“ wiederholte er mit

geſteigertem Nachdruck und ironiſchem Lächeln, „und was ich geſucht bei dieſem erwarteten Zufalle, das habe ich gefunden. Es war mir ein Räthſel, wodurch Ihr, ein bereits von der Anekdote und Sage der Geſellſchaft reich verherrlichter Held, meinen Hof ſeit Wochen in Entzücken, mein Kabinet in Zweifel und Verwirrung ſetzen konntet. Ich habe es jetzt gelöst: weil Ihr ein ſo vollkommener Edelmann ſeyd und doch zugleich noch mehr als dies, ein ſo vollkommener Mann! Andere verblenden durch die Lüge ihrer Natur, Ihr habt durch die Wahrheit Euerer Natur meine Leute verblendet. Wir ſind uns heute zufällig begegnet: doppelt wünſche ich nun, Euch an meinem Hofe öffentlich empfangen zu können.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der König.

Der Burggraf hätte ſich geſchmeichelt gefühlt, wäre er nicht zu verblüfft darüber geweſen, daß der König ſo ſchön und ritterlich zu lügen verſtand. Dem Miniſter ging er aus dem Wege und fuhr in einer Miethkutſche zur Stadt zurück.

Pomponne aber hatte keinen guten Tag nach dieſer „zufälligen Begegnung;“ er mußte den ganzen Zorn des getäuſchten Fürſten auf ſeinen Rücken

nehmen und war herzlich froh, daß ſich der deutſche Graf auf franzöſiſch empfohlen hatte. Im Grunde aber war es ſchwer zu entſcheiden, wer ſich an dieſem Tage am tiefſten beſchämt gefühlt und über ſich und die Andern geärgert habe, ob der König, oder der Burggraf, oder der Miniſter.

Zur klarſten Selbſterkenntniß gelangte freilich unſer Burggraf. Mit Schrecken gingen ihm die Augen auf über die klägliche und zweideutige Rolle, welche er unbewußt bisher in Paris geſpielt. Allein wie es menſchlicherweiſe zu gehen pflegt: auf die beiden Hauptunheilſtifter, auf Magdalene und ſich ſelbſt warf er den kleineren Zorn, den größten dagegen auf die Franzoſen, ihren König und Premierminiſter an der Spitze. Denn am unleidlichſten ſind uns immer diejenigen Leute, vor welchen wir uns ſchämen müſſen.

Pomponne befand ſich aber in gleicher Lage angeſichts des Burggrafen, und alſo war es kein Wunder, daß er nunmehr den räthſelhaften Fremden als einen ungeſchickten, verdächtigen, dem Könige mißliebigen Menſchen in den Hofkreiſen darzuſtellen wußte, was um ſo leichter gelang, da der König trotz ſeiner ritterlichen Einladung keine weitere Notiz von dem

Burggrafen nahm, wie auch der Burggraf vom Könige: Beide wiederum aus dem gleichen menſchlichen Grunde der gegenſeitigen Beſchämung.

So ſah ſich der Burggraf mit einemmale auf's Trockne geſetzt, von ſeinen früheren Freunden und Schmeichlern verlaſſen, und wo er ihnen ja begegnete, da war er ſelber ſo kurz angebunden, daß Keiner mit ihm etwas länger anzubinden ſich verpflichtet fand.

Ganz Paris und Frankreich war dem Burggrafen verſalzen, und er wäre am liebſten gleich nach Hachenburg zurückgereist, um ſofort zu erfahren, ob ſeine Rolle als Bräutigam nicht ein gleich beſchämendes Ende nehmen müſſe wie ſeine Rolle als beobachtender Politiker. Allein andererſeits ſchämte er ſich auch, ſo gar geſchwind wieder heimzukommen und den wahren Grund der verfrühten Heimkehr zu bekennen. Und alſo blieb er grollend vor der Hand noch wo er war.

Da berichtete ihm eines Tages ſein Bedienter, er habe Verdacht, daß die Hachenburger Briefe des gnädigen Herrn einen Mitleſer an der Pariſer Polizei gefunden hätten. Der Burggraf begehrte die Gründe dieſes Verdachtes, der Bediente aber wollte nicht

weiter heraus mit der Sprache; denn er fürchtete Prügel zu bekommen für ſeine Gründe. Als ihm jedoch ſein Herr verſicherte, daß er durchaus nicht böſe werden, ja ihm einen Louisdor ſchenken wolle, wenn er Alles friſchweg, lückenlos und wahrheitsgetreu erzähle, ſo begann der Diener:

„Ich komme an freien Abenden öfters mit andern Bedienten von Diſtinction zuſammen; ein Lakei des Polizeiminiſters, ein Kutſcher Pomponne's, ein Küchenjunge des Erzbiſchofs, ja ſogar ein königlicher Frottirer ſind mit von der Geſellſchaft. Dieſe Leute reden von Ew. gräflichen Gnaden, als ob Sie geradezu vom Könige verungnadet ſeyen und als ſage Ihnen der Hof nur noch mit dem Rücken guten Tag. Meine Widerrede hilft nichts; der Küchenjunge ſchlug mich mit Thatſachen, wofür ich ihm aber eine Ohrfeige gab, welches auch eine Thatſache iſt. Ueber den letzten Grund der Ungnade herrſchten anfangs getheilte Stimmen. Der Lakei des Polizeiminiſters jedoch hat zuletzt den Hergang ſo klar gelegt, daß die ganze Geſellſchaft überzeugt war, ſogar der Frottirer, der den Boden wichst, über welchen die Füße Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät ſchreiten, daher er

immer Alles am beſten wiſſen will. Es iſt die Liebe, ſagte der Lakai, die den Burggrafen geſtürzt hat. So ein Deutſcher, ſagte er, liebt nämlich ganz anders wie ein Franzoſe; iſt er verliebt, ſo iſt er's überall, im Eſſen und Trinken, in Rock und Kamiſol, ja ſogar in der Politik. Ein Franzoſe dagegen iſt blos verliebt bei ſeinem Mädchen, bei allen andern Dingen merkt ihm kein Menſch weiter die Liebe an. Nun hat der Burggraf eine Braut im Reich, die ihm mitunter einen Brief ſchreibt, er ſelbſt aber ſchreibt ihr ſechſe für einen. Das mag auch ſo deutſche Art ſeyn. Die Liebe zu dieſer Braut aber iſt ihm in die Politik hineingewachſen und das bewirkte ſeinen Fall. Die Familie der Braut nämlich liegt in einem alten Rechtsſtreite mit Kurköln und mein Herr ſagt darum, das Mädchen ſey eine perſönlich ebenſo anmuthige als lehensrechtlich intereſſante Partie. Folgerecht haßt dann weiter die Braut den Kurfürſten von Köln, Sr. Majeſtät getreueſten Alliirten, und wiederum folgerecht conſpirirt der Bräutigam gegen den Kölner, erforſcht deſſen geheime Schliche und verräth ſie in den dicken Briefen nach Hachenburg an die Gegner des Königs und des Kölners im Reiche. Wäre der

Burggraf der Politik des Vortheils gefolgt wie ein Franzoſe, ſtatt der Politik der Liebe wie ein Deutſcher, ſo hätte er in Paris Gold und Macht gewonnen, daß er zehn alte Prozeſſe am Reichskammergericht hätte auskaufen können. Nun aber haben ihn die Hachenburger Briefe geſtürzt, und der König zeigte ihm im Garten zu Verſailles eine Viſitenkarte, die ſah aus wie ein Verhaftsbefehl. So ſprach der Lakai des Polizeiminiſters."

Der Burggraf bemerkte dem Bedienten, er habe ihm nun für einen Louisdor Grobheiten genug geſagt, gab ihm das Gold und befahl, ohne Verzug die Koffer zu packen.

Nicht daß er vor der Pariſer Polizei geflohen wäre, weil ſie ſo genau gezählt hatte, wie viel Briefe er nach Hachenburg ſchrieb und wie wenige er von dort empfing: er floh vielmehr vor der Abendgeſellſchaft diſtinguirter Bedienten. Denn im Nachplaudern und Nachäffen der Geſpräche, welche dieſe Geſellen bei ihren Herren erlauſcht, trat ihm eine ſo vernichtende Parodie des Klatſches und des Intriguenſpieles der franzöſiſchen Hofkreiſe entgegen, daß er nun erſt, wo er ſeine Perſon in dieſes Zerrbild verwebt ſah,

klar erkannte, welch eine häßliche Fratze jene feine Gesellschaft auch bereits im Urbilde sey. Es war ihm geradezu ein Ideal seines bisherigen Lebens vernichtet.

Dazu kam noch etwas Anderes: die Beweisführung des Lakaien hatte ihn tief getroffen. Sie war ja an sich ganz falsch; denn die Familieninteressen der Braut dienten ihm keineswegs zur politischen Richtschnur. Aber der Vordersatz war impertinent richtig: wenn ein Deutscher einmal verliebt ist, so ist er's gleich überall. Die Liebe hatte ihn blind und stumpf gemacht für alle Menschen und Dinge, welche ihn umgaben; er ahnte, daß er als Staatsmann nicht wieder sehend würde, bevor er nicht von Grund aus erforscht, wie es um seine Liebe stehe, und nicht durch die Briefe, welche er geschrieben, wie die französischen Späher meinten, sondern durch die ungeschriebenen Briefe seiner Braut war er bei den Pariser Höflingen in Acht und Bann gerathen.

Darum ließ er jetzt so geschwind die Koffer packen und eilte zur Heimath, beschämt, erzürnt, athemlos gespannt in bangester Erwartung.

## Fünftes Kapitel.

Der Weg von Paris nach Hachenburg war damals noch weit, alſo hatte der Burggraf Zeit genug, nachzudenken, wie er ſeine Braut begrüßen und wie er's erproben ſolle, ob ſie denn wirklich noch ſeine Braut ſey, — nicht blos vor Zeugen und laut dem Artikel des Reichspoſtreiters, ſondern auch im Herzen ihm verlobt. Da er aber in der letzten Zeit ſeines Pariſer Aufenthaltes wieder völlig zu Verſtand gekommen war, ſo fand er leicht das rechte Geſicht und den rechten Ton, womit er Magdalenen frei und ſicher gegenübertrat.

Unangemeldet, dabei ſo ruhig und unbefangen, als komme er von einem kleinen Spaziergange, ſtand er eines Abends im Hachenburger Schloßgarten vor der Braut und ihrer Mutter, die dort in einer Laube beiſammen ſaßen. Er grüßte recht artig, und Mutter

und Tochter hätten den Willkomm, welchen ſie erhielten, miteinander auswechſeln können, ſo hätte eine Jede nachher eben ſo viel gehabt als vorher.

Magdalene war überraſcht, erſchreckt, erfreut, ſie zitterte, ward roth, ihr Auge glänzte und ſchwamm, es war, als ob ſie ſich entſetze beim Anblick des aus dem Boden gewachſenen Bräutigams und als falle ihr doch zugleich auch wieder ein rechter Stein vom Herzen.

Der Burggraf machte keine Umſtände, nahm Platz bei den Frauen und begann zu erzählen wie Einer, der eine große Reiſe gethan, von ſich und ſeinen Erlebniſſen. Er erklärte kurzweg, daß er ſo früh wiederkomme, weil es ihm in Paris gar nicht mehr gefalle, ſchilderte den Wirrwarr der politiſchen Intriguen, in welchem für einen ehrlichen deutſchen Burggrafen gar kein ſchicklicher Platz mehr ſey und gab ein ergötzliches Bild ſeiner zufälligen Begegnung mit dem Könige, der den großen König ſo trefflich ſpiele, daß man faſt glauben könne, er ſey es wirklich.

Das Alles aber berichtete er ſo fein, durchdacht und gegenſtändlich, als ob er's in einem Abendzirkel von geiſtreichen Damen und Herren vortrage, denen

er ſich ſelbſt als der geiſtreichſte zu zeigen befliſſen ſey. Magdalene, die mit Aug' und Ohr an dem Erzähler hing, mußte ſich wiederholt beſinnen, der geiſtvolle Herr ſey ja ihr Bräutigam, den ſie kaum nach langer Trennung wieder begrüßt; ſie aber glühte innerlich und im Geſichte wie im Fieber bei den ſchönen, kühlen Worten, ihre Hände waren eiskalt, und die Thränen liefen ihr mitunter aus den Wimpern, obgleich da doch eigentlich gar nichts zu weinen, ſondern viel mehr zu lachen geweſen wäre; denn der Burggraf ſparte auch den Humor nicht und den Spott gegen ſich und Andere, was man an dem würdevoll geſetzten Herren ſonſt kaum gewohnt war.

Kurzum, die Rollen ſchienen ſtracks vertauſcht; die frühere Liebesgluth des Bräutigams war in die Braut, die frühere Kühle der Braut in den Bräutigam gefahren.

Als aber der Burggraf mit ſo ätzender Kritik den franzöſiſchen König und das Getreibe ſeines Hofes und Kabinettes dargeſtellt, konnte ſich Magdalene nicht zurückhalten und drückte ihm warm die Hand, und als er geendet, fiel ſie ihm weinend um den Hals, und der Mann hätte von Stein ſeyn müſſen,

wenn er jetzt nicht ſein diplomatiſches Geſicht vergeſſen und feuchten Auges gefragt hätte, warum ſie denn in ſolchen Sturm der Empfindung ausbreche?

„Ich kann es ja nicht ſagen!“ rief Magdalene. „Es ſind die vielen ungeſprochenen Worte, die vielen ungeſchriebenen Briefe, die ſich jetzt alle mit Gewalt hervordrängen. Gottlob, daß du mir heute die Sprache zurückgegeben haſt; jetzt kann ich wieder reden und ſchreiben ſo viel du nur willſt.“

Und nachdem ſie etwas ruhiger geworden, erzählte dann Magdalene, wie ſie ihn allezeit gleich warm und treu geliebt, aber ſie habe in einem Starrkrampfe des Gemüthes gelegen, daß ſie kein Zeichen ihres innerſten Lebens habe von ſich geben können. Das mache die leidige Politik. „Ich verſtehe nichts von Staatshändeln,“ fuhr ſie fort, „und muß ſchweigen, wo du von ſolchen Dingen redeſt. Aber ich fühle doch wenigſtens die Schmach, welche unſerm Lande droht und die Ehren, welche es gewinnen könnte. Mir ſchauderte vor deiner Bewunderung des Franzoſenkönigs, und doch fürchtete ich mich, dir's zu ſagen. Ich ſchwieg von aller Politik, wo ich im Wortgefechte doch ſofort von dir geſchlagen worden

wäre. Als du aber vollends nach Paris gehen wollteſt, da war es mir, als eilteſt du in einen offenen Abgrund. Ich hätte dich zurückhalten mögen und konnte doch nicht; ich wußte, daß Widerſpruch dich nur um ſo ſtarrköpfiger machen würde. Ich war hülflos. Ich hätte dir Paris entleiden mögen, als ſey es Sodom und Gomorrha. Da dachte ich: liebt er mich ſo heiß, wie ich deſſen gewiß bin, ſo muß ihn dieſes Paris in den Tod zuwider werden, wenn es ihn von mir und meiner Liebe trennt. Er hält es nicht lange aus unter den Franzoſen, wofern ich nicht täglich in meinen Briefen bei ihm bin; der blaue Himmel wird ihm grau erſcheinen und die bezaubernd*ſten Männer und Frauen langweilig und der gewaltige König Ludwig ſelbſt ein ganz gewöhnlicher ſchwacher Menſch, wenn er nur aſchgraue, langweilige und gewöhnliche Briefe von Hachenburg erhält. Das war wohl recht anmaßlich gedacht, allein ich wußte ja, daß es auch mir im gleichen Falle gerade ſo ergangen ſey.

Oft fragte ich mich auch, ob ich da nicht ein durchdachtes Spiel treibe, unwürdig einer Braut? Allein dann ſagte mir mein Gewiſſen, dieſes Spiel

ſey Wahrheit, und wenn ich dir fort und fort Liebe vorgeſchwärmt hätte, ſo ſey dies vielmehr ein Spiel geweſen. Ich tröſtete mich, daß ich die ungeſchriebenen Briefe ſchon zur rechten Zeit nachſenden würde: jetzt ſollſt du ſie alle haben! Ich ſetzte das Glück meines Lebens ein: dieſer höchſte Einſatz zeigt, daß das Spiel mehr als Spiel war. Jetzt wirſt du meine Verzweiflung begreifen, ob meine Briefe auch in ſtichhaltiger Rechtſchrift abgefaßt ſeyen: ich dachte dabei ja nicht an die geſchriebenen, ſondern an die ungeſchriebenen Briefe!

Mit Georg Wolfgang konnte ich über Krieg und Frieden reden, wie mir um's Herz war; denn der Jüngling erfaßte die Politik mit dem Herzen, ganz wie unſereines. Nicht weil der Feind unſers Hauſes mit dem Franzoſen geht, bin ich dem Franzoſen feind, ſondern weil des Franzoſenkönigs Treiben meiner mädchenhaften Empfindung unrein däucht und verderblich für's deutſche Reich. Ich kann das nicht näher erklären, ſo wenig, als warum ich Ludwigs jungem Gegner zujauchze, dem Prinzen Wilhelm von Oranien. Die kunſtreich verſtrickten Querzüge von Ludwigs Politik verſteht ein Mädchen nicht. Aber

wenn Wilhelm, verlaſſen von allen Verbündeten, erklärt, er werde, wann er den letzten Fuß ſeines Landes gegen Ludwig vergebens vertheidigt habe, mit dem Volk ſich auf die Schiffe werfen, um jenſeit des Weltmeers in einem neuen Amſterdam, einem neuen Holland, einer neuen Freiſtatt der Freiheit frei noch leben und ſterben zu können, ſo verſteht das auch ein Mädchen, und doppelt wird die deutſche Fürſtentochter ſolche Worte eines deutſchen Prinzen heilig halten!“

Dies war der erſte der ungeſchriebenen Briefe, welchen Magdalene ihrem Bräutigam mittheilte.

Glückſelig, daß er ſeine Braut wiedergenommen, die er ſchon faſt verloren geglaubt, drückte dieſer die begeiſterte Jungfrau an ſein Herz. Wie ein Blitz durchzuckte ihn aber zugleich die Ahnung, daß es eine Staatsweisheit gebe, die nicht blos aus dem Verſtande, ſondern auch aus der Begeiſterung des Herzens geboren werde, geweihet von der Liebe zum Vaterlande, welche Frauen und Jünglinge wohl gewaltiger empfinden möchten, als der gewiegteſte Diplomat. Er ahnte es im Rauſch dieſer Liebesſtunde; denn dem nüchternen Geiſte ſeiner Zeit und

Schule lagen ſolche Gedanken noch zu fern, als daß er ſie anders denn eine Weiſſagung hätte ahnen können. Von einer ſo ſchönen Prophetin aber wie Magdalene läßt man ſich gerne weiſſagen, und während die wohlgemeinten Predigten der verſtändigen erſten Frau den Burggrafen nur ſtarrer gemacht im Widerſpruch, weckten und nährten die ungeſchriebenen Briefe dieſes „politiſchen Kindes“ dauernd ſeinen deutſchen Geiſt.

Es verdient wohl der Vergeſſenheit entriſſen zu werden, daß in einer Zeit, wo verderbte Frauen ſo viel Unheil in der Politik ſtifteten, jene edle Erbgräfin von Sayn ſo tapfer für eine patriotiſche Politik gekämpft hat, und zwar mit der ſchärfſten Waffe eines liebenswürdigen Weibes: — indem ſie unter Schmerzen zu ſchweigen wußte.

# Demophoon von Vogel.

# Erſtes Kapitel.

Wer die rechte Stimmung nicht findet, der kann keine gute Oper ſchreiben, und wer keine gute Oper ſchreiben kann, der ſchreibt am beſten gar keine.

So dachte Friedrich Vogel, ein tüchtiger Tonſetzer der Gluckiſchen Schule. Aber er wollte und mußte jetzt eine Oper ſchreiben; darum rang er vor Allem nach Stimmung.

Das Glück war ihm wie im Traume in den Schooß gefallen; denn wenn ein junger deutſcher Muſiker vor achtzig Jahren eine Oper für die Pariſer Bühne ſetzen durfte, ſo war dies doch wohl ein traumhaftes Glück. Friedrich Vogel hatte ſich in Paris eine glänzende Stellung als Muſiklehrer geſchaffen, wobei ihm allerdings die Fürſprache ſeines Vetters, des berühmten Johann Chriſtoph Vogel, und des noch viel berühmteren Vorbildes Beider, des Ritters Gluck, bedeutend unter die Arme griff.

Kleinere dramatiſche Sätze Friedrichs wetteiferten in der Gunſt der Kenner mit den Werken Johann Chriſtophs, ja man verwechſelte oft die neueſten Schöpfungen der zwei Vogel, ſo nahe verwandt auch in Form und Geiſt ihrer Muſik waren die Vettern. Aber Friedrich war ein unruhiger Geſelle; als er ſich eben recht feſtgeſetzt hatte in Paris, trieb es ihn wieder fort. Er ging nach Wien. Dort erhielt er brieflich den Antrag eines Pariſer Theaterdirektors zur Compoſition der Oper „Demophoon.“ Anfangs glaubte er, der Mann habe wieder die Vettern verwechſelt und meine eigentlich den gefeierten Johann Chriſtoph Vogel; doch dem war nicht alſo: er meinte wirklich den Friedrich. Der Antrag war zwar in der That urſprünglich dem Johann Chriſtoph zugedacht geweſen; da dieſer aber bereits an ſeiner „Medea“ arbeitete, die nachgehends ſo glänzenden Erfolg und ihrem Schöpfer einen kunſtgeſchichtlichen Namen gewinnen ſollte, ſo hatte er abgelehnt und den Vetter warm empfohlen. Friedrich nahm nun die Arbeit dankbar an; denn die Bedingungen konnten nicht günſtiger ſeyn. Für die Vollendung war Jahresfriſt beſtimmt gefordert.

Mit wüthendem Eifer ſtürzte er ſich ſogleich kopfüber in den vollen Strom des Schaffens und entwarf zuerſt, getreu dem Vorbilde Gluck's, das ganze Werk groß und frei im Geiſte, bevor er irgend an's Niederſchreiben ging. Er ſchwelgte in dieſer Seligkeit des erſten Wurfes und hatte Stimmung genug und übergenug. Kaum drei Wochen waren vergangen, und ſchon wallten alle die Geſtalten und Scenen des Drama's, muſikaliſch feſt durchgebildet, vor dem inneren Auge und Ohre vorüber. Jetzt mußte er nur noch Alles niederſchreiben. Aber dieſes „Nur" iſt ein furchtbar tückiſches Wort! Mit Schrecken entdeckte Vogel, daß es zweierlei Stimmung gibt: Stimmung zum Erfinden und Stimmung zum Schreiben, und daß Leute, die in der Phantaſie am leichteſten arbeiten, auf dem Papiere entſetzlich mühevoll einherkeuchen, und daß umgekehrt Männer, bei welchen die ſchaffende Kraft des Geiſtes im Schneckengange ſchleicht, oft wahre Schnellläufer auf dem Papiere ſind.

Der Rauſch des Erfindens verflog: die Noten trockneten ihm in der Feder ein. Wochen vergingen; die Partitur wollte ſchlechterdings nicht wachſen, und

doch hatte er die ganze Oper fertig im Kopfe! Er mußte ſich wohl in einen neuen Rauſch ſtürzen, um den alten wiederzugewinnen. Alſo ſuchte er ſeine Freunde auf, Geſelligkeit, heitere Anregung beim Glaſe Wein und bei weindurchleuchteter Rede. Aus Arbeitsluſt hatte er in der letzten Zeit die Freunde geflohen; jetzt rettete er ſich zu ihnen, um in ihrem Kreiſe Arbeitsluſt zu finden. Er redete mit Kunſtgenoſſen über das Werk, er phantaſirte ihnen einzelne Motive, ganze Arien, ganze Scenen am Klaviere vor und ſang dazu mit herzbrechender Componiſtenſtimme. Man fand die Proben überaus köſtlich, bewunderte und ermunterte, und wenn Vogel ſo am Klaviere ſaß, die Freunde zur Rechten, das Weinglas zur Linken, dann war Alles wieder fertig, er wußte genau, was und wie er ſchreiben müſſe, er konnte gar nicht erwarten, bis er wieder allein war bei Feder, Dinte und Papier. War er aber dann wirklich allein, ſo konnte er erſt recht keine Note ſchreiben; er hatte ſich ja ausgeſprochen, ausgeſpielt, ausgeſungen; wozu noch Weiteres? Er war ſo ſatt, daß ihn ſeine eigene Muſik anwiderte.

Die Partitur machte keine Fortſchritte; nur ſeine

Virtuoſität im Trinken ſchritt bedeutend fort, und Vogel war von Hauſe aus doch gar kein Trinker. Er that dem Dinge Einhalt, denn er erkannte klar, daß auf dieſem Wege die verhexte Stimmung nicht zu haſchen ſey. Alſo zog er ſich wieder in die einſame Zelle zurück.

Arglos kam ein und der andere Freund zum Beſuche, natürlich immer in dem Augenblick, wo ſich eben etwas Stimmung zum Schreiben anſetzen wollte. Vogel runzelte die Stirn, rollte die Augen, war barſch, kalt, ungeduldig, ſo daß der Beſuchende froh war, wenn er die Thüre nur glücklich wieder im Rücken hatte. Wenige kamen zum zweitenmale wieder. Der unſelige Stimmungsjäger aber klagte fort und fort, daß er überlaufen werde, und zuletzt blieben Alle weg. Jetzt konnte er ungeſtört grübeln über das Geheimniß der Stimmung. Allein es geht hier wie mit dem Schlafe: wer nachdenkt, wie man einſchläft, der ſchläft gewiß nicht ein. Und ſchon nach wenigen Tagen klagte Vogel, daß er in Selbſtquälerei verkomme, daß ihm alle Anregung fehle, daß ſeine Freunde ihn allein ließen. „Wenn ich leben muß wie ein Eremit," ſprach er, „gemieden

von den treuloſen Geſellen, wie ſoll ich da die Stimmung zu der Oper finden?“

Doch zum Glücke war die Friſt noch lang, ein Jahr hat viele Wochen; er konnte noch eine gute Weile die Stimmung abwarten. „Aber gerade das ferne Ziel lähmt meinen Eifer,“ dachte er. „Iſt nicht jeder Künſtler wie ein Schulknabe, der am beſten arbeitet, wenn's ihm auf dem Nagel brennt?“ Da kam ein Brief ſeines Vetters aus Paris, der fragte an, wie weit denn die Oper vorgeſchritten ſey? Vogel erſchrack; er ſah in den Kalender: es war doch ſchon eine ſchöne Zeit verlaufen. „Man mahnt mich,“ rief er aus, „man will mich drängen, und obendrein thut dies der Vetter, der doch ſelbſt ein Künſtler iſt und unglaublich langſam componirt. Er ſollte doch wiſſen, daß man gemahnt, gehetzt aus aller guten Laune kommt, daß man angeſichts der Uhr und des Kalenders nur tagelöhnern, nicht aber dichten und ſchaffen kann!“

Hätte Vogel doch nur um's Geld ſchreiben müſſen: er würde vielleicht trotz dem Fluge der Gedanken auch auf einen feſten Stuhl zum Schreiben gekommen ſeyn. Allein ſein Vater war ein reicher

Nürnberger geweſen, und der genügſame Künſtler bedurfte des Ehrenſoldes für die Oper kaum. Er jammerte, daß er kein armer Teufel ſey; er hätte dann wohl Ruhe genug gefunden, die Feder geduldig über die fünf Notenlinien laufen zu laſſen.

Doch vielleicht lag der Quell des Uebels ganz wo anders. Vogel war verlobt mit einer italieniſchen Sängerin und ſah im Lauf des Jahres der Hochzeit entgegen. Wie mag auch ein Bräutigam eine vielſtimmige dicke Partitur mit Notenköpfen ausmalen! Harrend, ſehnend, hoffend, bald im hellen Jubel, bald in weicher Schwärmerei konnte er da wohl ſeine Gedanken kühn durch die Saiten brauſen laſſen, aber das Schreiben ward dem unglückſeligen Glücklichen in dem Maße unmöglicher, je näher der Hochzeitstag rückte. Er kannte zwar einen Kunſtgenoſſen, der ſogar am Hochzeitmorgen einen vierſtimmigen Krebskanon auf den Text „Amen“ erfunden und in den zierlichſten Noten niedergeſchrieben hatte, allein ſolch ein Fugenreiter war Friedrich Vogel nicht: ihm mußten die Töne aus dem Herzen quellen, oder er blieb überhaupt ſtumm.

„Ich muß dieſe Sturmtage vor dem Lenze vor-

überziehen laſſen," dachte er: „erſt heirathen und dann componiren, das iſt die rechte Reihenfolge." Und gewiß, wann mögen wir eine geſegnetere Zeit zum künſtleriſchen Schaffen finden als im Beginn der Ehe, wo wir ſchwärmen und dennoch befriedigt ſind, angeregt und beruhigt zugleich, wo ein neues Leben uns erblüht, welches aber auch Maß und Ziel und Abſchluß ſicher in ſich birgt: da läßt ſich phantaſiren und niederſchreiben, erfinden und ausführen, eines ſo gut wie das andere.

So dachte der Künſtler vor der Hochzeit. Allein nach der Hochzeit dachte er ſeltſamerweiſe wieder ganz anders. Das Notenpapier blieb in der Ecke liegen; er ging ihm aus dem Wege, denn die raſtrirten Blätter ſchauten ihn an wie das böſe Gewiſſen. „Soll ich die ſchönſten Tage des Lebens nicht voll und rein genießen?" fragte er ſich; „es hat noch Zeit mit dem Schreiben, Alles der Reihe nach: erſt die Flitterwochen und dann die Oper."

Die junge Frau ſang wunderſchön und berauſchte alle Hörer und ihren Mann natürlich noch weit mehr als die Uebrigen. Wie herrlich mußten erſt die Arien der neuen Oper Demophoon von ihren

Lippen tönen; aber freilich, ſie mußten geſchrieben ſeyn, bevor ſie geſungen werden konnten. Mit wahrem Heldenmuthe zwang ſich der Gatte zur Niederſchrift und er würde auch ſicher eine ganze Arie binnen vierundzwanzig Stunden niedergeſchrieben haben, wenn ſeine Frau nur nicht gar ſo ſchön geſungen hätte. Die Melodie kam noch auf's Papier; dann aber riß ihn die Ungeduld vom Pulte weg; er wollte auf der Stelle hören, wie das Alles klinge, die Sängerin hatte ja jetzt Noten, und die Begleitung konnte er aus dem Kopfe ſpielen. Allein Eugenia ſang nicht halb ſo ſchön, als er erwartet hatte. Natürlich. Ihr war das Tonſtück fremd, ſie hätte ſich erſt mit Fleiß und Nachdenken hinein arbeiten müſſen; in Friedrichs Geiſte dagegen ſtand jede Wirkung voll, feſt und fertig: der unreife Vortrag klang ihm wie ein Todesurtheil über ſeine Muſik. Er verwünſchte die ganze Oper und zog andere Tonwerke hervor, die ſeiner Frau geläufig waren, und ſo hörte er ſich dann auch wieder zurück in das frühere Entzücken über ihre göttliche Kunſt. Der Gluckiſche Styl Vogel's war einer Italiänerin ohnedies nicht ſonderlich mundgerecht. Im

zweiten Jahr der Ehe hätte er die Frau vermuthlich zur deutſchen Weiſe zu bekehren verſucht, allein im erſten ließ er ſie ganz italieniſch gewähren. Ja er ſtudirte mit ihr Piccini, den er haßte; er ſtudirte ihn mit Freuden, weil er nur Eugenia und nicht den Piccini hörte, weil er ſich an ihr beſeligen, mit ihr arbeiten, mit ihr triumphiren wollte, er vertieſte ſich in die Geſangkunſt, als ob er ſelber eine Sängerin wäre: das führte ihn zu tauſend ſchönen Dingen, nur nicht zur Partitur des Demophoon.

Mehrere Wochen ſchwelgte er gedankenlos fort im bezaubernden Geſange; dann erwachte die Reue. Wenn ſich ſolch eine verdammte Oper nur von ſelbſt niederſchriebe! Der Componiſt wurde im jähen Gegenſchlage faſt tiefſinnig vor nagender Unzufriedenheit, er ärgerte ſich und ſeine Frau und ward allen Menſchen zur Laſt. Es gibt Künſtler, die ihr ganzes Leben nach Stimmung jagen; ſie ſind die fürchterlichſten Gatten, Freunde und Mitmenſchen. Vogel hatte in Paris einen ſolchen Stimmungsjäger gekannt, der ſo gefürchtet war, daß man ſagte, ein Heuwagen fahre ihm aus dem Weg, wenn er, Stimmung ſuchend, über die Straße gehe. Es

ſchauderte dem armen Vogel, als er jetzt ſein eigenes Spiegelbild in der Karikatur jenes troſtloſen Geſellen erkannte.

Aber was nützt alle Selbſterkenntniß, wenn ihr nicht die That der Umkehr und Beſſerung auf dem Fuße folgt. Alſo zur That! Der junge Gatte entzog ſich ſeufzend dem Sirenengeſange ſeiner Frau; er vertiefte ſich wieder ganz in die Oper. Er ſtellte ſich die Aufführung recht greifbar vor, malte ſich den Erfolg und ſchrieb ſich im Geiſte die ſchönſten Zeitungskritiken. Allein indem er ſo das Ende vor den Anfang ſetzte, fand er immer weniger die Stimmung, nun einmal wirklich anzufangen.

Woche um Woche verſtrich, und ehe er ſich's verſah, war der Termin des Jahres abgelaufen. Der Theaterdirektor ſchrieb Mahnbriefe, und forderte endlich das Textbuch zurück mit dem Bemerken, Johann Chriſtoph Vogel habe inzwiſchen ſeine Medea vollendet und ſey bereit, jetzt auch den Demophoon zu übernehmen und für den Vetter einzuſtehen, wenn derſelbe denn ſchlechterdings ſeinen Vertrag nicht halten wolle. Friedrich Vogel war tief entrüſtet über ein ſolches Vorgehen und antwortete dem Theater-

direktor gar nicht, ſondern ſchrieb nur einen ſpöttiſch artigen Brief an Johann Chriſtoph, worin er ihm Glück wünſchte zu dem neuen Auftrage des Demophoon. Dieſer war mit Recht gekränkt, daß er für ſo viele Güte noch Spott und Hohn ernten müſſe und brach allen Briefwechſel mit dem launiſchen, undankbaren Vetter ab.

In einem Gemiſch von Wuth und Jubel warf Friedrich die dürftigen Anfänge der Partitur in den Ofen; das Textbuch aber faßte er mit der Feuerzange und ſchob es in den hinterſten Winkel ſeines Notenſchrankes; denn als einen Gegenſtand äußerſten Abſcheus, wollte er es nicht mit den Fingern berühren. Da hinten mochten die teufliſchen Verſe einſtweilen liegen bleiben, bis er einmal Stimmung fand, ſie einzupacken und nach Paris zurückzuſchicken; die Pariſer konnten warten und ſie beſaßen doch wohl ohnedies eine Abſchrift. Damit ihm das Buch aber ja nicht zur Unzeit vor die Augen komme, warf er einen Haufen alter Papiere darüber und wünſchte die Pariſer und alle Opern und alles Stimmungsſuchen und Notenſchreiben zum Teufel.

## Zweites Kapitel.

Vier Jahre waren vergangen. Friedrich Vogel lebte noch immer in Wien; er gab Unterricht und ſchien das Componiren ganz verlernt zu haben. In ſeinem Hauſe ſah es bürgerlich behäbig aus, aber beſonders künſtleriſch gerade nicht.

An einem Sommernachmittage ſaß er einmal in Hemdärmeln auf der Stube, denn es war ſehr heiß. Ein Bübchen von drei Jahren ſtand ihm zur Rechten und lehnte ſich an des Vaters Knie, ein anderthalbjähriges Mädchen kroch ſpielend auf der linken Seite umher, und vor dieſer Gruppe lag ein ganz kleines Wickelkind in einem Korbe und ſchrie erbärmlich. Der Muſiker ließ ſich aber durch die unmelodiſchen Töne nicht verſtimmen, ſondern ſagte mit vergnügtem Geſichte bald dem Knaben ein Sprüchlein vor, welches derſelbe in drolligem Kauderwelſch

nachſtammelte, bald ſchob er dem Mädchen die zerſtreuten Spielſachen wieder herbei oder verſuchte den Schreihals im Korbe zu beſänftigen.

Da klopfte es. Ein Fremder trat herein und fragte auf franzöſiſch nach Herrn Friedrich Vogel. Als der Mann in den Hemdärmeln ſich erhob und ſagte, der ſey er ſelber, glaubte der Franzoſe irre gegangen und zu einem unrechten Vogel gerathen zu ſeyn, allein es klärte ſich bald auf, daß eben der Muſiker Vogel vor ihm ſtand, welchen er geſucht hatte. Kaum aber überzeugte ſich der Franzoſe, daß er ſeinen Mann gefunden, ſo ging er aus dem höflichen Ton ſeiner erſten Frage plötzlich in eine viel gröbere Tonart über: er war der Theaterdirektor, welcher vor fünf Jahren dem Künſtler brieflich die Beſtellung des Demophoon gegeben. Vogel hörte das mit großem Gleichmuth; allein der Franzoſe nahm die Sache gar nicht auf die leichte Achſel. Er warf dem Muſiker in harten Worten den Vertragsbruch vor, klagte bitter über die unbeantworteten Briefe und daß ihm nicht einmal das Textbuch, ſein Eigenthum, trotz vielfachen Mahnens zurückgeſandt worden ſey.

Vogel erſuchte ihn höchſt artig, Platz zu nehmen, holte das Buch, welches aber ſeltſamerweiſe nicht mehr im Notenſchrank vergraben, ſondern offen auf dem Klaviere lag, und übergab es dem harten Mahner mit der Bitte, er möge doch nicht gar ſo böſe ſeyn, einem Künſtler müſſe man kleine Zerſtreuungen nachſehen. Der Direktor aber ſchalt ſo gewaltig über ſolche kleine Zerſtreuungen, die man genauer ein ſchweres Unrecht nenne und die ihm Schaden und Verdruß genug gebracht hätten, daß die zwei Kinder aus Schreck über den böſen Mann ſich hinter des Vaters Stuhl verkrochen und ſelbſt das Kleinſte in den Windeln ein furchtbares Angſtgeheul anſtimmte.

„Erſchrecken Sie mir doch meine Kinder nicht!“ rief der Muſiker. „Die Franzoſen ſind die artigſte Nation: wie kann ein Franzoſe ſo grob ſeyn!“

Der Fremde ſtaunte und rief: „Ich bin auch von Natur gar nicht ſo grob. Aber man hat mir immer geſagt, Sie ſeyen der gröbſte Muſiker in ganz Deutſchland: wie können Sie denn ſo artig ſeyn?“

„Ich bin nur grob, wenn ich Stimmung ſuche,“ erwiderte Vogel und reichte dem Franzoſen die Hand, „aber ſeit geraumer Zeit habe ich ſie bereits gefunden.“

„Reden Sie mir nicht von Ihrer Stimmung,“ zürnte der Franzoſe: „Ihre vermaledeite Stimmung hat mir ſchon ich weiß nicht wie viel tauſend Livres gekoſtet! Wozu brauchen Sie denn noch Stimmung? Zum Componiren? Am Ende gar zum Demophoon?“

„Nein! die brauche ich jetzt nicht mehr, oder nur noch ein ganz klein bischen, denn der Demophoon wird bald bis zur letzten Note fertig ſeyn.“

„Bald? und fertig? — Was ſoll das heißen?“

„Nun, ich meine ſo etwa in acht Tagen.“

„Ah das kenne ich, er iſt ſchon oft in acht Tagen fertig geweſen.“

„Diesmal iſt er ganz gewiß zum letztenmale in acht Tagen fertig.“

„Geſchrieben fertig?“

„Ja! Aber ich werde Ihnen die Oper nicht geben und auch keinem anderen Menſchen. Mein Vetter hat ſie ja für Ihre Bühne componirt; er iſt der beſſere Meiſter. Ich habe den Text für mein Vergnügen geſetzt und Note für Note niedergeſchrieben: dort liegt die Partitur.“

„Ihr Vetter hat die Oper nicht componirt!“

rief der Franzoſe dazwiſchen. „Er hat mich mit unbeſtimmtem Verſprechen gerade ſo arg hingehalten, wie Sie mit dem beſtimmteſten Vertrag. Ihre ganze Familie ſcheint beſtändig nach Stimmung zu ſuchen, welche ſie nie zur rechten Zeit finden kann.“

Bei dieſen Worten verlor nun Vogel ſeinerſeits all ſeinen Vorrath von Höflichkeit und brach in ſo hellen Zorn aus, daß ſich die Kinder jetzt aus Angſt vor ihrem Vater hinter den Franzoſen flüchteten. „Sie ſind ein abſcheulicher Menſch,“ rief er, „ein wahrer Stimmungsmörder! Warum ſagen Sie mir eben jetzt, daß mein Vetter die Oper nicht geſchrieben? warum ſagen Sie mir es nicht erſt nach acht Tagen? Nun weiß ich wieder nicht mehr, ob ich fertig werde. Das halbe Finale fehlt noch und die Ouverture; ich war ſeit Monaten in der ſicherſten Stimmung zum Schreiben: jetzt iſt wieder Alles vorbei. Johann Chriſtoph hat keinen Demophoon componirt? Sie begehren alſo eine Partitur für die Aufführung? Aber ſie wird unvollendet bleiben, ohne Anfang und ohne Ende.“

Da riß auch dem Franzoſen der letzte Geduldfaden. „Sie ſind ein Narr!“ ſchrie er, „und all

das Gerede von der fertigen Oper iſt nur eine Schwindelei, die Sie mir ſchon öfters vorgegaukelt.“

Vogel wurde bei dieſen Worten ganz kalt und gelaſſen und ſagte lächelnd: „Sie haben mich für den gröbſten Muſiker gehalten; machen Sie doch nicht, daß ich Sie nun für den gröbſten Theaterdirektor halten muß! Aber hören Sie mich an; ich bin wirklich kein Narr. So lang ich dachte, mein Demophoon ſolle aufgeführt werden, war mir kein Effekt ſtark und ſicher genug; raſtlos prüfte ich und verwarf wieder und gerieth in ſolche Todesangſt über das Gelingen, daß ich keine Note mit gutem Gewiſſen niederſchreiben konnte. Der Teufel mag componiren, wenn er beſtändig von tauſend klatſchenden und pfeifenden Menſchengeſtalten verfolgt wird! Aber als Sie Ihren Auftrag zurückgezogen und meinem Vetter übergeben hatten, da kam mir ein ſeltſames Gelüſten, die längſt erfundenen Melodien nun doch niederzuſchreiben, aber ganz heimlich, blos für mich, und ich kümmerte mich keine Minute darum, ob ſie ſonſt noch einer Seele gefallen würden als mir ſelber. Nun ging es prächtig. Obgleich ich ein ſehr ſtrenges Publikum war, ſo wußte ich doch immer,

warum ich als Publikum mir, als Componiſten, Beifall ſpendete oder nicht, und das weiß das andere Publikum gar ſelten. Aus dieſer ſeligen Selbſtvertiefung reißen Sie mich heraus, indem Sie Ihre gierige Hand nach meiner Partitur ausſtrecken. Der Vetter hat keinen Demophoon gemacht: Sie wollen mir mein Werk abzwingen, Sie wollen es aufführen, aber es wird in acht Tagen nicht fertig werden, vielleicht niemals; denn ſo lange Sie mir auf dem Nacken ſitzen, iſt alle Stimmung verloren!“

Vogel hielt eine Weile inne, ging im Zimmer auf und ab und beſann ſich. Er blickte auf ſeine Kinder, die ſich wieder zu ihm herüberwagten. Dann fuhr er fort: „Eigentlich habe ich aber doch nicht blos darum Ihren Auftrag ausgeführt, weil Sie mir denſelben abgenommen und einem Beſſeren übergeben hatten. Ich habe Frau und Kinder, die zwangen mich noch viel mehr zur Stimmung.“

Der Direktor athmete auf; er fragte den Künſtler, ob er durch ſein Hausweſen etwa in Noth gerathen ſey?

„O nein!“ erwiderte dieſer, „es ging uns immer gut. Aber meine Frau iſt Sängerin — —“

„Ich habe Signora Eugenia gehört und bewundert," unterbrach ihn der Franzoſe. „Von der Macht ihrer Stimme wurden Sie in's Componiren hineingeſungen!"

„— iſt Sängerin geweſen," fuhr Vogel gelaſſen fort. „So lange ſie ſingen konnte, ſang ſie mir alle Stimmung zum Schreiben hinweg. Allein ſie hat im erſten Kindbett die Stimme verloren und ſingt jetzt nur noch mezza voce, Wiegenlieder nämlich für unſere kleine Peppi, und auch das nur gleichſam auf Gaſtrollen, wenn ich mit dem Kinde gar nicht fertig werden kann. Nun denke ich aber gar oft zurück, wie wunderſchön einſt Eugenie geſungen hat, und bilde mir ein, wie herrlich ſie meine Arien ſingen könnte, obgleich ſie mir dieſelben immer verdarb, und im Traumbild aller der Möglichkeiten, die noch aus ihrer Stimme für den deutſchen Styl wären zu entwickeln geweſen, ſchreibe und ſchreibe ich, und leſe in den Noten ihre Stimme und meinen Vortrag. Ach ſo harmoniſch ſangen und ſchrieben wir nie zuſammen vor dem erſten Kindbett! Eine Sängerin mit ausgeprägter Schule und wirklicher Stimme kann fürchterlich werden für

einen Componiſten, der blos Partituren denkt, aber eine Sängerin mit blos gedachter Stimme zaubert uns wunderbar in alle Tiefen einer wirklichen, geſchriebenen Partitur hinein.

„Doch das hätte Alles nicht durchaus geholfen und die Oper wäre noch nicht halb fertig, wenn nicht die drei kleinen Kinder da herumliefen. Ihnen danke ich die nachhaltigſte Schreibeſtimmung. Die Bälge lärmen und toben den ganzen Tag auf meinem Zimmer; denn meiner lieben Frau ſteckt das Theaterleben noch im Kopf, ſie iſt ſeelengut, aber ſie iſt keine Hausfrau, ſie kann namentlich kein Kindergeſchrei hören. Da muß ich nun faſt allein Haus halten und die armen Würmer erziehen und in den Pauſen ſchreibt ſich der dramatiſche Satz ganz vortrefflich. Seht, wenn die Kinder ausnahmsweiſe einmal ſtille ſind, dann phantaſire ich, und wenn ſie, wie in der Regel, heulen und ſchreien, dann ſchreibe ich nieder — Kindergeſchrei wirkt wie Eis zur Abkühlung einer überglühenden Phantaſie. Und lediglich weil es fortwährend in mir ſang und klang, konnte ich früher nie recht zum Schreiben kommen: jetzt ſingen die Kinder, da wird es ſtille in mir und ich ſchreibe.

„Dann aber erſt die Nächte! o die Nächte im Eheſtande ſind wie gemacht zum Opernſchreiben. Beſonders ſtill ſind ſie gerade nicht, allein da würde ich ja auch ſchlafen und träumen. Nun kommen aber die Kinder, Eines nach dem Andern — ich kann ſie der Mutter nicht überlaſſen, die iſt zu nervös — Georg hat im Schlaf die Decke weggeſtoßen, er will wieder zugedeckt ſeyn, Anna wimmert, ſie will — nun Sie kennen das wohl auch. Aber die kleine Peppi fordert den ſtrengſten Dienſt; ich muß ſie ſtundenlang umhertragen, auf den Armen wiegen; — ach, es dauert oft entſetzlich lange. Da dachte ich, als ich zum erſtenmale ſo mein eigen Kind in ſtiller Nacht auf und nieder trug: Das kleine Geſchöpf zeigt ein neues Geſchlecht an, welches aufzuſteigen beginnt, und du ſelber trittſt mit all deiner Jugend bereits in die zweite Reihe. Du biſt jetzt ein ganzer Mann; denn du haſt Weib und Kind, aber du haſt noch nichts für die Welt gethan, wie's einem ganzen Manne ziemt, du haſt früher ein Kind als eine Oper auf die Beine gebracht. Am Ende wirſt du Großvater und der Demophoon iſt immer noch nicht fertig. Ein goldener Gedanke,

Arbeitsſtimmung zu erwecken! Mit wahrer Wuth ſetze ich mich des andern Morgens an den Schreibtiſch.

„Wenn aber die Kinder ſo aus dem Kleinſten herauszuwachſen beginnen, dann ſchreien ſie immer ärger und länger, und immer ſchwerer wird's, die tödtliche Langeweile der Nachtſtunden zu überwinden. Ich aber prüfe derweil in Geduld meine muſikaliſchen Gedanken, die ich am Tage zuſammengedichtet, ich beſſere und ordne ſie und ſinge ſie dem Wickelkinde zwanzigmal vor. So banne ich mich auf einen feſten Punkt der Arbeit, und das habe ich früher nie gekonnt. Braust es mir aber trotz alledem noch manchmal am Tage wild durch den Kopf, daß meine Stimmung zu allen Sternen zerflattern möchte, dann mache ich mir einen Vers auf's Notenſchreiben und ſage ihn dem Chriſtian ſo lange vor, bis er ihn nachſprechen kann. Kann der Bube den Vers, dann iſt auch die Stimmung wieder geſammelt. Ich habe wohl fünfzig ſolcher Verſe über daſſelbe Thema gemacht. Chriſtian! wie heißt das Liedchen von der Feder und dem Pflug, welches du geſtern lernteſt?“

Der Kleine begann, verlegen ſtotternd, unter väterlicher Nachhülfe:

„Die Feder iſt mein Pflug,
Den führ' ich mit feſtem Zug
Durch's Notenblatt, mein Furchenfeld,
Mit tauſend Körnern wird's beſtellt,
Und fällt der rechte Regen drauf,
So geht — —"

Chriſtian blieb ſtecken und lief davon; der Alte aber ſchloß:

„So geht der ganze Demophoon auf."

„Und er iſt aufgegangen bis auf die Ouverture und das halbe Finale."

Der Franzoſe ſah den Muſiker groß an, ſtemmte beide Arme in die Seite und rief: „Wie konnte ich Sie ſo lange anhören und mich von Ihnen foppen laſſen! Ein ſchönes Drama aus der Kinderſtube wird der Demophoon geworden ſeyn! Sie haben mir ſchon viele Mährchen vorgelogen über Ihre Stimmung und Nichtſtimmung, aber Sie lügen mich jetzt nicht aus Wien hinaus, bevor Sie mir das Textbuch zurückgegeben und mit Ihrem Vetter Schadenerſatz gezahlt haben. Sie ſind ein lederner Spießbürger geworden und können gar keine Oper mehr componiren!"

Mit dieſen Worten ſetzte er den Hut auf den Kopf, ging zur Thüre hinaus und warf die Thüre in's Schloß, daß die Fenſterſcheiben klirrten.

---

Nach acht Tagen ſuchte Vogel den Theaterdirektor in ſeinem Gaſthauſe auf, die fertige Partitur unter'm Arme. Die meiſterhafte Ouverture, welche das ganze Werk überdauert hat und heute noch manchmal im Concerte mit Bewunderung ihres hohen tragiſchen Schwunges und ihrer edeln, wahrhaft Gluckiſchen Einfalt gehört wird, hatte er in drei Tagen entworfen und ausgeführt.

Vogel ſprach: „Aus Liebe oder Zorn werden unſere tiefſten Schöpfungen geboren. Im Zorn über Ihre Grobheit habe ich nun doch noch den Demophoon fertig gemacht. Betrachten Sie die Ouverture des ledernen Spießbürgers, der gar nicht mehr componiren kann und genehmigen Sie meine Verſicherung, daß Sie wirklich der gröbſte Theaterdirektor ſind!"

Der Franzoſe lachte. „Ich heuchelte nur jene Grobheit, um Ihnen den Reſt der nöthigen Stim-

mung zu verſchaffen und meine Freude über den Erfolg und mein herzlichſter Glückwunſch ſey Ihnen zugleich Sühne für meine rohen Worte.“

„Allein die Oper bekommen Sie keineswegs von mir,“ fuhr Vogel fort; „das Textbuch ſteht zu Dienſten. Damit Sie aber durch einen gründlichen Kenner erfahren, ob ich noch eine Oper ſchreiben kann oder nicht, ſo werde ich die Partitur an meinen Vetter in Paris ſchicken, der mag Ihnen ſein Urtheil abgeben. Bietet er Ihnen zur Löſung ſeines Verſprechens das Werk zur Aufführung an, ſo mag er's thun. Ich kümmere mich nicht weiter darum; ich habe den Demophoon lediglich für mein Vergnügen geſetzt und behalte eine Abſchrift zu Hauſe.“

Und ſo geſchah es. Als aber die Oper nach Paris kam, lag Johann Chriſtoph Vogel bereits auf dem Sterbebette. Bald darauf brach die Revolution aus, der Theaterdirektor machte Bankerott und floh in die Schweiz. Unter dem Nachlaß Johann Chriſtoph's fand man ſpäter die Partitur mit der Aufſchrift: „Demophoon von Vogel.“ In der Meinung, ſie ſey das letzte Werk des Verſtorbenen, führte man

die Oper auf mit außerordentlichem Beifall; ſie war lange Zeit ein Schmuck der deutſchen und franzöſiſchen Bühnen. Doch verbreitete ſich frühe ſchon das Gerücht, nicht Johann Chriſtoph Vogel, ſondern irgend ein Anderer ſey der Verfaſſer. Da aber Friedrich Vogel inzwiſchen völlig verſchollen war und vermuthlich auch bald nach ſeinem Vetter geſtorben iſt, ſo blieb die bezweifelte Autorſchaft ein ungelöstes Räthſel, und dieſer „Demophoon von Vogel“ iſt wohl die einzige Oper, welche nicht nur ihrer Zeit allgemeinen Bühnenerfolg errang, ſondern auch als eines der wenigen dramatiſchen Werke aus ächt Gluckiſcher Schule kunſtgeſchichtlich bedeutſam wurde, obgleich Niemand genau anzugeben wußte, wer ſie eigentlich componirt habe.

# Die Ganerben.

Im vierzehnten Jahrhundert gab es vier rheingauiſche Adelsfamilien, welche als Helmſchmuck ihres Wappens ein Paar große aufgereckte Eſelsohren führten. Ein anderes Haus deſſelben Gaues trug den Eſel wenigſtens im Namen, es hieß die Eſelwecke, und ein Rittergeſchlecht des benachbarten Niederlahngaues zierte ſeinen Helm mit einem ganzen Eſelskopf, das waren die Herren von Stein, deren letzter Sproß der große deutſche Staatsmann geweſen iſt.

Der Eſel galt alſo jenen Altvordern keineswegs für ein ſo verächtliches Thier, ja man ſtritt um den Beſitz zweier Eſelsohren als Helmkleinod, wie wenn es Adlerflügel wären, man kaufte ſich dergleichen ab und noch hundert Jahre ſpäter erſcheint eine Gräfin zu Virneburg auf ihrem Siegel gar mit einem

Kopfputz von Eſelsohren. Erſt nachdem das Ritterthum längſt zu Grabe gegangen, ſtieß man ſich an den langen Ohren und gelehrte Leute verfaßten eigene Schutzſchriften zur Rettung der heraldiſchen Eſel und wieſen nach, wie fürchterlich der Streitruf des Eſels klinge, wie bewundernswerth ſeine Stärke, Ausdauer und Mäßigkeit ſey, wie feſt ſein unbeugſamer Eigenwille, und erinnerten, daß ſchon Homer den Ajax und die Bibel den Erzvater Jakob im Gleichniß eines Eſels geehrt hätten. Vielleicht vergaßen jene Gelehrten dabei, daß es auch einen Eſel gibt, der auf einem Katheder ſteht, nämlich im Wappenſchilde der Stadt Bourges.

Eine der obengedachten vier im Rheingau angeſeſſenen Familien mit heraldiſchen Eſelsohren waren die Ritter von Katzenelnbogen; ſie gehörten, wiederum in vier Linien verzweigt, zum niedern Adel und dürfen nicht mit dem großen und berühmten Dynaſtengeſchlechte der gleichnamigen Grafen verwechſelt werden. Zwei von jenen Linien, die Knebel und die Keſſelhute, beſaßen neben ihren ganerbſchaftlichen Rechten an der allen gemeinſamen Stammburg Alt-Katzenelnbogen zur Zeit unſerer Geſchichte

auch noch ein burgliches Haus am Rheine gemeinſam, welches aus zwei ſelbſtändigen Flügeln beſtand, die im oberen Geſchoße durch einen bedeckten hölzernen Gang verbunden waren. Jeder dieſer Flügel, von Grund aus feſt und vertheidigungsfähig, hatte ſein eigenes Thor mit Zugbrücke. Doch waren beide Flügel nicht gleich: der rechte oder das „alte Haus“ war kleiner und unbequemer, der linke, gewöhnlich der „neue Bau“ genannt, gut um ein Drittel größer und weit wohnlicher angelegt. Im alten Hauſe wohnte Herr Wiprecht Keſſelhut von Katzenelnbogen, ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, im neuen Bau Herr Eberhard Knebel von Katzenelnbogen, ein Fünfziger. An den Thoren des Doppelhauſes hatte Jeder dieſer beiden Herren ſein Wappen anſchlagen laſſen; es beſtand bei Beiden aus einem rothen Schildlein in ſilbernem Felde und war nur durch das Beizeichen eines Ringes und eines Sternes unterſchieden. Den Helmſchmuck der Knebel bildeten zwei große Eſelsohren, ein weißes und ein rothes, auf dem Helm des Keſſelhut dagegen ſah man nur ein weiß-rothes Eſelsohr in's Profil geſtellt.

Ueber dieſen Helmſchmuck hatte es ſchon vielen Verdruß zwiſchen Beiden geſetzt; denn der Keſſelhut behauptete, ihm gebührten zwei Eſelsohren eben ſo gut wie den Knebeln, ſeine Vorfahren hätten auch zwei geführt bis auf den Urgroßvater. Als dieſer aber einmal in Geldbedrängniß gerathen, ſeyen ihm die Knebel nur unter der ſchimpflichen Bedingung beigeſprungen, daß er fortan das eine Ohr von der Helmzier weglaſſe. Die Knebel dagegen erklärten jene Geſchichte für eine Fabel und behaupteten, die Keſſelhute hätten niemals das Kleinod der zwei Eſelsohren beſeſſen. So war alſo Anlaß zum Streite genug vorhanden, auch wenn die Gemeiner einer Burg nicht ohnedies gewöhnlich wie Hunde und Katzen miteinander gelebt hätten.

Allein es lag auch der beſte Weg des Ausgleichs und der Verſöhnung offen. Herr Eberhard Knebel beſaß eine Tochter, Riza, die mit dem jungen Wiprecht Keſſelhut in freundſchaftlichſtem Jugendverkehr aufgewachſen war, unberührt von dem bald erloſchenen, bald wieder aufflackernden Zwiſte der Väter. Später hatte dann auch die Freundſchaft der Kinder beide Familien ſo merklich näher gebracht, daß man

kaum mehr von den Eſelsohren ſprach; Wiprecht, ein friſcher, kühner Geſelle, wußte ſich dem Vater Riza's recht in's Herz zu ſchmeicheln, und als er zuletzt nach ſeines eigenen Vaters Tode ein ſelbſtſtändiger Herr geworden war, ſah man die jungen Leute als zwei Verlobte an und dachte an baldige Heirath. Herr Eberhard konnte dann das angeblich abgevortheilte Eſelsohr zu Riza's Mitgift fügen, daß ſie es den Keſſelhuten wieder auf den Helm brächte.

Als man aber zum förmlichen Verlöbniß ſchreiten wollte, fiel Riza in tiefe Schwermuth, bat wiederholt um Aufſchub und erklärte zuletzt, zitternd und wie vom tiefſten innern Kampfe zermalmt, ſie habe Wiprecht lieb wie ihr Leben, allein ſie könne ihn nicht heirathen. Wiprecht und der Vater beſtürmten und drängten ſie, den Grund zu ſagen; Riza erklärte, er liege nur in dem Bewußtſeyn ihres eigenen Ungenügens, ſie ſey feſt überzeugt, daß ſie für Wiprecht's Weib nicht ausreiche, daß ſie ihn auf die Dauer nicht glücklich machen könne und alſo ſey es ehrlich und recht, daß ſie bei Zeiten entſage, nicht weil ſie ihn zu wenig, ſondern vielmehr weil ſie ihn über alle Maßen liebe.

Und dies war auch der einzige Grund. Riza, ein ſchüchternes, in ſich hinein grübelndes Weſen, hatte ſich vor dem entſcheidenden Schritte in ſchärfſter Selbſtſchau geprüft. Sie war vier Jahre älter als Wiprecht, klein, unanſehnlich und nichts weniger als ſchön; zaghaft im Verkehr mit Andern, brachte ſie die Vorzüge ihres Geiſtes kaum je zur Geltung und ihr beſtes Theil, eine unendliche Herzensgüte, blieb ihr ſtill verſchloſſenes Eigenthum. Wiprecht dagegen war ein ſtolzer, ſchöner Mann, der gern nach Außen glänzte, jederzeit bereit, voll ehrgeizigen Thatendurſtes wild in die Welt hinaus zu ſtürmen. „Er braucht eine Frau, gleich ſtolz und ſchön," ſprach Riza zu ſich ſelbſt, „eine Frau, die ihm erſt recht gefällt, weil alle Welt ſie bewundert, dazu eine reiche Frau, und ich bin arm an Geld und Gut, wie an jenen Vorzügen."

Der Jugendfreund redete ihr liebreich zu, allein da ſie bei aller Beſcheidenheit doch wieder zu ſtolz war, ihm Alles rund heraus zu ſagen, was ſie über ihr Ungenügen dachte, ſo erſchien ihm der großherzige Entſchluß der Jungfrau zuletzt wie Grille und Eigenſinn; er ſchwieg, trotzte, zog ſich zurück und

dachte nachgerade, der Verluſt eines ſo wandelbaren Herzens ſey wohl auch noch zu ertragen.

Eine Liebe, die aus der Jugendfreundſchaft ganz ſachte hervorgewachſen iſt, kann uns nicht wohl wie ein verzehrendes Feuer durchlodern, ſie bewahrt die milde Natur ihres Urſprungs. Mit dem Ungeſtüm leidenſchaftsvoller Liebe dagegen umfaſſen wir ein bis dahin fremdes Weſen; da ſteigert der Zauber des Neuen, Fernen, Räthſelhaften die Begierde des Beſitzes zur Fiebergluth. Aber eine gelöste Jugendliebe kann dann auch wieder zur Freundſchaft zurückkehren und ſtille, wie ſie begann, unter der Aſche fortglimmen. Die andere Liebe kann das nicht: ſie brennt hellleuchtend weiter oder ſie erliſcht wieder eben ſo gewaltſam, wie ſie aufgelodert.

Wiprecht und Riza wurden wieder gute Freunde, nachdem die erſten peinlichen Monate verſtrichen waren. Aber es beſtand ein großer Unterſchied zwiſchen Freundin und Freund. Riza ſchwärmte ſich zurück zur Freundſchaft, weil ſie der Liebe entſagen zu müſſen glaubte; ihre Freundſchaft war heimliche Liebe, ſo tief und ſelbſtlos, daß ſie um des Glückes des Geliebten willen auf Gegenliebe verzichtete.

Wiprecht dagegen fühlte ſich wirklich ſchlechthin nur als des Mädchens guter alter Freund und hatte genug daran.

Nach dem damaligen Gang der Dinge mußte ſich Wiprecht nun aber doch verheirathen: die Linie der Keſſelhut hätte ja ſonſt gar erlöſchen können. Ein volles Jahr, gleichſam das Trauerjahr für den gelösten Liebesbund, war vergangen, als er demgemäß um die Hand der Adelheid von Biegen warb, der Tochter eines uralten, ſtolzen, im Nidda- und Rheingaue wie im Königshundert reichbegüterten Hauſes. Anfangs mit ſchlechtem Erfolg. Der alte Ritter Gottfried von Biegen wünſchte ſich einen reicheren und mächtigeren Mann zum Schwiegerſohn als den Keſſelhut, und Adelheid, die den ſchönen, ſtattlichen Wiprecht allerdings mit ſtillem Wohlgefallen betrachtete, hielt zurück, weil die Sage gar ſeltſame Dinge über Riza's Verzicht auf Wiprecht's Hand berichtet hatte. Da legte ſich Riza in's Mittel. Sie erkannte, daß Adelheid ganz die rechte Frau für ihren Wiprecht ſey, ſie überredete ſich unter tauſend Schmerzen, daß es jetzt gälte, die ganze Kraft ihrer heimlichen Liebe als eine treue Schweſter

zu bewähren und ging ſelber zu Adelheid und erzählte ihr, aus welchem Grunde ſie zurückgetreten und daß alles Uebrige, was die Leute von der Geſchichte zu Wiprecht's Nachtheil redeten, Lüge ſey. Sie ging noch weiter, ſie warb für ihren Freund. Adelheid, aus ganz anderem Thon als Riza geformt, bewunderte eine Entſagung, welche ſie nicht begriff, noch mehr aber bewunderte ſie jetzt den Wiprecht, deſſen überwältigende Vorzüge das arme Mädchen ſo ganz in ſich ſelbſt zurückgeſcheucht hatten. Sonſt verliert ein Mann in den Augen der Frauen, wenn ihn eine Andere verſchmähte; Wiprecht aber gewann in den Augen Adelheids, weil er in ſo ſeltſamer Weiſe verſchmäht werden konnte. Und nachdem Riza erſt Adelheid überredet hatte, gelang es dieſer dann auch, ihren Vater zu überreden. So ward Adelheid Wiprecht's Gattin.

Als dieſer ſeine Braut heimführte, ging Riza zu fernab wohnenden Verwandten, nicht weil ſie ſich vor Anderen, ſondern vielmehr vor ſich ſelbſt verbergen mußte. Nach einem halben Jahre kehrte ſie dann wieder zum Vater heim in das gemeinſame Haus. Anfangs konnte ſie nur einen höchſt dürftigen

und befangenen Verkehr mit den jungen Eheleuten über's Herz bringen, ſpäter beſuchten ſie ſich fleißig ab und zu, nach guter Freunde Art.

Viele Männer werden Riza's opferfreudige Liebe ſchwer begreifen, aber manches Frauengemüth wird das verzagte tapfere Mädchen um ſo beſſer verſtehn. Und der Erzähler darf hier wohl auch an die Zeit erinnern, in welcher Riza lebte. Neben der roheſten Sinnenluſt des Liebesrauſches wucherte damals eine bis zur Unnatur vergeiſtigte Schwärmerei der Minne. Dieſe überzarte Minne dünkte Manchen entweiht durch ein handgreifliches Ehebündniß, und ſie glaubten etwas ganz beſonders Geſcheidtes zu thun, wenn ſie einen Ehemann oder eine Ehefrau noch nebenbei ſo ledigerweiſe fort minneten. Riza's heimliche Liebe war freilich nicht von dieſer tollen Art, und doch hatte ſie einen Hauch der allzu vergeiſtigten mittelalterlichen Minne: ſie war zu fein, um eine ganz geſunde, aber doch auch wieder zu menſchlich, um eine ganz kranke Liebe zu ſeyn.

Adelheid brachte völlig neues Leben in Wiprecht's „altes Haus.“ Da mußte Alles größer, prächtiger, ſtolzer eingerichtet werden, und der kleine Ritter

mußte ſich zeigen wie ein großer Herr. Täglich ſtachelte die junge Frau den Ehrgeiz ihres Gemahls, und da ſie nicht blos ſchön und reich, ſondern auch geiſtvoll und wie zur Herrſcherin geboren war, ſo beugte ſie bald den ſonſt ſo trotzigen Mann unter ihren launiſchen Willen. Vorab aber ärgerte ſie ſich, daß die Keſſelhute ſollten ein minder ſtattlicher Zweig des Katzenelnbogiſchen Geſchlechtes ſeyn als die drei anderen Linien. Das mußte anders werden. Ein Wahrzeichen der minder angeſehenen Stellung ihres Mannes unter den Burggenoſſen von Katzenelnbogen war das eine Eſelsohr auf dem Wappenhelm. Und koſtete es was es wollte, es mußten jetzt zwei möglichſt große Eſelsohren hinauf; das alte Wappen über dem Thore ward demgemäß heruntergenommen und ein neues alſo vermehrtes auf's feſteſte in die Mauer gefügt. Herr Eberhard Knebel that Einſprache; es half nichts, das Wappen blieb ſtehen. Als weitere Antwort auf jene Einſprache brachte Wiprecht vielmehr noch einen ganzen Sack voll Beſchwerden über verkürzte Rechte und aufgebürdete Laſten an dem Gemeinbeſitz, durch welche die Keſſelhute von den Knebeln fort und fort geſchädigt

worden ſeyen. Die ſcharfſinnige Frau Adelheid hatte das Alles aufgeſpürt und mit dem Eifer und der Kunſt des beſten Advokaten an's Licht geſtellt. Eberhard aber wollte kein Wort hören, ſo lange noch die angemaßte Helmzier über dem Thore prange.

Der alte Hader war alſo in vollem Glanze zurückgekehrt, und nur Riza verhinderte, daß er alsbald in wirklicher Fehde ſich Luft machte. Wie ein Friedensbote ging ſie hin und her zwiſchen ihrem Vater und Wiprecht, die längſt wieder allen perſönlichen Verkehr abgebrochen hatten, und der Vater wagte doch nicht, dem Mädchen das Haus des Gegners zu verbieten; er betrachtete ſie mit heiliger Scheu wie ein fremdartiges räthſelhaftes Weſen, das man ungeſtört ſeinen eigenen ſtillen Pfad müſſe ziehen laſſen, als eine Art Nonne, die man einzukleiden vergeſſen habe und die wohl immer noch zwiſchen den zwei Parteien Verſöhnung predigen dürfe.

Das wäre Riza auch einmal beinahe geglückt. Sie hatte in ihrer ſanften, rührenden Weiſe Wiprecht ſchon bis zu dem Zugeſtändniſſe gebracht, daß er die beſtrittene Helmzier aufgeben wolle, wenn Eberhard

gegen ſeine übrigen Anſprüche billig ſey. Da aber erhob ſich Adelheid und ſprach: „Das wird die Tochter eines Ritters von Biegen niemals zugeben. Unſer Haus ſtreift nahe an den hohen Adel und meine Vorfahren führten ſogar ein Reiterſiegel, und ich ſollte das Weib eines Mannes ſeyn, der nicht einmal ein paar Eſelsohren führen darf? Mein Vater unterſchreibt ſich nicht blos „miles,“ ſondern, wenn's ihm einfällt, auch „vir nobilis,“ obgleich er nicht zu den Dynaſten zählt; es iſt aber nur ein kleiner Sprung bis dahin; er brauchte nur das Recht zu gewinnen, daß er die Worte umkehre und ſich „nobilis vir“ ſchriebe, ſo wäre er ein Dynaſt in allen Stücken; denn die Macht und den Reichthum eines ſolchen beſitzt er ſchon längſt. Und ich ſollte einem Manne gehören, der zum Zeichen der Erniedrigung nur mit einem verſtümmelten Kleinod ſeinen Helm ſchmücken dürfte?“

Riza entgegnete: „Du denkſt immer zuerſt daran, daß du deines Vaters Tochter biſt: ziemlicher wäre es, wenn du dich zuerſt als deines Mannes Weib dächteſt.“

„Meinem Mann zu ſeinem Rechte zu verhelfen,“

ſprach Adelheid, „iſt das Erſte, was ich als Frau bedenken muß!“

„Deinen Mann glücklich zu machen, wäre deine erſte Pflicht,“ warf Riga ein, „und das Glück blüht ſelten dem ſtarren Rechthaber!“

Hiermit aber waren Beide auf den Punkt gekommen, wo ſie ſich gegenſeitig nicht mehr verſtanden. Denn für Adelheid lag eben das Glück im Behaupten alter, im Gewinnen neuer Vorrechte und Ehren mit ihrem Manne und für ihren Mann, und Kampf und Streit auf dieſer ſtolzen Bahn war ihr eher eine Luſt als ein Herzeleid; für Riza dagegen war Glück die ſtille, friedliche Seelengemeinſchaft mit dem Geliebten, und das Wetten und Ringen um äußere Ehren konnte den Frieden eines ſolchen Zuſammenlebens überall nur trüben und verderben. So zerrann denn auch das Geſpräch erfolglos und nur Riza's verſöhnlichem Sinne war es zu danken, daß es nicht das letzte Geſpräch zwiſchen den beiden Frauen blieb.

Noch am nämlichen Tage aber begann Adelheid mit ihren Dienerinnen ſich ein Feſtgewand herzurichten, welches über und über mit gepaarten roth-weißen

Eſelsohren höchſt kunſtreich beſtickt ward. Riza dagegen ſann in ihrer Kammer nach, warum ſich doch die Dinge ſo betrübend gewendet. Jenes äußere Glück, welches ſie Wiprecht nicht geben konnte, mochte er bei Adelheid finden; aber vermißte er nicht dafür jenes ſtill befriedigende innere Glück, welches ſie ihm ſo wohl hätte bieten können? War denn das Eine nur um den Preis des Anderen zu erkaufen, und war das Opfer, welches ſie Wiprecht durch ihre Entſagung gebracht, nicht am Ende gar die Quelle ſeines Unglückes?

Unterdeſſen ſpielte der luſtige und traurige Streit zwiſchen dem neuen Bau und dem alten Hauſe immer weiter. Weil die Herren einander zürnten, ſo neckten ſich die Diener, aber die Neckerei war ſo grob, daß manchmal Blut floß, es war ein Vorpoſtengeplänkel, welches auf nahen ernſtlichen Kampf deutete. Eberhards Knechte ſuchten das Wappen vom Thore des alten Hauſes herunterzuſchlagen, doch Wiprechts Leute hielten gute Wacht und ſchickten die Verwegenen mit Schlägen heim. Jeder Tag brachte einen ähnlichen Strauß: „es wetterleuchtet immer ſtärker," ſprach Herr Wiprecht, „das Gewitter wird bald loskrachen." Als ſein Knappe einmal an dem

kleinen Fenſter ſtand, von wo man dem Nachbar auf zwanzig Schritt in ein ähnliches Fenſterlein hineinſehen konnte, faltete er die beiden Zipfel ſeines Gewandes fein ſpitzig zuſammen und hielt ſie an den Kopf, als das Abbild der beſtrittenen Helmzier. Ein Manne Eberhards, der am andern Fenſter lauerte, warf zur Antwort einen Krug, der ihm gerade zur Hand ſtand, hinüber und traf den Knappen ſo gut, daß dieſer erſt nach geraumer Friſt, den Kopf mit einem blutbefleckten weißen Tuche umwunden, wieder ſichtbar ward. Die Leute Knebels meinten, wenn alle Keſſelhuter die Tinkturen roth und weiß ſolchergeſtalt wollten obenauf gemalt haben, ſo ſeyen ſie bereit dazu. Zur Rache aber lauerte bald ein Anderer vorſichtiger an dem Fenſterlein des alten Hauſes und ſchoß dem nächſten, der die Naſe drüben herausſtreckte, einen Pfeil entgegen. Man blieb den Dank mit gleicher Münze nicht ſchuldig, und ſo wurden zuletzt alle Fenſter unſicher, die ſich gegenſeitig mit der Armbruſt beſtreichen ließen. Doch das waren, wie geſagt, nur kleine Neckereien der Diener. Zu offener Fehde der Herren kam es noch nicht.

Da begegneten ſich eines Tages die beiden Ritter

ohne Zeugen im Walde. Wie auf Abrede hielt ein Jeder ſein Pferd an und ſah dem Andern ſchweigend und trutzig in's Geſicht, als erwarte er, angeredet zu werden, aber Keiner wollte dem Andern das erſte Wort ſchenken. Herrn Eberhard ward die Zeit zu lang, alſo ſpornte er ſein Pferd, um vorbei zu reiten. Da dachte Herr Wiprecht, ein friſcher Morgengruß ſchicke ſich denn doch und rief dem Alten ächt rittermäßig zu: „du Flegel!“ Herr Eberhard mußte den Gruß etwas ſchief verſtanden haben und ſchlug dem ehemals künftigen Tochtermann mit blanker Klinge einen rechten Prügelhieb auf die Schulter. Dieſer verſtand den flachen Hieb wieder ſchief, zog vom Leder und legte zu ſcharfen Streichen aus. Die Schwerter kreuzten ſich. Aber es war wieder nur eine kleine Neckerei; ehe es zum ordentlichen Gefechte kam, gewann der kalte Zorn bei Beiden die Oberhand; wie wenn ſie's nur vorläufig einmal hätten probiren wollen, ſteckten ſie die Schwerter wieder ein und ritten mit drohendem Schweigen auseinander.

Noch an demſelben Tage ließ Eberhard den hölzernen Verbindungsgang abbrechen, der ſich vom oberen Geſchoſſe des neuen Baues zum alten Hauſe

hinüberbrückte; in der letzten Zeit hatte ihn freilich außer Riza Niemand mehr betreten.

Die Axtſchläge dröhnten jetzt wie ein Donner in Riza's Ohr und es war ihr, als ſtürze der ganze karge Reſt ihres Lebensglückes mit den krachenden Balken in den Abgrund, als werde mit dieſer Brücke auch der letzte ſchmale Pfad vernichtet, welcher noch zur Verſöhnung zwiſchen den beiden Häuſern führen konnte. Ihr Entſchluß war raſch gefaßt. Zwei Tragbalken lagen noch über der ſchwindelnden Tiefe, und ohne Furcht ſchritt Riza hinüber, während es ſelbſt den rohen Dienſtmannen grauste, die ſtaunend ihre Aexte ſinken ließen. Auf der andern Seite ſtand Wiprecht und betrachtete ſich, an das Pförtchen gelehnt, welches zu dem Gange führte, das überraſchende Werk der Zerſtörung. Als er Riza ſo durch die Luft herüberkommen ſah, übermannte es ihn, daß er ihr entgegenſprang und ſie mit beiden Armen umfaßte. Wie hätte ihr gutes Wort jetzt keine gute Statt finden ſollen! Er hörte ſie freundlich an, geſtand, daß er heute Morgen gefehlt und den Vater zuerſt beleidigt habe, und nach mancher Hin- und Widerrede verſprach er, Alles im gegenwärtigen Stande

beruhen zu laſſen, bis man beiderſeits ein Schiedsgericht gewählt habe, welches die ſchwebenden Streitfragen endgültig ſchlichten ſolle. Umgekehrt wie ſonſt, leuchtete jetzt über Riza's Geſicht ein Schimmer der Freude und der Hoffnung auf beſſere Zukunft, während Wiprecht wehmüthig zurückdachte an die vergangenen Tage der Jugendfreundſchaft. Aber es galt den Augenblick feſtzuhalten und auszubeuten; Riza wollte ſchleunigſt wieder zu ihrem Vater hinüber, daß ſie auch ſeinen Sinn wendete. Da war während des Geſpräches der eine der beiden Balken in den Abgrund geſunken und nur der ſchmale Steg des andern führte noch über die Tiefe. Das Mädchen hätte den ſicheren Gang durch's Thor wählen können; aber ſie fürchtete ſich, Adelheid zu begegnen; Alles hing am raſcheſten Feſthalten des Augenblicks, und doch grauste es ihr jetzt vor dem ſchwindelnden Pfad über den einzigen Balken. Wiprecht errieth ihre Gedanken: er ſchritt frei und ſicher voran, reichte ihr dann von rückwärts die Hand und führte ſie ſo zum älterlichen Hauſe hinüber. Mit Schrecken ſah der Vater das Paar dieſes Weges kommen. Doch die Angſt macht mild und ſchon der bloſe Anblick

einer Todesgefahr ſtimmt verſöhnlich, und als ihm Wiprecht die rechte Hand darbot, während die linke noch in Riza's zitternder Rechten lag, ſchlug der Alte tief ergriffen ein, und die Drei ſtanden eine Weile ſchweigend mit ineinander gelegten Händen. So gewann zuerſt der Friede das Feld, darnach aber auch wieder der Streit; denn für eine bloſe Rührung konnte der Knebel dem Keſſelhut doch nicht das zweite Eſelsohr ſchenken. Allein Wiprecht redete ſo freundlich und überzeugend und der warme alte Ton that dem Ohre Eberhards ſo wohl, daß er drauf und dran war, völligen Waffenſtillſtand und die Berufung an ein Schiedsgericht auch ſeinerſeits zuzugeben.

Da drang plötzlich ein Höllenlärm vom Thore des alten Hauſes zu den friedfertigen Männern herauf. Wiprecht ſah hinab, und ein Blick genügte, daß er den verblüfften Eberhard ſtehen ließ und mit grauenhaften Wageſprüngen über den Balken in ſein Haus zurückſtürzte. Der älteſte Sohn Eberhards, Heinz, ein junger Hitzkopf, hatte nämlich kaum von der Grobheit gehört, die Wiprecht heute Morgen ſeinem Vater in's Geſicht geworfen, als er ſie auch ſchon auf eigene Fauſt zu rächen beſchloß. Mit einer

Handvoll verwegener Geſellen war er vor des Nachbars Thor gerückt und hatte die Helmzier des Wappens zertrümmert, bevor die Beſatzung durch ſeine Hammerſchläge zu ſpät herbeigerufen ward. Nun gab es zwar ein großes Geſchrei und ſaftige Hiebe von beiden Seiten, aber das Ziel war erreicht und Heinz zog ſich ſchon wieder in des Vaters Burg zurück, als Wiprecht eben zum Thore herabgeſprungen kam. Er konnte nur noch die vollendete Unthat in Augenſchein nehmen.

Dieſer Zwiſchenfall brachte das Friedenswerk wieder ganz zum Stillſtande. Aber Riza's milde Worte tönten noch zu friſch in Wiprechts Ohren, das Bild des ſchwachen Mädchens, wie es todtverachtend über die Balken ſchritt, ſtand vor ſeinem Blick, und Adelheid ſelbſt ward von der Erzählung tief bewegt und billigte den Austrag durch ein Schiedsgericht, nur müſſe vorher das Wappen am Thore und zwar auf Eberhards Koſten wieder erneuert werden. „Denn," ſagte ſie, „ihr hattet ſchon ausbedungen, daß vor der Hand Alles im gegenwärtigen Stande bleiben ſolle, als Heinz das Wappen zerſtörte; dieſes alſo war ſtracks gegen die Abrede, und wer den Stein

zuſammenſchlug, der ſoll ihn auch wiederherſtellen, genau wie er früher war.“ Eberhard geſtand das Richtige dieſes Satzes im Allgemeinen zu und erbot ſich zu jeder billigen Sühne, nur könne er das Eine nicht, daß er ſelber dem Keſſelhut zwei Eſelsohren machen laſſe; er wolle ihm eins, er wolle ihm ſogar drei oder ſechs Ohren auf den Helm ſetzen, nur nicht zwei. Wiprecht beſtand auf dem richtigen Paar, und ſo verſchwand denn wieder alle Friedensausſicht, obgleich Beide ernſtlich den Frieden begehrten.

Riza war zum Tode betrübt über dieſen Ausgang. Was ſie recht gut machen wollte, das gerieth immer gerade recht ſchlecht. Wäre ſie nicht im heiligen Eifer über den Balken geſchritten, ſondern ganz ruhig und ſicher die Treppe hinab, ſo würde ſie ihrem Bruder am Thore begegnet ſeyn, ſie hätte ihn zurückhalten können und er hätte nicht neues Unheil zum alten gehäuft.

Wie aber der Gemüthsmenſch ſein Hoffen gerne an irgend ein Wahrzeichen knüpft, ſo bildete ſich auch Riza ein, der Streit werde noch geſchlichtet und Alles zum beſten Ende geführt werden, wenn nur der eine Balken feſt ſtehen bleibe, im Bilde und in

der That das einzige Bindeglied zwiſchen den beiden Häuſern. Täglich war ihr erſter Blick auf dieſen Balken gerichtet. Eines Morgens aber ſchrak ſie furchtbar zuſammen: der Balken war fort! Wiprecht hatte ihn wegnehmen laſſen, gleichſam zum letzten Trumpfe, da Eberhard auf ſein Anſinnen wegen des Wappens nicht einging: — die Verhandlungen waren mit dem Balken endgültig abgebrochen. Riza grämte ſich faſt mehr über den verſchwundenen Balken als über die ſtets weiter entrückte Ausſicht auf Heil und Segen. Allein ein weiches Gemüth, welches ſo tief in ſich zu grübeln und zu ſchwärmen verſteht, kann zwar unendlich elender werden als härter gebildete Seelen, es findet aber auch in ſich oft dann noch heimliche Quellen des Troſtes, wenn jene ganz erſtarren und kalt verzweifeln müſſen. So ward Riza jetzt plötzlich wie von einem himmliſchen Morgenroth neuer Hoffnung erleuchtet, als ihr mitten im bitterſten Kummer die Legende ihrer Namensheiligen, Sanct Riza's, der Tochter Ludwigs des Frommen, einfiel. Die heilige Riza wohnte Koblenz gegenüber und ging jeden Morgen zur Caſtorkirche in die Stadt. Fand ſich aber kein Fährmann, ſo ſchritt ſie ruhig

und gottvertrauend über die Fluthen des Rheines und kam immer trockenen Fußes an das jenſeitige Ufer. Als aber einmal das Waſſer vom Sturme gepeitſcht wogte und brandete, ward es ihr angſt und ſie nahm einen Wingertspfahl vom Ufer, um ſich im Wogengetümmel darauf zu ſtützen; doch je feſter ſie ſich auf den Pfahl ſtützte, deſto tiefer ſank ſie. Da, als ihr das Waſſer ſchon zum Halſe ging, warf ſie den Pfahl hinweg und ſtützte ſich wieder ganz allein auf den Stab ihres Glaubens, daß der Herr ſie dennoch nicht verſinken laſſen werde, und die Wellen hoben ſie wieder empor und ſie ſchritt wie eine Siegerin über die rollenden Fluthen.

Riza — nicht die Heilige, ſondern die Knebel von Katzenelnbogen — dachte, „die Legende iſt ganz beſonders für mich geſchrieben. Hinweg mit dem Balken, der mich trug und dennoch betrog! Ich habe mich bisher auf den Wingertspfahl des Menſchenwitzes geſtützt und bin immer tiefer geſunken. Mein Witz iſt zu Ende. Und doch glaube ich nun erſt recht, daß Gott mir helfen werde und daß ich das Opfer meiner Liebe nicht dem Geliebten zum Fluch gebracht habe. Jeden Morgen in die Kirche zu gehen, iſt

wohl löblich, aber die heilige Riza hätte auch einmal zu Hauſe bleiben können, wenn es ſo arg ſtürmte, und doch wehrte der Herr den Wellen, daß ſie das Mädchen verſchlängen, blos wegen ihres Gottvertrauens. Mein Fall iſt viel wichtiger und die Fluth tobt weit wilder noch: darum wird die heilige Riza mir, ihrer unheiligen Schweſter, auch ein Stück ihres Glaubens geben und wenn ſie für ſich den Weg über die Wellen erbeten konnte, ſo kann's ſie's auch für mich."

In ſolchen Gedanken ward Riza wieder ruhig. Statt des verlorenen Wahrzeichens, ſtatt ihres Balkens hatte ſie in der Legende ein neues tiefſinnigeres Zeichen gefunden. Und deſſen bedurfte ſie jetzt doppelt. Denn die Dinge ſtanden in der That ſo ſchlecht, daß ſie für ihre Liebe nichts weiter mehr thun konnte, als zu glauben und zu hoffen.

Während aber Riza ſchwärmte und Zeichen deutete, ſann Adelheids männlicher Geiſt, wie ſie aus der neuen Verwickelung neuen und greifbaren Vortheil für ihren Mann zöge. Von der zerſchlagenen Helmzier ſprach ſie vorläufig gar nicht mehr; die Eſelsohren waren ihr immer nur Mittel zum Zweck

geweſen, und ſie erblickte jetzt einen viel geraderen Weg für ihre Zwecke. Herr Eberhard Knebel hatte eigenmächtig den Brückengang zerſtört; das durfte er nach Vertrag und Herkommen nicht: alle Bauveränderungen am Geſammthauſe mußten gemeinſam beſchloſſen und darum auch alle Baulaſten gemeinſam getragen werden. Aber gerade dies war der ſtolzen Frau Adelheid in innerſter Seele zuwider, daß ſie ſich für immer angekettet ſah an dieſe Knebel, abhängig von ihnen, eingeſchnürt in ihrem freien Willen, und nur darum hielt ſie ſo eiſern feſt an dem beſtrittenen Eſelsohr, weil ſie den Knebeln nicht zugeſtand, in ſolchen Dingen mitzureden. War doch dieſe Linie nicht einmal nachweislich verwandt mit den Keſſelhuten! Sie führte nur den gemeinſamen Namen wegen der gemeinſamen Burgmannſchaft und nur als Mit-Ganerben auf Alt-Katzenelnbogen wie in dem Hauſe am Rhein konnten die Knebel den Keſſelhuten in irgend etwas Einſprache thun. Jene „verdammten Verträge“ über das Geſammthaus hatte Eberhard zu zerreißen begonnen, als er eigenmächtig den erſten Axthieb wider den Brückengang befahl. Alſo beſtimmte Adelheid ihren Mann, daß er den

einzigen Balken, welchen Eberhard ſtehen gelaſſen, nun gerade ſeinerſeits hinabwerfen ließ, zum Zeichen, daß auch er nach dem Willen des anderen Hausgenoſſen nichts mehr frage. Doch man mußte deutlicher reden, Herr Knebel hätte ja ſonſt meinen können, der Keſſelhut habe nur das von ihm begonnene Werk freiwillig vollendet. Der Anlaß fand ſich bald.

Ein junger Taugenichts, Dietmar von Haſtel, trieb ſich damals in der Gegend umher und war froh, wenn ihm eine oder die andere milde Seele zeitweilig einen ſicheren Unterſchlupf bot. Denn er hatte mehrere Ritter und Städte mit frechem Muthwillen geſchädigt und deßhalb hier und da Schläge zu erwarten, beſaß auch keine Burg, in welcher er ſich ſelbſt hätte ſichern können, ſondern nannte außer ſeiner Frechheit, ſeinem Raufdegen und ſeinem alten Namen überhaupt nichts ſein eigen, und war alſo, Alles zuſammengenommen, ganz genau, was wir auf neuhochdeutſch einen adeligen Lump nennen. Eberhard Knebel gehörte zu den Widerſachern und Verfolgern dieſes Dietmar; der alte Ritter von Biegen dagegen, Adelheids Vater, hatte ihm ſchon öfters, — aus

welchem Grunde ſteht urkundlich nicht ganz feſt — die Stange gehalten. Adelheid beredete darum ihren Mann, den Dietmar in das alte Haus aufzunehmen, und natürlich proteſtirte Eberhard ſofort feierlichſt und erklärte, das ſey ein Bruch alles Rechtes und Herkommens, den er nicht dulde; denn keiner der beiden Hausgenoſſen dürfe einen Fremden aufnehmen gegen des anderen Wiſſen und Willen. Wiprecht ließ dagegen dem Knebel hinüberſagen, Recht und Herkommen ſeyen ja von ihm ſelbſt zuerſt aufgehoben worden, indem er den Brückengang eigenmächtig abgebrochen: er, Wiprecht Keſſelhut gehe jetzt nur auf dem Wege weiter, welchen ihm Herr Eberhard Knebel angezeigt.

So hatte Adelheid erreicht, was ſie wollte; die Verträge waren beiderſeits zerriſſen und nur der offene Kampf konnte noch entſcheiden. Ein Jeder verſchanzte ſich demnach in ſeinem Bau und ſann auf Angriff und Gegenwehr.

Nun ritt Dietmar von Haftel einmal vor's Thor, um friſche Luft zu ſchöpfen. Heinz, der Sohn Eberhards, ſah es, ſprengte ihm nach, erreichte ihn und griff ihn wüthend an: der Unheilſtifter ſollte fallen

oder ſich gefangen geben. Allein Dietmar, ein Raufer und Schläger erſten Ranges, bedeckte den jungen Hitzkopf mit ſo ungeahnten Püffen, daß dieſer bald vom Angriff zur Vertheidigung übergehen und ſich zuletzt, aus drei Wunden blutend, dem Dietmar gar gefangen geben mußte, der ihn im Triumph zu ſeinem Freunde Wiprecht heimführte. Im alten Hauſe ward dann Heinz in feſten Gewahrſam geſetzt als ein koſtbares Unterpfand für den guten Ausgang der Fehde.

Kaum war die Unglückskunde in den neuen Bau gedrungen, ſo rief Eberhard auch ſchon alle ſeine Mannſchaft zu den Waffen, um ſofort das Thor des alten Hauſes zu ſtürmen und den Sohn wieder zu befreien. Wiprecht hatte einen ſolchen allgemeinen Angriff ſchon lange erwartet und für dieſen Fall eine Kriegsliſt vorbereitet, welche die raſtlos helfende und ſchürende Adelheid ausgedacht. Er theilte nämlich ſeine Leute in zwei ungleiche Haufen und ſtellte den kleineren unter Dietmars Befehl zur Vertheidigung des ſtark befeſtigten Thores, den größeren aber hielt er unter ſeiner eigenen Führung zurück. Als nun Eberhard mit all ſeiner Macht wider das Thor ſtürmte, fiel Wiprecht mit ſeiner Schaar zur Hinter-

pforte aus, erkletterte auf bereit gehaltenen Leitern das obere Geſchoß des neuen Baues und nahm die wenigen Leute, welche Eberhard zurückgelaſſen, gefangen. So ſahen ſich die Stürmenden am Thore des alten Hauſes plötzlich aus den Fenſtern ihrer eigenen Burg angegriffen und geriethen in einen Kreuzhagel von Steinen und Geſchoſſen, der ſie bald zum Rückzuge zwang. Allein in die eigene Burg konnten ſie nicht wieder zurück; das von Wiprecht's eingedrungenen Leuten wohl bewachte Thor ſperrte ihnen jetzt um ſo ſicherer den Eingang, je ſtärker es Herr Eberhard ſelbſt befeſtigt hatte. Er war aus ſeinem Hauſe ausgeſchloſſen. Zwar verſuchte er noch einen Angriff auf ſeine eigene Veſte, doch umſonſt. Er wollte dann wenigſtens die Verbindung der beiden Häuſer abſchneiden, ſo daß Wiprecht nicht mehr in das alte Haus hätte zurückkehren können; hierzu war aber ſeine Mannſchaft viel zu gering. Zähneknirſchend mußte er abziehen und bei guten Freunden Hülfe ſuchen, indeß ihm Wiprecht's Leute von den Zinnen ſeiner eigenen Burg nachhöhnten, und ſie hatten ſich dazu noch die Blechhauben mit armslangen rothen und weißen Eſelsohren geſchmückt.

Wiprecht nützte die kurze Frist, welche ihm Eberhards Abzug gönnte, um den hölzernen Brückengang zwischen dem Obergeschosse der beiden Häuser wiederherzustellen und dadurch eine gemeinsame Vertheidigung des Gesammtbaues zu ermöglichen. Riza sah mit geheimer Freude, wie sich aufs neue verbindend die Balken fügten. So seltsam ist des Menschen Herz! Ihr alter Aberglaube an das gute Wahrzeichen gewann wieder Kraft, und obgleich das Spiel immer schlechter stand, klammerte sich ihre Hoffnung nur um so fester an den Strohhalm dieser Balken! Sie war Wiprechts Gefangene; doch ließ er sie ganz frei gewähren. Da sie aber fort und fort das alte Lied sang und ihn beschwor, auch jetzt noch die Versöhnung mit dem Vater zu suchen, so ging er ihr aus dem Wege. Aber auch bei ihm zeigte es sich, wie seltsam des Menschen Herz ist: obgleich er mit Adelheid im Vollgefühl des Sieges schwelgte, fühlte er sich doch elender als je, und obgleich er Riza mied und fürchtete, sehnte er sich doch insgeheim zurück nach der stillen, schüchternen Jugendfreundin. Wenn nur auch alles Andere so still und friedlich wie damals gewesen wäre!

Nach wenigen Tagen geſchah, was man hatte erwarten müſſen: Eberhard, durch ſeine Freunde mit großer Macht verſtärkt, rückte vor das Haus und begann es in aller Form zu belagern. Er fand verzweifelten Widerſtand. Den hatte er aber vorausgeſehen und demgemäß ſo zahlreiche Mannſchaft herangezogen, daß das Haus dennoch fallen mußte. Die Beſatzung war viel zu ſchwach, um ſich auf allen angegriffenen Punkten dauernd mit gleichem Nachdruck vertheidigen zu können.

Riza beobachtete aus ihrem Kammerfenſter den wilden Kampf; aber noch wilder wühlte der Kampf in ihrem eigenen Herzen. Sie ſah, wie Wiprecht am Thore des väterlichen Hauſes gegen ihren Vater focht, ſie ſah, wie an dem anderen Thore Dietmar die Abwehr leitete und wie dort auch Adelheid mit Helm und Schwert unter den Streitern erſchien. Die Belagerer drangen da drüben immer übermächtiger vor, ſie gewannen die äußere Pforte, ſie ließen die Zugbrücke über den Graben nieder; Dietmar floh; aber Adelheid befeuerte ihr kleines Häuflein auf's neue und trieb es vorwärts auf die Brücke. Dort entſpann ſich ein wirres Handgemeng; Adelheids

Leute wurden niedergehauen oder ins Haus zurückgejagt, die Stürmenden ſchlugen dem Weibe, das allein nicht weichen wollte, die Waffe aus der Hand, rohe Knechte fielen über ſie her und mißhandelten ſie ſo empörend, daß es Riza nicht länger anſehen konnte. Sie warf nur noch einen Blick nach Wiprecht und dem Vater; dort ſtand eben der Kampf auf eine Weile ſtill, als ob beide Parteien ſich verſchnaufen müßten. Da überwältigte ſie ihr gutes Herz, und wenn ſie ſchon dieſe Adelheid haßte mit der ganzen Gluth gerechten Zornes, eilte ſie doch auf den Brückengang und hinüber, um wenigſtens der rohen Gewaltthat zu wehren, welche ihres Vaters Leute an dem entwaffneten Weibe übten. Und es gelang ihr. Die Peiniger wichen betroffen zurück und brachten Adelheid ohne weiteren Muthwillen in guten Gewahrſam, indeß gleichzeitig Riza's Bruder ſeines Kerkers ledig ward.

Während der kurzen Friſt dieſes Vorganges hatte ſich aber auch am andern Thore der Kampf unerwartet ſchnell entſchieden. Das Thor ward erſtürmt. Wiprecht floh fechtend in das Innere des Hauſes, und obgleich ſich Eberhard den jungen Mann ganz

beſonders zum Gegner auserſah und ihm gar zu gerne das zweite Eſelsohr vom Helm heruntergeſchlagen hätte, ſo verlor er ihn doch im Gedränge. Es glückte Wiprecht, den oberen Stock zu erreichen; die Niederlage Dietmars war ihm noch unbekannt; darum eilte er zu dem Brückengang: dort konnte er ſich gegen Dutzende wehren, Dietmar konnte ihm Hülfe bringen. Aber an der Pforte des Ganges ward er hinterrücks von jenen Leuten Eberhards überfallen, die er ſelber bei ſeinem Ueberfall des neuen Baues jüngſt zu Gefangenen gemacht. Sie hatten ſich während des Sturmes befreit, und Wiprecht war die erſte Beute, welche ihrer Wuth unter die Hände kam. „Er hat unſeren Ritter aus ſeinem Hauſe geworfen," brüllte Einer, „werft ihn jetzt wieder hinaus, wo er damals hereingeſtiegen iſt." Die Andern jubelten Beifall, ſchleppten Wiprecht auf den Brückengang und warfen ihn hinab in den Graben.

So hatte Riza die Adelheid gerettet und darüber ihren Wiprecht verloren; wäre ſie nicht gar zu großherzig geweſen und vorhin ſtehen geblieben, wo ſie ſtand, ſo würde es wohl umgekehrt gegangen ſeyn.

Zwar lebte Wiprecht noch, als man ihn aus dem Graben hob, allein es ſchien nicht, daß er den Tag überdauern werde. Riza taumelte umher wie eine Fieberkranke, ſie verſtand die Siegesfreude der Ihrigen nicht, noch den Aerger derſelben, daß gerade der Hauptſpitzbube, daß Dietmar von Haftel allein entkommen ſey, ſie hatte nur einen klaren Gedanken: ſie wollte bei Wiprecht ſeyn, ihn pflegen, ihn retten und wenn ſie ſelber ins Grab ſteigen müßte, um ihn bei dem unerbittlichen Tode auszulöſen. Mit großer Mühe erlangte ſie's endlich von ihrem Vater, daß ſie dem ſterbenden Manne in ſeinen Schmerzen beiſtehen dürfte. In ſinnloſer Haſt wollte ſie geradaus über den Brückengang zum alten Hauſe eilen; denn man hatte Wiprecht dorthin gebracht. Aber ſie prallte zurück, als ſie den Fuß auf die Balken ſetzte: die Brücke, an welche ſich ihr Hoffen ſo abergläubiſch geklammert, ſtand wieder feſt wie vordem, und — Wiprecht war von den Balken, die er ſelber neu gefeſtet, in den Abgrund geſtürzt worden! Riza konnte nicht über die gräßliche Brücke gehen; ſie wankte auf dem Umwege die Treppe hinab.

Wiprecht lag in einer ſchweren Ohnmacht. Als

er wieder zu ſich kam und Riza neben dem Bette ſitzen ſah, blickte er ſie lange mit mildem Auge an, und als ſie endlich fragte, wie es ihm gehe, erwiderte er: „Gut und beſſer als ſeit Jahr und Tag; denn die wüſte Geſchichte mit den Eſelsohren iſt zu Ende. Ich will jetzt wieder ruhig werden und deinen Friedensworten folgen und Adelheid muß es gleichfalls, ſie mag wollen oder nicht.“

Riza merkte mit heimlichem Schauer, daß Wiprecht doch nicht ganz bei klaren Sinnen ſey und daß er nicht ahne, wie nahe der Tod an ſeinem Lager ſtand. Sollte ſie ihn an das Ende mahnen? Es war kein Prieſter zur Hand; ſollte ſie ihn vorbereiten und ſeine Beichte hören? Aber was er eben geſprochen und in noch tieferen, verwandten Worten weiter ſprach, das war ja auch eine Beichte! Und ſie dachte, wenn er mit ſo guten Gedanken hinüberſchlummere, nicht ahnend, daß er eben jetzt ſterben müſſe, ſo ſey das auch gut geſtorben und beſſer, als wenn er ſich mit Todesgedanken martere; ſey er einmal wirklich todt, dann werde er auch ſchon frühe genug erfahren, daß er geſtorben ſey.

Aus allen Reden des Sterbenden leuchtete aber

hervor, wie lieb er Riza doch immer im ſtillen Sinne gehabt und wie die Einkehr bei ihr ein ächteres Glück ihm geboten als der Rauſch des Ehrgeizes, welchen er mit Adelheid durchgeſchwärmt. Es war ein verhülltes, unbewußtes Liebesgeſtändniß ganz eigener Art, ſo dämmernd, wie auch Riza's zagende Liebe lange Zeit geweſen war.

Riza's Liebe hatte ihr Zagen ſieghaft überwachſen, als es zu ſpät war und Wiprecht bereits an Adelheids Hand dem Untergang entgegenſtürmte; Wiprechts Liebe ſprach ſich zum erſtenmale deutlich aus, als ſeine halbwache Seele bereits zum Tode hinüberträumte.

Und dennoch war dieſe Ausſprache deutlich. In letzten und höchſten Nöthen fallen oft plötzlich die Schleier unſers Geiſtes, und was jetzt in Wiprechts Worten ſich kundgab, das war ſeines innerſten Weſens eigenſter und beſter Theil.

Aber auch der Jungfrau fielen endlich die Schuppen von den Augen, und indeß Wiprecht laut beichtete, legte ſie ſich eine ganz neue Beichte im Stillen ab. Nur war dieſes ihr Selbſtgeſtändniß unendlich ſchmerzhafter. Denn während Wiprecht eben ſeine Schuld

mit der baren Sühne des Todes büßte, gab ihm die Gnade des unſichtbaren Richters Linderung in dem klaren Wiedererfaſſen des verlorenen Glückes; Riza dagegen erkannte um ſo ſchmerzvoller ihre Schuld, je ſeliger ſie andererſeits das Bewußtſeyn machte, daß ihre ſtille Liebe nun doch den Sieg der ſtillen Gegenliebe gewonnen. Ganz außerordentliche Dinge gingen ihrem Verſtande auf, und doch waren es nur Dinge, die ein gewöhnlicher Menſch längſt mit Händen gegriffen hätte. Sie hatte vordem ſich ſelbſt erforſcht bis zur Vernichtung alles Selbſtvertrauens, aber die andern Menſchen, die Welt, hatte ſie nicht erforſcht, und ſo ſtürzte ſie ſich und ihren Geliebten doch nur ins Elend durch ihre qualvolle Selbſterkenntniß. Jetzt erſt ſah ſie ein, daß man einen ungeſtümen jungen Mann nicht ſo unter der Hand lieben und leiten könne, von der Ferne her, — und ſey es auch nur auf zwanzig Fuß über eine hölzerne Brücke hinüber — vorab wenn eine Frau wie Adelheid ihm zur Seite ſtand. Ihr gutes Herz war überall voran geweſen, darum war die kluge That überall zu ſpät gekommen. Sie hatte ihr Glück geopfert, um den geliebten Mann glücklicher als glücklich zu machen,

und in der Schwärmerei dieſes Gedankens hatte ſie den ſüßen Schmerz des Opfers ertragen gelernt. Jetzt zerrann dieſe Schwärmerei wie ein Nebel, die Wahrheit ſtand vor ihrem Auge: ſie waren Beide gleich elend geworden. Wäre Wiprechts Sterbeſtunde nicht doch ſo ſchön geweſen, verklärt von dem Schimmer der Liebe, ſo würde ſie den Schmerz ihres Opfers nicht ertragen haben. Jetzt aber war ihr dieſe bittere Stunde ſelbſt wie eine unverdiente Gnade; ſie hätte die Stunde feſthalten mögen für immer, aber die Stunde lief ab; Wiprecht ſtarb, indem er, Adelheids und der Eſelsohren gänzlich vergeſſend, ein neues Leben der Liebe und des Friedens glaubte wiedergewonnen zu haben.

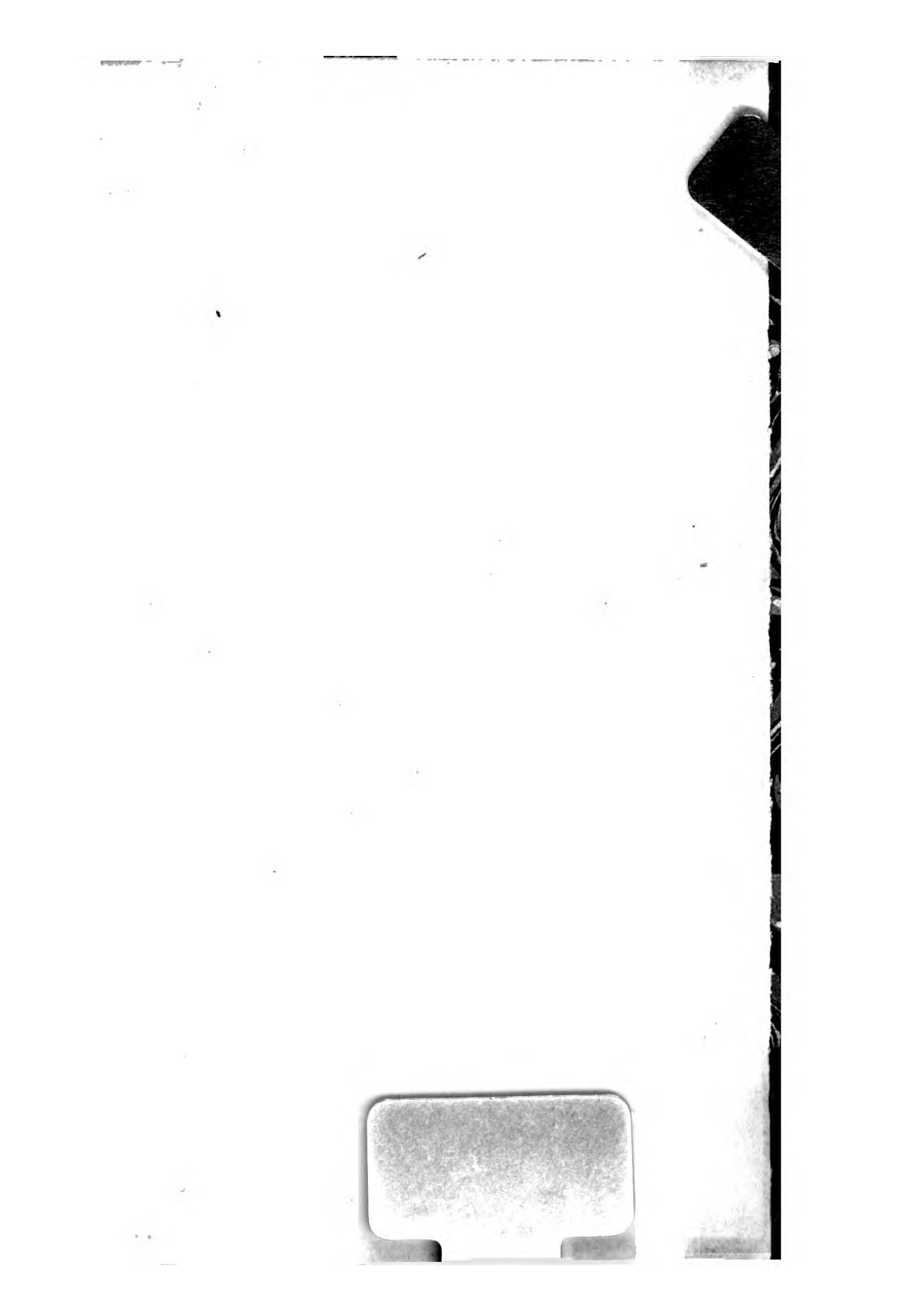
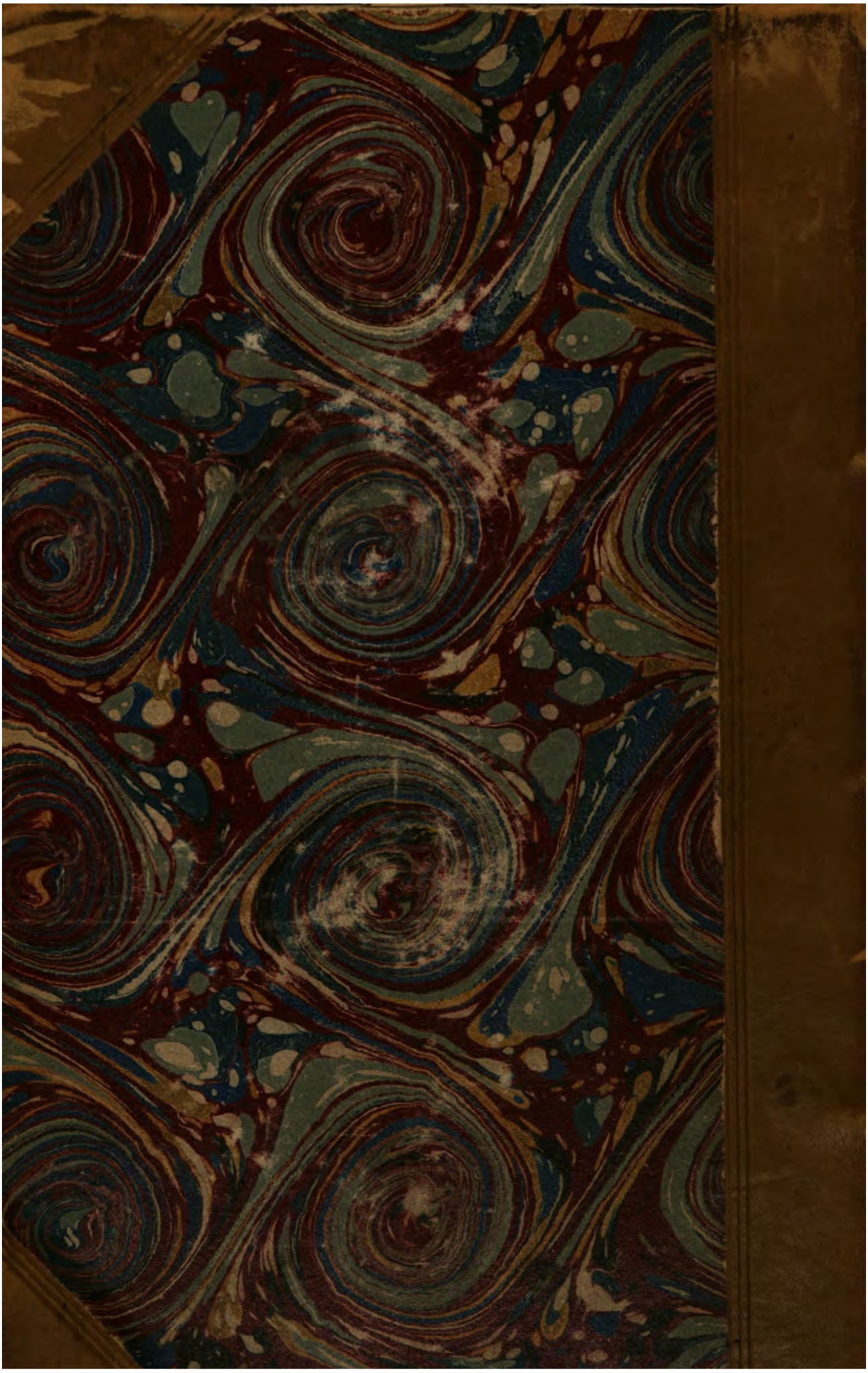
Als Riza noch weinend bei der Leiche ſaß, trat Adelheid in's Zimmer. Sie ergriff Riza bei der Hand und blickte dem Todten lange ſchweigend in das verſöhnte Antlitz; ihr Auge blieb trocken, doch in ihren Zügen arbeitete es mächtig. Endlich ſprach ſie zu Riza: „Das Recht ſtand auf unſerer Seite, das Glück auf der Seite deines Vaters. Ich habe gethan, was ich mir und meinem Manne ſchuldig war!“

Mit dieſen Worten verließ ſie das Gemach, ohne

Zweifel vor ſich ſelbſt gerechtfertigt, indeß die arme Riza, von Selbſtanklagen übermannt, zurückblieb.

Adelheid ging ſpäter in das Kloſter Rupertsberg und ward Nonne. Was hätte ſie auch anderes thun ſollen? Ihre Rolle war ausgeſpielt, alſo trat ſie ab von der Bühne.

Riza dagegen, welche ihr Vater ſo oft ſchon eine Nonne genannt, die man einzukleiden vergeſſen, blieb ſtarken Muthes zu Hauſe. Sie ſprach, als ſie von Adelheids Schritt Kunde bekam: „Es wäre mir zwar auch bequem, ins Kloſter zu gehen; denn ich leide an einem Herzfehler und gedeihe darum nicht recht in dieſer Welt. Ein Arzt erzählte mir, es gäbe Leute, die ein zu großes Herz haben, ſo groß, daß es zuletzt alles Andere überwuchert und dem armen Kranken bis zum Halſe herauf ſchlägt. Dieſe Krankheit ſcheint auch mir angeboren zu ſeyn. Allein ſie iſt unheilbar; alſo ſuche ich auch nicht das Spital eines Kloſters. Ich will bei meinem Vater bleiben, der meiner Pflege für ſeine alten Tage bedarf.“

Das that ſie denn auch; und Leute, die ihr ſtilles, liebevolles Walten geſehen und dazu auch etwa ahnten, was ſie alles verſchwiegen in der Seele trug,

ſagten, es ſey faſt ſchade, daß es ſchon eine alte heilige Riza gebe; ſäße die nicht feſt auf ihrem Platze, ſo könnte man auch die Riza Knebel von Katzeneln-bogen zur heiligen Riza machen, obgleich ſie nicht ins Kloſter gewollt, und ſich lediglich aus dem pro-fanen Grund wie eine Büßerin quäle, weil ſie bei der Brautwerbung eines heiß geliebten Mannes ſich nicht getraut habe, Ja zu ſagen.